ALPENVEREINSJAHRBUCH

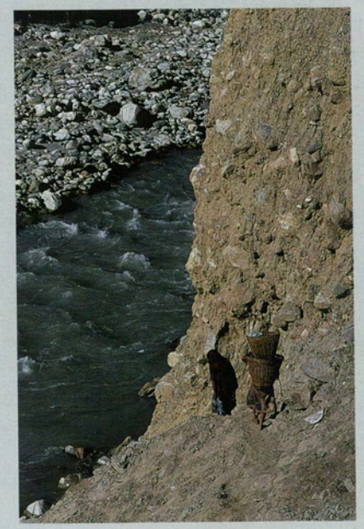


BERG 2007

ALPENVEREINSJAHRBUCH

BERG 2007

ZEITSCHRIFT BAND 131



Titelbilder (von links): Courvercle-Hütte. Foto: Jürgen Winkler; *Marietta Uhden.* Foto: Marco Kost; *Großglockner.* Foto: A. Strauss; *Nepal, Rolwaling.* Foto: Jürgen Winkler
Bild oben: Kali Kandaki. Foto: Jürgen Winkler
Bild Seite 2/3: Zinnenhütte. Foto: Jürgen Winkler
Bild Seite 7: Dachstein Südwand, Klettersteig. Foto: Walter Theil
Bild Seite 8/9: Gruberschartenbiwak, Glockner. Foto: A. Strauss

Alpenvereinsjahrbuch

BERG 2007

Zeitschrift Band 131

Jahrbuch-Redaktion
Walter Theil

Jahrbuch-Beirat

Lutz Bormann, DAV
Heinz Röhle, DAV
Roland Stierle, DAV
Gerold Benedikter, OeAV
Oskar Wörz, OeAV
Franz Mock, AVS

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen



INHALT

TopThema: Hütten und Wege



Heinz Röhle	Die Schutzhütten des Alpenvereins	12
Wolfgang Nairz	Sherpas in Tirol	22
Thorsten Schüller	Canasta im Schneesturm	28
Eugen E. Hüsler	Wege – Lebensadern in den Alpen	32
Jürgen Winkler	Hütten und Wege – eine Bilderreise	40
Franz Mock	Die Rieserfernerhütte	46
Karin Leichter	Wanderwege digital	50
Peter Haßlacher	Arbeitsgebietspolitik des AV	54
Ingeborg Schmid-Mummert	Ein Zuviel an Bequemlichkeit...	62



Bergsport Heute



Eberhard Neubronner	Herbstnotizen aus Sikkim	70
Marietta Uhden	Lebensphilosophie: Klettern	80
Alexander Huber	Grand Capucin – Bergsteigen: Beruf und Berufung	90
Matthias Pinn	Elbrus-Besteigung	98
Andreas Mühlleitner	»Chaddar« – Straße aus Eis	102
Bernhard Mock	Klettern zwischen Reisfeldern, Affen und heiligen Kühen	110
Gaby Funk	Gerlinde Kaltenbrunner – die Faszination der 8000er	120
Stefan Glowacz	»Vom Winde verweht« – Die Geschichte einer Erstbegehung	130
Hermann Wolf	Fränkische Andenkundfahrt 2004	140





Kultur und Wissenschaft



Richard Goedeke	Mit Pinsel und Zeichenstift unterwegs im Himalaya	148
Ferdinand Hujer	Alpendurchquerung: Der lange Weg nach Genua Teil 1: Wien – Rheingraben	154

AV-JAHRBUCH BERG 2007





Stefan Spath	Bartgeier – Comeback auf mächtigen Schwingen	168
Monika Gärtner/ Friederike Kaiser	Alpengedächtnis online	174
Harald Grund/ Friederike Kaiser	Zukunft Hütte. Ersatzbau der Olpererhütte	180
Peter Donatsch	Begegnen statt besteigen	184

Alpine Geschichte



Andreas Dick	Helden der Berge	198
Rollo Steffens	50 Jahre Broad Peak – Die Kontroverse	208
Gerald Lehner	Die Meditation des Verschwindens	216
Elmar Landes	Bernd Arnold – Ein heimatverbundener Weltenwandler	230
Christoph Höbenreich	Ruwenzori – 100 Jahre Erstbesteigung	240

KartenGebiet/GebietsThema: Großglockner



Peter Haßlacher	Alpenvereins-Arbeitsgebiet Großglockner	254
Franz Mandl	Salms Hütte am Großglockner	260
Martin Roos	Leben am Ende des Kalser Tals	268
Clemens Hutter	Zuerst vor dem Berg, dann Angst um den Berg	274
Wolfgang Pusch	Stau unterm Gipfelkreuz und Einsamkeit über den Wolken	280



Forum Alpenverein



Jan Mersch	Die Spirale dreht sich weiter – Chronik 2005	288
Nicole Slupetzky	KZ Weißsee – Zwangsarbeit in 2.300 m Höhe	298
	Alpenverein – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft	
Hans Heiss	60 Jahre Alpenverein Südtirol	305
Reinhold Messner	Der AV und das kulturelle Erbe des Bergsteigens	309
Josef Klenner	Der Deutsche Alpenverein auf neuen Wegen?	313



KARTENBEILAGE: Großglockner 1:25.000

Vorwort

von Walter Theil

»Hütten und Wege«, das dem Jahrbuch 2007 vorangestellte TOP-Thema klingt alpinistisch wenig aufregend, betrifft es doch einen Bereich, der in den vergangenen Jahren eher als selbstverständlich vorausgesetzt und wahrgenommen wurde. Gut angelegte und ordentlich markierte Wege, eine gemütliche und bewirtschaftete Hütte, das hat sich in einem Großteil der Alpen bei der großen Mehrheit der Berggeher als Standarderwartung etabliert.

»Die Kenntnis von den Alpen zu erweitern und zu verbreiten, ihre Bereisung zu erleichtern«, wie die Gründerväter der Alpenvereine einst postulierten, das ist, wenn man sich die Hunderte von Hütten und die Zehntausende von Kilometer an Wanderwegen in unseren Bergen vor Augen führt, wahrlich in beeindruckender Form gelungen.

Diese alpine Infrastruktur ist aber nicht vom Himmel gefallen, sondern Ausdruck der Leistungsfähigkeit der alpinen Vereine und verdeutlicht wohl am anschaulichsten deren Entwicklungsgeschichte. Nur mit großem finanziellen Einsatz und viel ehrenamtlichem Engagement sowie hart erkämpfter Unterstützung durch die öffentliche Hand war es möglich, dieses Angebot an alpiner Infrastruktur zu schaffen. Infolge der gegenwärtig klammen wirtschaftlichen Großwetterlage, in der ehrenamtliche Aktivitäten und vor allem staatliche Fördergelder nachlassen, wenn nicht gar ausfallen, andererseits aber Umwelt- und Naturschutzmaßnahmen hohe Anforderungen stellen und der behördliche Verordnungseifer ständig neue Auflagen produziert, wird aus einem eher »trockenen« Thema, das meist nur die unmittelbar davon Betroffenen beschäftigte, zunehmend ein »heißes Eisen«, das uns alle angeht.

Auseinandersetzungen zwischen bergsteigerischen und touristischen Interessen begleiteten die erschließerischen Tätigkeiten und Baumaßnahmen im Gebirge von Anfang an; die Reibereien zwischen den »Hüttenbummlern« und den »ernsten Alpinisten« sind im Aufsatz von Ingeborg Schmid-Mummert nachzulesen. Je nach Zielsetzung und Selbsteinschätzung reichten die Vorstellungen von »spartanischer Schutzhütte» bis »Einzelzimmer mit Dusche«, von »spärlich markierter Pfad« bis »geländergesicherter Spazierweg«.

Es ist nun aber der Punkt erreicht, wo es nicht mehr nur um das vereinsintern zu regelnde Für und Wider einzelner Projekte geht – es geht ums Ganze, um eine richtungspolitische Debatte über die weitere Zukunft des Hütten- und Wegewesens generell und damit um eine der Hauptaufgaben des Alpenvereins überhaupt.

Notwendig ist eine vorurteilslose Analyse der aktuellen Situation, eine offene Diskussion aller Meinungs- und Entscheidungsträger und die Suche nach einer gemeinsamen, tragfähigen Strategie, um die in über 130 Jahren entstandene alpine Infrastruktur für Bergsteiger, Naturfreunde und Touristen zu erhalten und zukunftssicher zu machen. Das Schwerpunktthema bündelt Argumente, Meinungen und Ideen zum Komplex »Hütten und Wege«, besonderen Diskussionsstoff liefern die Artikel von Heinz Röhle und Peter Haßlacher. Aber auch die Beiträge des Historikers Hans Heiss, des Bergindividualisten Reinhold Messner und des Verbandsfunktionärs Josef Klenner thematisieren dieses Problem, wenn sie die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft alpiner Vereine und ihre Aufgaben ins Visier nehmen.

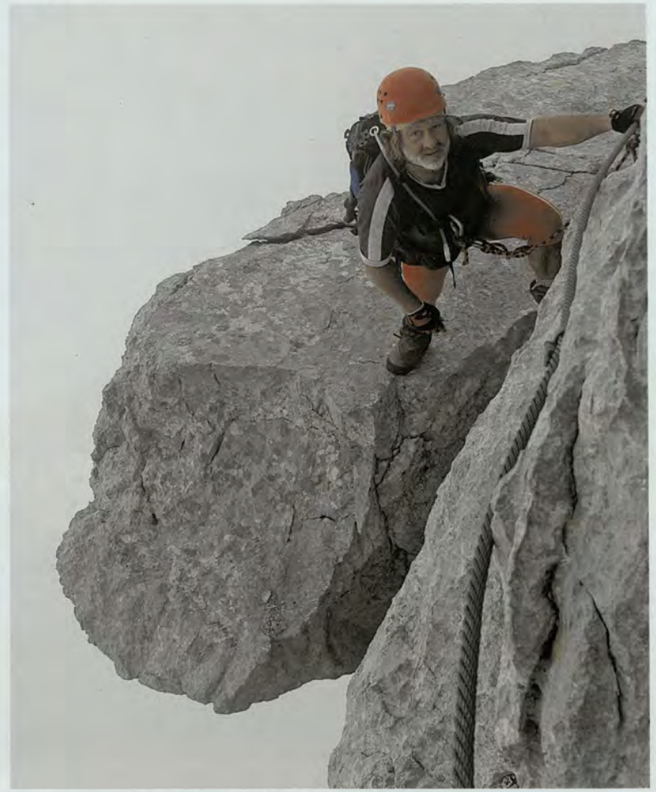
Der eindrucksvolle Beitrag von Andreas Mühlleitner über Zanskar (»Chaddar - Wege aus Eis«) und die Schilderung der nordamerikanischen »wilderness« bei Gerald Lehner präsentieren uns Vorstadien bzw. Gegenentwürfe zu unserer hochentwickelten alpinen Infrastruktur, die wiederum eine Alpendurchquerung – wie sie Ferndinand Hujer unternimmt und beschreibt – erst möglich macht. Und der Gegensatz zwischen der heutigen Realisierung eines Hüttenbaus in naturschonender Holzbauarchitektur (am Beispiel Olperer Hütte) und der Recherche von Nicole Slupetzky über die menschenverachtenden Verhältnisse des höchstgelegenen Arbeitslagers bei der Rudolfshütte während der Nazizeit, könnte kaum größer sein.

Aber auch die Trekking- und Expeditionsberichte, die uns zum Klettern nach Südindien, zum Trekking nach Sikkim und Nepal sowie zum Bergsteigen in die Anden, am Elbrus und Ruwenzori mitnehmen, bieten uns neben herrlichen Bildern, fantastischen Eindrücken und unterhaltsamen Informationen stets reizvolle Kontraste und Vergleiche zu unserem Hauptthema. Sie unterstreichen – bei aller Vielfalt der alpinistischen Tätigkeiten – dessen weitreichende Bedeutung.

Auch die Beiträge von den in diesem Jahrbuch versammelten Top-Alpinisten gehen über die Schilderung abenteuerlicher und atemberaubender Leistungen hinaus.

Während Andi Dick in seinem pointiert formulierten Schnelldurchgang durch die alpine Historie noch am Mythos der »Helden der Berge« kratzt und Rollo Steffens in seinem Rückblick auf die Erstbesteigung des Broad Peak die Legendenbildung um die Seilschaft Hermann Buhl/Marcus Schmuck verblassen lässt, versuchen heutige Leistungsträger ein differenzierteres Bild zu bieten.

Marietta Uhden, die sicherlich erfolgreichste deutsche Wettkampfkletterin, möchte nicht nur als Kletterhallen-Queen wahrgenommen werden, sondern legt in ihren autobiographischen Notizen Wert auf ihre gesamtbergsteigerische Tätigkeit, und Gaby Funk verhindert in ihrem Porträt der derzeit führenden Höhenbergsteigerin, Gerlinde Kaltenbrunner, dass das Bild einer bloßen Achttausendersammlerin entsteht. Auch für Stefan Glowacz ist die Stilfrage und Gesamtbetrachtung bei alpinen Unternehmungen – wie sein dramatischer Murallón-Expeditionsbericht deutlich macht – mitentscheidend geworden, und Alexander Huber liefert uns nicht nur die packende Erzählung der freien Begehung der »Voie Petit« am Grand Capucin, sondern interessante Informationen und Bausteine zum Berufsbild eines Spitzenbergsteigers. Geradezu beispielhaft für den Zusammenhang zwischen Natur, Sport und Mensch, für die umfassende Bedeutung des Bergsteigens, steht der Name Bernd Arnold, liebevoll porträtiert von Elmar Landes.



Das Gebiets- und Kartenthema »Großglockner« fügt sich dem hohen Niveau nahtlos ein, informiert uns über die Entwicklung des Glocknergebiets zum Nationalpark, als Lebensraum und als Spielfeld alpinsportlicher Möglichkeiten. Und es veranschaulicht, dass kein Thema, kein Gegenstand, kein Ziel vor Veränderung gefeit ist.

Diesen Vorgang zu erkennen und Neues sehen zu lernen, dazu bedarf es der Fähigkeit, einen anderen Blickwinkel als den gewohnten einzunehmen, dafür plädiert Peter Donatsch in seinem Artikel – und dazu möchte das Jahrbuch generell beitragen.



Hütten und Wege

TOPTHEMA

Heinz Röhle

Wolfgang Nairz

Thorsten Schüller

Eugen E. Hüsler

Jürgen Winkler

Franz Mock

Karin Leichter

Peter Haßlacher

Ingeborg Schmid-Mummert

Die Schutzhütten des Alpenvereins

Verpflichtung und Herausforderung für die Zukunft

VON HEINZ RÖHLE



Biwakschachtel am Gipfel, Stützpunkt bzw. Notunterkunft für Bergsteiger.
Foto: Heinz Röhle

Der Deutsche Alpenverein (DAV) lässt sich seine alpine Infrastruktur einiges kosten: Seit 1994 wurden jährlich zwischen 8 und 12 Millionen EUR in Hütten und Wege investiert, im Durchschnitt waren es 10,3 Millionen EUR per anno. Eingesetzt wurden die Mittel erstens zum allgemeinen Unterhalt und zur Modernisierung der z. T. über 100 Jahre alten Bausubstanz und zum zweiten, um alle Alpenvereinshütten auf einen zeitgemäßen Umweltstandard zu bringen. Insbesondere im ökologisch sehr sensiblen Hochgebirge muss dies für einen Verein, der sich seit seiner Gründung neben dem Bergsteigen auch dem Natur- und Umweltschutz verpflichtet fühlt, selbstverständlich sein. Investitionen in einer Größenordnung von mindestens 10 Millionen EUR pro Jahr werden auch in Zukunft erforderlich sein, da behördliche Bauvorschriften, u. a. zum Brandschutz, und Umweltauflagen im Bereich der Ver- und Entsorgung enormen Kapitaleinsatz erfordern und darüber hinaus ein Großteil unserer Hütten schon allein aufgrund des Alters dringender Modernisierung bedarf.

Zur Finanzierung der Umbau- und Sanierungsmaßnahmen wurden die Erträge aus der Hüttenbewirtschaftung herangezogen. Da die Einnahmen aus dem Hüttenbetrieb den erforderlichen Kapitalbedarf aber nur zu einem Teil decken konnten, musste der Fehlbetrag aus Mitgliedsbeiträgen gespeist werden, außerdem flossen dem DAV zweckgebundene staatliche Zuschüsse in nicht unerheblicher Höhe zu. Trotz dieser Finanzausstattung wären die erforderlichen Bau- und Erhaltungsmaßnahmen am Hütten- und Wegenetz schon in den vergangenen Jahrzehnten nicht realisierbar gewesen, hätten nicht Tausende von Sektionsmitgliedern als ehrenamtliche Helfer bei den anfallenden Arbeiten kräftig Hand angelegt. Der dadurch eingesparte Betrag lässt sich zwar nicht exakt beziffern, dürfte aber eine siebenstellige Größenordnung erreichen. Da seit geraumer Zeit die Fördermittel der öffentlichen Hand nur noch spärlich fließen, insbesondere die bisher von der Bayerischen Staatsregierung zur Verfügung gestellten Mittel wurden drastisch gekürzt, spitzt sich die finanzielle Situation vieler hüttenbesitzender Sektionen zu.

Der DAV ist deshalb gefordert, die Finanzierung des Hütten- und Wegenetzes auf eine vollkommen neue Grundlage zu stellen. Dass dabei auch die Sinnhaftigkeit der bisher praktizierten Hüttenpolitik kritisch hinterfragt werden muss, versteht sich von selbst. Voraussetzung dafür ist eine Erfassung des Status quo, die, ausgehend von den historischen Wurzeln, die Bedeutung der Hütten für Bergsteiger, Alpenverein und Gesellschaft analysiert und darauf aufbauend Perspektiven für die künftige Hüttenpolitik des Alpenvereins formuliert.

Bau von Schutzhütten in der Gründerzeit

Die »Belle Epoque« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts leitete den Alpentourismus vor allem in der Schweiz und in Österreich ein. Damals entwickelten sich Orte wie St. Moritz, Davos oder Kitzbühel, befördert durch die Erschließung der Alpen mit Eisenbahnmagistralen, zu mondänen Erholungszentren für die wohlhabende städtische Bevölkerung. In dieser Periode wurden die Alpenvereine gegründet, die ihre Aufgaben in der Verwirklichung wissenschaftlicher, bergsportlicher und naturschützerischer Ziele sahen. In den Satzungen schlug sich dieser Anspruch in Formulierungen nieder wie »die Kenntnisse der Hochgebirge erweitern«, »das Bergsteigen und Wandern fördern« und »die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt erhalten und dadurch die Liebe zur Heimat stärken«.

Zentrales Anliegen der Alpenvereine in der Gründerzeit war die Erschließung der Bergmassive. Eingeleitet mit dem Bau von Schutzhütten an den markantesten Gipfeln der Ostalpen führte dies zur Errichtung eines dichten Hütten- und Wegenetzes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Motiviert wurde der Hüttenbau auch durch das Bestreben, den Fremdenverkehr zu initiieren und damit die Lebensverhältnisse der einheimischen Bevölkerung zu verbessern. Stellvertretend für die Protagonisten dieser Idee sei Johann Stüdl (1839-1925) genannt, ein wohlhabender Prager Kaufmann und Mitgründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Stüdl hatte sein Herz an Osttirol verloren und war erfüllt von der Idee, in den verarmten Bergtälern dieser Region eine Infrastruktur zu schaffen, die den dort beheimateten Menschen eine Zukunftsperspektive eröffnen sollte. Dazu organisierte Stüdl für die Kalser Bevölkerung das Bergführersystem als Einkommensquelle, ließ am Aufstieg zum Großglockner die erste Touristenhütte bauen, die im Jahr 1868 eingeweiht wurde und heute unter dem Namen »Stüdlhütte« allgemein bekannt ist, und errichtete unter Verwendung von zahlreichen Eisenstiften und 400 m Fixseil am Südgrat des Großglockners (dem heutigen Stüdlgrat) den ersten Klettersteig in den Alpen.

Ähnlich wie in Osttirol wurden die Schutzhütten in vielen anderen Bergregionen Kristallisationskeime für den alpinen Tourismus, der damals wie heute in strukturschwachen Regionen einen wesentlichen Beitrag zur Wertschöpfung liefert.

Karikaturen:
Sebastian Schrank

Welche Hütten wollen wir?
Die Komfortunterkunft mit allen Schikanen...



...oder die spartanische Selbstversorgerhütte?



Die Alpenvereine als »Beherbergungsunternehmen«

Die Erschließung war derart erfolgreich, dass der DAV mittlerweile 332 allgemein zugängliche Hütten mit 20.000 Übernachtungsplätzen bewirtschaftet, auf denen pro Jahr rund 800.000 Bergfreunde nächtigen und ca. drei Millionen Tagesgäste einkehren. Damit wurde, komplettiert durch die 231 Hütten des Österreichischen Alpenvereins (OeAV) und die 20 Hütten des Alpenvereins Südtirol (AVS), ein flächendeckendes Netz an Schutzhütten in den Ostalpen geschaffen. Damit sind der DAV und seine Sektionen der größte Beherbergungsbetrieb der Alpen, seine Hütten bilden zusammen mit dem über 40.000 km langen Wegenetz die Eckpfeiler für Bergtourismus und alpine Infrastruktur; sie sind unverzichtbar für die alpine Ausbildung und liefern darüber hinaus einen wesentlichen Beitrag zu Umweltschutz und alpiner Raumordnung. Von den Hütten des DAV liegen 55 % in Österreich und 21 % im Bayerischen Alpenraum, die restlichen 24 % verteilen sich über die deutschen Mittelgebirge.

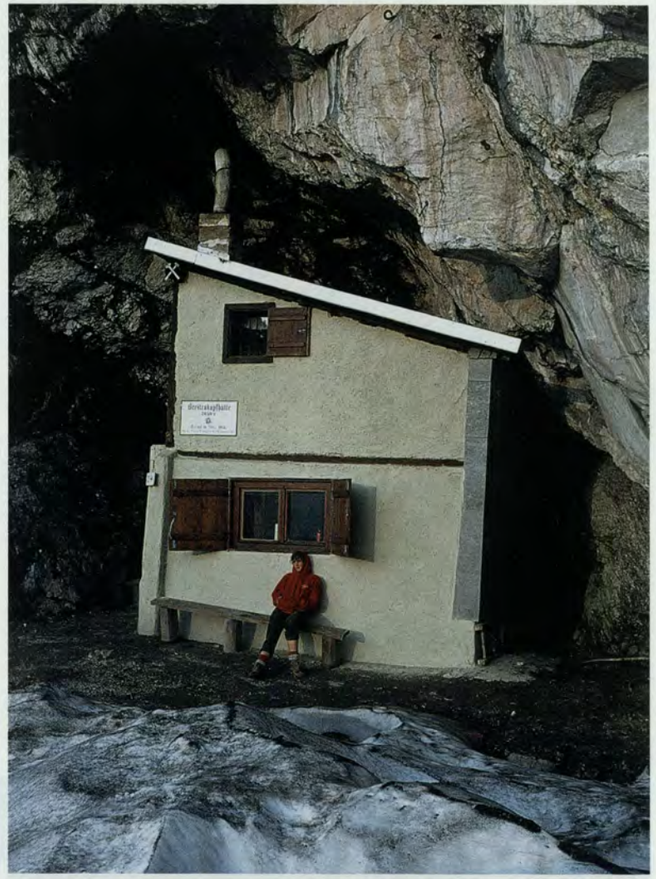
Gut ¾ der DAV-Hütten gehören der Kategorie I »alpine Schutzhütte« an. Alleinstellungsmerkmal dieser Hütten ist die besondere bergsteigerische Bedeutung, sie sind unverzichtbare Stützpunkte für große Bergfahrten und erfordern einen Anstieg von mindestens einer Stunde. Diese Hütten liegen häufig in Höhen über 2000 m, ihre Bewirtschaftung ist arbeits- und damit kostenintensiv und alle Bauarbeiten und Umweltmaßnahmen verschlingen schon allein wegen der extremen Lage hohe Summen. Da diese Hütten meist keine ganzjährigen Öffnungszeiten haben und die Besucherzahlen saisonal sowie witterungsabhängig stark variieren, fällt i. d. R. die Ertragsseite nicht befriedigend aus. Die übrigen Hütten sind den Kategorien II bzw. III zuzuordnen und oft ganzjährig bewirtschaftet (Hütten der Kategorie III verfügen meist über einen Anschluss an das öffentliche Verkehrsnetz). Sie konkurrieren nicht selten mit anderen Beherbergungsbetrieben vor Ort oder in der näheren Umgebung und sind hinsichtlich Angebot, Service und Preisgestaltung den Marktmechanismen unterworfen.

Einen Teil unserer Hütten kennzeichnen darüber hinaus besondere Merkmale: So liegen beispielsweise 55 Objekte an einem Bergsee oder 14 Hütten in einem Skigebiet. 32 Hütten eignen sich prinzipiell für Seminarveranstaltungen und 162 Standorte sind aufgrund ihrer Ausstattung und ihrer naturräumlichen Gegebenheiten für Familien interessant.



Durch den Bau der Kreuzeckbahn hat sich der Charakter des unmittelbar an der Bergstation gelegenen Kreuzeckhauses (1651 m, Sektion Garmisch-Partenkirchen) im Wettersteingebirge grundlegend gewandelt: aus der ehemaligen Bergsteigerhütte der Kategorie I wurde ein Objekt der Kategorie II, das vor allem für Tagesgäste attraktiv ist.
Foto: Heinz Röhle

Die Einteilung der Alpenvereinshütten in drei Kategorien schlägt sich in spezifischen Bewirtschaftungsgrundsätzen nieder, die in der Hüttenordnung geregelt sind (Angebotsgestaltung, Sperrstundenregelung usw.; in Österreich sind die Kategorien darüber hinaus aus förderpolitischen Gesichtspunkten von Bedeutung). Außerdem sind, von wenigen Ausnahmen wie dem DAV-Haus Obertauern abgesehen, die Sektionen Eigner der Hütten, die wiederum durch Pächter bewirtschaftet werden. An diesen Prinzipien der Hüttenpolitik hat sich seit Gründung des DAV nichts Wesentliches geändert. Allerdings wirft die angespannte Finanzsituation vieler hüttenbesitzender Sektionen die Frage auf, ob dieses Modell ohne jede Modifikation zukunftsfähig ist und ob gegebenenfalls die theoretische Idealsituation erreicht werden kann, bei der erstens die Einnahmen aus dem Hüttenbetrieb die Ausgaben (einschließlich Rücklagenbildung zu Sanierungs- und Erhaltungsmaßnahmen) decken und zweitens profitable Hütten an stark frequentierten Standorten soviel Überschüsse abwerfen, dass daraus der Unterhalt der unrentablen, aber bergsteigerisch wichtigen Hochgebirgsstützpunkte finanziert werden kann.



Die Breitenkopfhütte (2017 m) der Sektion Coburg in der Mieminger Kette, Selbstversorgerhütte abseits ausgetretener Pfade.
Foto: Heinz Röhle

Hüttenpolitik der Alpenvereine – ein kontroverses Thema

Über kaum ein Thema wird unter Bergsteigern so trefflich gestritten wie über die Hüttenpolitik der Alpenvereine, kontroverse und manchmal auch radikale Ansichten machen die Runde. Viele Diskussionen zu diesem Thema lassen sich auf provokante Fragen reduzieren wie:

Welche Hütte wollen wir – die Komfortunterkunft mit allen Schikanen oder die spartanische Selbstversorgerhütte?

Oder sollen wir, wie Reinhold Messner gefordert hat, die Hütten privatisieren und in manchen Regionen sogar abreißen, um den Charakter der Alpen als Wildnis und Gefahrenraum zu stärken?

Bevor im folgenden Gedanken zur künftigen Hüttenpolitik präsentiert und Vorschläge zur Finanzierung unseres Hütten- und Wegenetzes skizziert werden, sei kurz das im Jahr 2001 vorgestellte Leitbild des DAV zitiert, in dem u. a. die Grundsätze der Hüttenpolitik festgeschrieben sind. Ausgehend von der Prämisse, dass die Phase der Alpenerschließung für den DAV beendet ist, werden hier nachstehende Thesen formuliert:

1. Auf Neubauprojekte verzichten.
2. Bestehende Schutzhütten erhalten und Arbeitsgebiete einschließlich Wegenetz nachhaltig entwickeln.
3. Hütten mit umweltfreundlichen Materialien modernisieren.
4. Hütten nach ökologischen Grundsätzen führen.



Die Höllentalangerhütte der Sektion München im Wettersteingebirge, heute wie früher ein Unterkunftshaus der Kategorie I.
Foto: Heinz Röhle

struktur bereitstellen und betreuen. Aber auch zur Verwirklichung der Anliegen im Natur- und Umweltschutz nutzt der Hüttenbesitz: Ist der DAV doch als Grundeigentümer und damit unmittelbar Betroffener bei relevanten Planungsverfahren zu hören und oft für die Initiativen vor Ort ein geschätzter Mitstreiter. Nur durch den Einsatz der Alpenvereine und seiner Sektionen konnten in den letzten Jahrzehnten so manche Bau- und Erschließungsvorhaben im Alpenraum verhindert oder zumindest umweltverträglich gestaltet werden. Und nicht zuletzt eröffnen Hütten und Wege die Option der Besucherlenkung: So lassen sich durch Größe, Ausstattung, Angebot und Bewerbung durchaus Besucherströme in bestimmte Regionen lenken bzw. die Nutzung sensibler Naturräume zurückfahren.

Offensichtlich ist jedoch auch, dass sich seit Beginn der Erschließung mit Schutzhütten im 19. Jahrhundert das Bergsteigen fortentwickelt hat und darüber hinaus durch den Bau von Straßen die Erreichbarkeit vieler entlegener Gegenden wesentlich verbessert wurde. Deshalb liegen heute manche Objekte, deren Charakter als Schutzhütte und Ausgangspunkt großer Bergfahrten zum Zeitpunkt ihrer Errichtung unstrittig war, unmittelbar am öffentlichen Straßennetz (z. B. Dortmunder Hütte im Kühtai) oder befinden sich im Zentrum eines gutbesuchten Skigebietes (z.B. Dresdner Hütte im Stubaier Gletscherskigebiet oder Ulmer Hütte unterhalb der Valluga im Skizirkus Arlberg). Durch den Bau von Stichstraßen, die oft bis in den hintersten Talgrund reichen, verkürzte sich die Anstiegszeit bei einer Reihe weiterer Hütten enorm. Gleichzeitig wandelte und erweiterte sich das Bergsteigen in den letzten 50 Jahren. Während in der Gründerzeit vor allem im Sommerhalbjahr Bergfahrten und Hochtouren unternommen wurden, sind durch den Boom des Skitourengehens die Besucherzahlen in manchen Regionen mittlerweile im Winter drastisch angestiegen. Außerdem kamen z. B. mit Mountainbiking, Schneeschuhwandern und Canyoning neue, als Trendsportarten apostrophierte Varianten des Bergsteigens in die Alpen, die gebietsweise ebenfalls zu einer Erhöhung der Besucherfrequenz führten.

Aus den Leitlinien geht klar hervor, dass der DAV das Hütten und Wegenetz in seiner Gesamtheit erhalten will und nicht beabsichtigt, Objekte zu veräußern oder Wege aufzulassen. Als kompetenter Verband für das Bergsteigen in all seinen Spielformen und als Förderer einer umwelt- und sozialverträglichen Entwicklung im Alpenraum kann der DAV auf das Hütten und Wegenetz nicht verzichten, ohne den Vereinszweck grundsätzlich in Frage zu stellen. Wer der alpinen Ausbildung und dem Tourenwesen verpflichtet ist und bei den Menschen die Liebe zur Natur wecken will, sollte auch die dafür notwendige Infra-

Herausforderungen in der Zukunft

Die engen finanziellen Spielräume, die verkehrliche Erschließung der Alpen und nicht zuletzt die Entwicklungen im Bergsteigen erfordern eine Neuorientierung der Hüttenpolitik, der sich die Alpenvereine und ihre Sektionen stellen müssen.

• Wandel in der bergsteigerischen Relevanz berücksichtigen

Aufgrund der guten Verkehrserschließung der Talschaften sind manche Hütten zur Durchführung von Bergfahrten nicht mehr zwingend erforderlich. Der Charakter dieser Objekte wandelte sich von der reinen alpinen Schutzhütte (die es in den Hochlagen selbstverständlich noch immer in großer Zahl gibt) zu einem in freier Bergnatur gelegenen Unterkunftshaus, das von den Besuchern aus unterschiedlichen Motiven aufgesucht wird. Je nach Lage und Ausstattung der Hütte reichen die Nutzergruppen hier von Familien mit Kindern, die einige erholsame Tage im Gebirge verbringen wollen, über Bergwanderer, die sowohl wegen der individuellen Routenwahl als auch aus Gründen der Geselligkeit gern auf Alpenvereinshütten nächtigen, bis hin zu Mountainbikern oder Tagestouristen. Für die beiden letztgenannten Nutzergruppen ist die Hütte oft Ziel und nicht Durchgangsstation, meist wird nicht übernachtet, sondern nur Rast gemacht und eine Mahlzeit eingenommen. Auf diesen Hütten brachen die Nächtigungszahlen in den vergangenen Jahrzehnten nicht selten stark ein, während die Anzahl an Tagesbesuchern in die Höhe schnellte. In weniger attraktiven Berggebieten oder bei starker Verkürzung der Anstiegszeiten zu den Gipfeln durch die Verkehrserschließung kam es in einigen Fällen auch zu einem drastischen Rückgang sowohl der Tagesgäste als auch der Nächtigungszahlen. Dies kann die Rentabilität einer bewirtschafteten Hütte infrage stellen, weshalb sich in derartig gelagerten Fällen die Frage nach der künftigen Bewirtschaftungsform schon allein aus ökonomischen Gründen aufdrängt.



Bauarbeiten am Taschachhaus (2432 m) in den Ötztaler Alpen: in den Hochlagen sind alle Maßnahmen besonders zeitaufwändig und kostenintensiv.
Foto: Archiv DAV

• Ausstattung und Angebot an die Nutzeransprüche anpassen

Ein Unterkunftshaus, das nicht mehr in erster Linie von Bergsteigern als Schutzhütte genutzt wird, sondern auf dem Tagesgäste, Wanderer, Familien mit Kindern, Mountainbiker oder andere Nutzergruppen den überwiegenden Anteil der Besucher stellen, muss seine Bewirtschaftung auf die Ansprüche dieser Zielgruppen ausrichten, wenn es weiterhin als attraktiver Standort wahrgenommen werden will. Dies kann z.B. bedeuten, Großraumlager in kleinere Einheiten umzuwandeln (relevant für Familien mit Kindern), das Speisenangebot zu erweitern (Tagesgäste erwarten eine andere Verköstigung als Hochtourengeher) oder spezielle Komforteinrichtungen einzubauen (für Mountainbiker werden Hütten nur dann attraktiv, wenn sie über Duschen verfügen). Komfortorientierte Umbaumaßnahmen dürfen jedoch nicht in eine allgemeine Preisanhebung münden, Alpenvereinshütten müssen auch künftig für Familien und jugendliche Bergsteiger preislich interessant bleiben. Darüber hinaus verbietet die Konkurrenz zu den im Tal befindlichen Gasthäusern und Privatunterkünften, die an das öffentliche Ver- und Entsorgungsnetz angeschlossen sind und damit kostengünstiger bewirtschaftet werden können, eine überzogene Preisgestaltung. Diese würde sich, Marktmechanismen greifen auch in den Bergen, in sinkenden Besucherzahlen und damit in geringerer Rentabilität niederschlagen.

Die Küche in der Kaunergrathütte (2817 m): umweltfreundliche Technik in großer Höhe.
Foto: Archiv DAV



Um das DAV-Hüttennetz für die verschiedenen Nutzergruppen attraktiver zu gestalten, wurde ergänzend zu der bereits bestehenden Einteilung in drei Kategorien eine Klassifizierung der Hütten nach nutzerspezifischen Gesichtspunkten vorgenommen mit dem Ziel, für jede Hütte ein Profil auszuweisen, das im Hüttenverzeichnis aufscheint und auch über die DAV-Homepage abgefragt werden kann. Dabei wurden folgende Nutzergruppen definiert: Bergwanderer, Hochtourengeher, Klettersteiggeher, Mountainbikefahrer, Skitourengeher, Alpinskiläufer und Langläufer. Zusätzlich wurden besondere Ausstattungsmerkmale abgefragt, wie z.B. Familien- oder Seminareignung. Mehrfachnennungen waren natürlich auch möglich. Dieses Profil ist in Piktogrammen verschlüsselt, die über Spezifika wie Tourenmöglichkeiten, getrennt nach Bergsportarten, Erreichbarkeit, Ausstattung der Hütte usw. informieren und kann im DAV-Internet-Hüttenportal online abgefragt werden. Darüber hinaus bietet das Hüttenportal weitere Recherchemöglichkeiten zur Auslistung von Hütten mit bestimmten Profilen in abgegrenzten Regionen (z.B. Abfrage aller familienfreundlichen Hütten im Tennengebirge oder aller für Mountainbiker interessanten Hütten im Tiroler Lechtal). Mittelfristig ist angedacht, zusammen mit dem OeAV und evtl. auch dem Schweizer Alpenclub (SAC) eine gemeinsame Internetplattform für Alpenvereinshütten zu schaffen, die mit einem geographischen Informationssystem verknüpft werden und eine Vielzahl von Informationen zur Ausstattung und zu den alpinsportlichen Möglichkeiten im Umfeld der Hütte offerieren soll.

Das Konzept der nutzerorientierten Ausrichtung der Hütten schließt die Bewertung ihrer Funktion im Hüttennetz mit ein. Denn es muss sichergestellt sein, dass auch künftig Objekte in adäquater Form erhalten blei-



Die Kaunergrathütte in den Ötztaler Alpen: mit einer Zustiegszeit von 3 bis 4 Stunden klassisches Objekt der Kategorie I.
Foto: Archiv DAV

ben, die ausschließlich als Stützpunkt innerhalb eines Weitwander- oder Höhenweges dienen, denen bei isolierter Betrachtung aber weder aus bergsportlicher, alpinhistorischer oder touristischer Sicht besondere Bedeutung zukommt. Allerdings darf im Einzelfall auch eine grundlegende Änderung der Bewirtschaftungsform kein Tabu darstellen: So ist es durchaus denkbar, wenig frequentierte, bisher voll bewirtschaftete, aber defizitäre Unterkunftshäuser in eine bewartete Hütte oder eine Selbstversorgereinheit zu überführen. Dadurch lassen sich die Kosten für anfallende Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen einschließlich der Aufwendungen für die je nach Bewirtschaftungsform (und damit orientiert an den Besucherzahlen) variierenden Umweltauflagen deutlich reduzieren. Der Verein würde durch eine derartige Umwandlung keine Ausdünnung seines Hüttennetzes vornehmen, er würde nur das Objekt an die Nachfrage anpassen und die dadurch freiwerdenden Mittel an anderer Stelle sinnvoller und effektiver einsetzen können.

Dass auch bei Neuausrichtung der Bewirtschaftungsform alle Umwelt- und Sicherheitsstandards vorbildlich erfüllt werden müssen, ist für den DAV als bundesweit anerkanntem Naturschutzverband eine Selbstverständlichkeit.

• Hüttenbewirtschaftung professionalisieren

Da der DAV nur über begrenzte Mittel zur Sanierung und Modernisierung seiner Schützhütten verfügt und die öffentliche Hand aufgrund der Finanznot in Zukunft noch sparsamer als bisher zweckgebundene Fördermittel ausreichen wird, befürworteten die Delegierten der Sektionen auf der Hauptversammlung 2005 in Berchtesgaden mit überwältigender Mehrheit ein Strategiekonzept zur Sicherung des Hüttennetzes, das auf mehr Professionalisierung setzt. Ziel dieses Konzeptes ist es in erster Linie, durch Optimierung der Betriebsführung effizienter und damit kostengünstiger zu wirtschaften und parallel dazu durch nachfrageorientierte Ausstattung die Attraktivität und damit die Besucherzahlen auf den Hütten zu steigern. Keinesfalls ist daran gedacht, den Fehlbetrag in der »Hüttenkasse« durch höhere Mitgliedsbeiträge oder drastische Preissteigerungen auf den Unter-







Die Wolfratshausener Hütte (1753 m) oberhalb von Lermoos in den Lechtaler Alpen, innen wie außen bergsteigergerecht renoviert (Bild oben: Stube, Bild Mitte: Außenansicht, Bild unten: Jugendraum).
Foto: Archiv DAV

kunftshäusern zu kompensieren. Das Konzept besteht im Wesentlichen aus den beiden Modulen »Eigen-Ertragskraft stärken« und »DAV-Förderpolitik modifizieren«. Es nimmt sowohl den Dachverband als auch alle Sektionen in die Pflicht, ihrer Verantwortung für die Hütten und Wege künftig verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen.

»Eigen-Ertragskraft stärken« bedeutet, die individuellen Potenziale jeder Hütte zu nutzen, die Kosten zu senken und die Einnahmen zu erhöhen. Voraussetzung dafür ist die Kenntnis der aktuellen Situation und des baulichen Zustandes. Dazu erfasst der DAV Hütte für Hütte alle relevanten Merkmale von den betriebswirtschaftlichen Kenndaten über die Umweltsituation und die Ausstattungsmerkmale bis hin zu den Wünschen der Besucher. Darauf folgt eine Objektanalyse, bei der sowohl die Potenziale als auch die Schwachstellen der Hütten herausgearbeitet werden mit dem Ziel einer künftig nutzergruppengerechten Ausgestaltung und Bewirtschaftungsform. Zur Kostensenkung dienen Maßnahmen wie Betriebsoptimierung, Pächterschulung inklusive einer zeitgemäßen, d. h. für Sektion und Pächter gleichermaßen fairen Ausgestaltung des Pachtvertrages sowie Beratung und Betreuung bei Bau- und Sanierungsmaßnahmen. Zur praktischen Umsetzung des Moduls »Eigen-Ertragskraft stärken« wird der DAV seinen Sektionen ein Maßnahmenbündel anbieten, das von der Objektanalyse und -beratung über Marktforschung, Sponsoring bis hin zum Controlling reicht. Die dafür in der Startphase erforderlichen personellen Ressourcen hat der DAV in der Bundesgeschäftsstelle bereitgestellt. Darüber hinaus ist geplant, auf Wunsch von Sektionen sogar eine Übernahme der Bauleitung durch Fachkräfte des Dachverbandes anzubieten.

Als sinnvolle Ergänzung dazu und als Anreiz für die Sektionen, künftig gleichzeitig sparsam und effektiv zu wirtschaften, dient das Modul »DAV-Förderpolitik modifizieren«. Ziel dieses Moduls ist es, seitens des Dachverbandes künftig erst dann Unterstützung für Bau- und Sanierungsmaßnahmen zu gewähren, wenn durch die hüttenbesitzende Sektion die Bewirtschaftungsform auf die Ergebnisse der Objektanalyse ausgerichtet wird sowie alle Möglichkeiten zur Verbesserung des Betriebsergebnisses ausgereizt sind und trotzdem kein positiver Deckungsbeitrag erzielt werden kann. Damit ist eine Konzentration der Förderung auf jene Objekte sichergestellt, die tatsächlich Hilfe benötigen, die Solidargemeinschaft wird nicht unnötig belastet. Denn auch in Zukunft werden Schutzhütten in extremen Lagen auf Unterstützung angewiesen sein – und genau jene Hütten sind aus bergsteigerischer Sicht von herausragender Bedeutung.

• Werbemaßnahmen zur Steigerung der Besucherzahlen durchführen

Ausschlaggebend für die ökonomische Rentabilität der DAV-Hütten ist neben einer professionellen Führung durch den Bewirtschafter vor allem die Auslastung. Um den Auslastungsgrad allgemein und insbesondere in schwach frequentierten Regionen zu steigern, wird der DAV ein Marketingkonzept entwickeln, das auf einer humoristisch-witzig angehauchten Kampagne in verschiedenen Medien basieren soll und vor allem auf Bergwanderer ausgerichtet sein wird, da wissenschaftliche Untersuchungen und DAV-eigene Erhebungen in dieser Nutzergruppe erhebliches Mobilisierungspotential sehen (u. a. sind der jüngsten Mitgliederumfrage zufolge 80 % der DAV-Mitglieder Bergwanderer). Dass Wandern künftig verstärkt im Trend liegen wird, ist zahlreichen Presseartikeln der letzten Zeit zu entnehmen, so z. B. dem stern-Bericht »Zu Fuß ins Glück«, der die neue Wanderlust der Deutschen thematisiert.

Erste Schritte in diese Richtung, nämlich den DAV als die kompetente Organisation für Bergwandern in der öffentlichen Wahrnehmung zu etablieren, wurden mit der Ende des Jahres 2004 vorgestellten Kampagne zum Bergwandern und dem Symposium »Erlebnis Bergwandern« eingeleitet. Zur Unterstützung dieser Initiative wurden im Vorfeld der Kampagne Broschüren für die Bewerbung von Hüttentouren publiziert und medienwirksam an die Öffentlichkeit lanciert.

Dass durch die gezielte Bewerbung von Bergregionen die Besucherzahlen gesteigert und damit die Betriebsergebnisse der dort gelegenen Hütten verbessert werden können, hat die Sektion Oberland durch ihre Kampagne »Traumtouren im Karwendel« eindrucksvoll bewiesen.

Fazit

Das Hütten- und Wegenetz der Alpenvereine ist ein über mehr als ein Jahrhundert gewachsenes, zentrales alpines Infrastrukturelement. Dieses Netz zu erhalten ist für den DAV Verpflichtung und Herausforderung gleichermaßen. Unter den aktuellen Rahmenbedingungen bedarf es dazu der Anstrengungen des Dachverbandes und seiner Sektionen wie auch der Bereitschaft, manche liebgewordene Gewohnheit abzulegen und neuen Ideen aufgeschlossen gegenüber zu stehen. Der Verein muss dabei aus sich selbst heraus handlungsfähig sein beziehungsweise werden und darf nicht auf Zuschüsse Dritter hoffen. Dies gelingt nur, wenn wir den gesamten Hüttenbereich professionalisieren, mehr Mittel gewinnen und die verfügbaren Mittel effektiver und gerechter einsetzen. Dass dabei die Hütten auch in Zukunft preiswerte und attraktive Standorte für Bergsteiger, Wanderer und Erholungssuchende bleiben müssen, steht für den DAV nicht nur aufgrund seiner mittlerweile 730.000 Mitglieder, sondern vor allem wegen seiner historischen Verantwortung für die Entwicklung der alpinen Regionen und seiner Kompetenz für das Bergsteigen in all seinen Spielformen außer Frage.



Die Hanauer Hütte (1922 m) in den Lechtaler Alpen, beliebtes Ziel für Bergwanderer.
Foto: Archiv DAV

Sherpas in Tirol

VON WOLFGANG NAIRZ

»...wir haben einen Lottosechser gemacht!« – so äußert sich Franz Stock von der Olperer Hütte – »... unsere Sherpanis helfen nicht nur überall in der Küche, im Service, beim Zimmermachen oder wo gerade Not am Mann ist, sondern vor allem wollen sie lernen was möglich ist, um diese Kenntnisse zu Hause in Nepal umzusetzen....« Die Gäste auf den verschiedenen Tiroler Hütten, Almen und Berggasthäusern wurden in den letzten Jahren bestens von unseren Freunden aus Nepal versorgt; Gulasch, Wiener Schnitzel, Kasspatzln und Kaiserschmarrn werden in Zukunft neben den nepalesischen Spezialitäten wie Momo, Chili Chicken und Dal Bhat auf der Speisekarte der Lodges in Nepal stehen – und umgekehrt!

25 Sherpas, Sherpanis und Nepalesen lernen in Tirol das Handwerk des Hüttenwirts.

Über 20 Tiroler Alpenvereinshütten und Berggasthäuser beteiligen sich bereits seit drei Jahren an diesem Projekt.

Schon vor einigen Jahren sind Sherpas immer wieder auf Einladung von Bergsteigern oder Hüttenwirten und Hüttenwirtinnen nach Österreich gekommen und haben hier den Sommer verbracht und auf Hütten gearbeitet. Allerdings – und das war auch das Problem – ohne offizielle Arbeitsgenehmigung. Einige von ihnen wurden nach Hause geschickt, Strafen wurden ausgesprochen und das wohlgemeinte Bemühen bekam einen unguten Beigeschmack.

Daputi Sherpa beim Zimmermachen.
Alle Fotos: Horst Fankhauser



Von vielen Seiten wurde ich angesprochen, ein solches, ähnliches Projekt in Tirol zu organisieren. Viele Hüttenwirte und Freunde bestärkten mich und sicherten mir Unterstützung und Hilfe zu. Auch für die NepalHilfe Tirol war (und ist) dies ein förderungswürdiges Projekt. Große Pläne wurden geschmiedet. Gemeinsam mit der Tourismusschule Zell am Ziller wurde ein Schulungsprogramm für »Küche, Keller und Service« ausgearbeitet, ein Crashkurs für das Basiswissen in Gastronomie und Tourismus; ein alpines Kurzausbildungsprogramm wurde zusammengestellt und die Hüttenwirte, Hüttenwirtinnen und Partner des Projektes informiert, wie Wissen sinnvoll weitergegeben werden kann. Dies alles kostete natürlich viel Geld und hier wäre das Projekt schon fast gescheitert. Öffentliche Stellen fanden »keinen Sinn darin, Sherpas in Tirol auszubilden...«, obwohl das Projekt als »tourismuspolitische Entwicklungshilfe« hoch gelobt und befürwortet wurde. Die NepalHilfe Tirol war auch nicht imstande all diese Kosten aufzubringen. So wurde mit Hilfe der Gastgeber, der Hüttenwirte, zur Selbsthilfe geschritten. Ziel war, den Sherpas und Nepalis nicht nur eine sinnvolle Ausbildung zu ermöglichen, sondern ihnen in einer wirtschaftlich und politisch unsicheren Zeit in Nepal, vor allem aber im Sommer, wo es in Nepal während des Monsuns kaum Arbeitsmöglichkeiten für sie gibt, auch eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit zu verschaffen. Somit waren in erster Linie die Hüttenwirte und Hüttenwirtinnen gefordert, Ihr Wissen und Können weiterzugeben.



Zu Beginn der Sommersaison geht's ins Gelände, um Wege und Markierungen instand zu setzen.

Das Ganze auf eine legale, offizielle Basis zu stellen war kein leichtes Unterfangen.

Die gesetzliche Grundlage für die Zulassung ausländischer Arbeitskräfte auf dem österreichischen Arbeitsmarkt stellt das Ausländerbeschäftigungsgesetz dar, das durch das Arbeitsmarktservice (AMS) vollzogen wird. Dieses Regelungsinstrument soll ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem österreichischen Arbeitsmarkt sichern.

Die einzige Möglichkeit den Freunden aus Nepal eine offizielle Arbeitserlaubnis zu verschaffen, war und ist eine Anstellung als »Saisonnier« im Tourismus und dafür ist eine Beschäftigungsbewilligung für Saisonarbeitskräfte (Kontingentbewilligung) notwendig. Im Gesetz steht es folgendermaßen:

»...Zur Deckung eines vorübergehenden zusätzlichen Arbeitskräftebedarfs kann der Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit ausländische Arbeitskräfte in einem bestimmten Wirtschaftszweig, in einer bestimmten Berufsgruppe oder Region mit Verordnung zulassen. Die Kontingentbewilligung ist mit sechs Monaten befristet, kann aber um weitere sechs Monate verlängert werden, wenn dies in der Verordnung vorgesehen ist. Auch hier gilt das Prinzip des ›Inländervorranges‹, d.h. dass das AMS von Gesetzes wegen zu prüfen hat, ob für den konkreten Arbeitsplatz eine inländische oder in Österreich bereits niedergelassene ausländische Arbeitskraft aufgrund ihrer Qualifikation oder Vorbeschäftigung vermittelt werden kann. Nur wenn feststeht, dass eine solche Arbeitskraft nicht zur Verfügung steht, darf die Kontingentbewilligung erteilt werden. Bei der Antragstellung für befristet zugelassene Arbeitskräfte ist zu beachten, dass für sichtvermerkspflichtige Ausländer/innen vorweg eine Sicherungsbescheinigung beantragt werden muss (Zur Erlangung eines Aufenthalts-Reisevisums). Für Ausländer/innen, die zur sichtvermerksfreien Einreise, nicht aber zur Niederlassung berechtigt sind, muss vom Arbeitgeber eine so genannte Unbedenklichkeitsbescheinigung

Abbildungen von oben nach unten:
Alles wird gelernt: Vom Kartoffelschälen bis zur Zubereitung von Kaiserschmarrn oder Apfelstrudel und der notwendigen Hygiene in der Küche.









von der zuständigen Fremdenpolizei eingeholt werden. Erst bei Vorliegen dieser Bescheinigung kann die Kontingentbewilligung ausgestellt werden. Den Antrag bringt der/die Arbeitgeber/in in der für den Arbeitsort zuständigen regionalen Geschäftsstelle des AMS ein. Für den Antrag sind gesetzlich vorgeschriebene Formulare zu verwenden...«

Für neue EU-Bürger/innen ist es (relativ) einfach Arbeitsgenehmigungen zu erhalten, nicht so aber für Arbeitnehmer aus »Drittländern«. Neue EU-Bürger/innen genießen seit 1. Mai 2004 Sichtvermerks- und Niederlassungsfreiheit und benötigen daher keinen Aufenthaltstitel mehr, um sich – zu welchem Zweck auch immer – vorübergehend oder auf Dauer in Österreich aufzuhalten. Zur Arbeitsaufnahme benötigen sie jedoch während der Übergangsfrist weiterhin eine Arbeitsbewilligung

Alle Nicht-EU-Bürger/innen – so genannte Drittstaatsangehörige – und dazu gehören auch unsere nepalesischen Freunde – benötigen zur Arbeitsaufnahme (zusätzlich zur Arbeitsbewilligung) einen Aufenthaltstitel. Wird dies umgangen, so sind drastische Strafen vorgesehen:

Drittstaatsangehörige, die bei einer illegalen Beschäftigung angetroffen werden, müssen mit der sofortigen Ausweisung und mit einem Aufenthaltsverbot bis zu zehn Jahren rechnen.

So war für mich und uns alle klar, dass eine solches Projekt nur unter legalen Voraussetzungen stattfinden kann. Saisonnierbewilligungen sind aber von der Bundesregierung kontingentiert und der Bedarf wird jedes Jahr neu erhoben und dann für die einzelnen Bundesländer festgelegt. 2006 wurde das Kontingent gegenüber dem Vorjahr gekürzt und es gibt für Tirol im Sommer 2006 insgesamt nur 1.910 Saisonniers. 25 Plätze wurden dafür für das »Sherpa Projekt 2006« zur Verfügung gestellt.

Unsere Freunde aus Nepal lernen und arbeiten somit ganz offiziell als »Saisonniers« und sind auch mit Kollektivvertrag angestellt und versichert. Dies ist auch die Voraussetzung für die Erlangung eines Arbeits-Visa. Der positive Nebeneffekt, neben dem Erlernen der Hüttenbewirtschaftung – in einer Zeit, in der in Nepal nichts verdient werden kann, können sie so viel verdienen, dass ihre Familien 1½-2 Jahre davon leben können! Für nepalesische Verhältnisse bringen sie ungemein viel Geld nach Hause – ja sie arbeiten aber auch hart dafür; und die Hüttenwirte versuchen, ihnen alles mögliche zu vermitteln: Vom Umgang mit Wasser, Strom, Wegebau, Küche und Betreuung der Gäste, vor allem aber auch Hygiene und Umweltschutz – was ihnen manchmal Probleme bereitet – denn Mülltrennung ist in Nepal ein Fremdwort.

»...man muss ihnen nur einmal etwas zeigen, und dann können sie es schon allein« – meint Bernhard Schlechter von der Höttinger Alm und ist von der schnellen Auffassungsgabe der Sherpas beeindruckt. Sie lernen schnell und mit einer unheimlichen Auffassungsgabe – ja sie saugen alles richtig in sich hinein, um möglichst viel Wissen nach Hause, nach Nepal mitnehmen zu können – und das tun sie auch: Heute erkennt man die Lodges und Hütten, die von einem unserer in Tirol ausgebildeten Praktikanten geführt werden, von weitem. Sauberkeit und Hygiene stehen an erster Stelle, rund um die Lodges gibt es keine Müllberge und ab und zu findet man neben Dhal Bhat und Chicken Chilli auch Kasspatzl, Knödel und Kaiserschmarrn auf der Speisekarte. Auch die Trekkingführer, die hier die Ausbildung genossen haben, wissen nun viel besser, was die Gäste wollen und stellen sich auch darauf ein. Immerhin sind es von den ca 350.000 Touristen, die jährlich nach Nepal kommen, mehr als ein Drittel, das in den Bergen des Himalaya, auf Trekking,



Abbildung oben und unten: Wege werden gangbar gemacht und gesichert.





Abbildung oben und unten: Wegmarkierungen werden erneuert und die im Winter verschütteten Wege wieder repariert.

unterwegs ist. Und die Einheimischen sind auf diese Gäste angewiesen: ohne den Tourismus gäbe es keinen Wohlstand – und auch keine Arbeit für viele Einheimische. Die politischen Unruhen in letzter Zeit haben dazu beigetragen, dass immer mehr Touristen ausgeblieben sind, Reiseveranstalter abgesagt haben und dadurch Träger, Trekkingführer und Begleiter ohne Arbeit waren und die Lodges leergestanden sind. Auch im Sommer, in der Monsunzeit, gibt es für viele keine Arbeit. Und somit ist dieses Praktikum viel gefragt – denn es hat auch noch einen »Nebeneffekt« – die Teilnehmer werden auf den Hütten und Berggasthöfen nach Kollektivvertrag entlohnt und verdienen somit über einen Sommer lang soviel, wie zum Beispiel ein Lehrer in Nepal in zwei Jahren verdient!



Kein Wunder also, dass die Nachfrage riesengroß ist – leider aber nur ein kleiner Teil der Aspiranten nach Tirol kommen kann. So will zum Beispiel Ang Karma von seinem Lohn den Eltern zu Haus im Solo Khumbu die Kosten seines Biologiestudiums – das ihm aber keinen Job gebracht hatte, und er wieder als Trekking Führer arbeitet – zurückzahlen. Der Schwester will er das Studium finanzieren, für den Hausbau, oder den Bau einer kleinen Lodge sparen, die er dann »nach Tiroler Muster« betreiben will, und daneben kann er sich auch den Lebensunterhalt für die auftragslose Zeit als Trekkingführer finanzieren.

Das erste Mal war ich 1970 in Nepal und habe seither dieses wunderbare Land mehr als 60 mal besucht. So konnte ich auch direkt die Veränderungen in diesem Land erleben. Der steigende Trekking-Boom in den 70er Jahren hatte auch einen Bau-Boom nach sich gezogen. Lodges wurden gebaut, jedoch die für uns zur Grundausstattung gehörenden hygienischen- und Umweltbedingungen ließen zu wünschen übrig. Die Einheimischen, aber auch Bergsteiger und Trekker, kannten kein Umweltbewusstsein und Abfälle wurden einfach irgendwo entsorgt, im Wald, in Gletscherbächen oder hinter dem Haus. Ich erinnere mich noch gut, bei unserer Mount Everest Expedition 1978 mussten wir, nachdem wir das Basislager erreicht hatten, mit unseren Sherpas einmal für zwei Tage »saubermachen«. Die Expeditionen vor uns hatten wirklich einfach alles liegengelassen und weggeworfen; es sah aus wie auf einer Müllhalde – und hier wollten wir keine drei Monate verbringen. Auf dem Rücken der Yaks, die unsere Expeditionsausrüstung ins Basislager brachte, wurden dutzende Säcke Müll wieder zurück ins Tal transportiert....

Müll war der Wegbegleiter beim Trekking. Mit der Gründung des Sagarmatha Nationalparks und weiteren Nationalparks

im Annapurna-Gebiet und auch strengen Bestimmungen für Trekking- und Expeditionsgruppen begann das Umdenken. Heute betreiben verschiedene Trekking-Agenturen vorbildlich geführte Lodges, man muss sogar sagen Komfort-Lodges, die auch den strengen Umweltauflagen in den österreichischen Bergen entsprechen würden. Doch den Charme einer Lodge mit »Hüttenwirtin und Hüttenwirt« findet man in Lodges und Hütten, die von »unseren« Praktikanten geführt werden.

Uns geht es nicht darum, unsere Strukturen in den Bergen auf Nepal zu übertragen, sondern darum, Anregungen zu geben, die die Nepalis in ihrer Heimat umsetzen können.

Und mir persönlich geht es noch um mehr: Mir hat dieses Land, Nepal, mit seinen Menschen, die ich lieb gewonnen habe und wo ich mit Freunden in den Bergen, sei es auf Expeditionen oder Trekkingtouren, wunderbare Zeiten verbracht habe, sehr viel gegeben. Irgendwo und irgendwann möchte ich ein kleines Stück davon wieder zurückgeben. In der NepalHilfe Tirol konnte ich Gleichgesinnte finden. Es sind Trekker und Bergsteiger, ja einfach Freunde Nepals, die die gleichen Gedanken hatten. Einer hatte ein Patenkind, der andere unterstützte ein Krankenhaus und der nächste lud einen seiner Sherpas nach Tirol ein, um ihm etwas zu zeigen. Es waren alles Einzelaktionen; diese Hilfe und Unterstützungen können wir jetzt gebündelt und organisiert optimal und gezielter einsetzen. Eine Vielzahl von Projekten wird jedes Jahr unterstützt, wobei völlig unbürokratisch jeder einzelne Cent direkt Nepal und seinen Menschen zu Gute kommt. Manchmal ist es nicht der Geldeinsatz, sondern sind es Netzwerke, die es ermöglichen Projekte durchzuführen und zu organisieren. Und dazu gehört eben auch das Sherpaprojekt. Nicht allein die finanzielle Unterstützung ist es, sondern die Zusammenarbeit von vielen Freunden, die mit Beziehungen zu den richtigen Leuten es erst möglich machen, das Projekt zu verwirklichen.







Abbildungen von oben nach unten: Zum Lodgemanagement-Training« gehört auch die Ausbildung in der Küche, im Service und in der Hütte.

Das Sherpaprojekt hat auch großes Medieninteresse hervorgerufen. Renommierte Tageszeitungen, Fachzeitungen und Magazine in Österreich und Deutschland haben positiv berichtet. Fernsehanstalten sind von weit her gekommen um Beiträge zu drehen, so unter anderen auch das BBC, das einen Bericht weltweit ausgestrahlt hat. Und das tut dem Projekt gut; es sensibilisiert – und vielleicht kann in Zukunft dieses Projekt auch auf andere österreichische Bundesländer, auf Hütten in Deutschland, Italien oder der Schweiz ausgedehnt werden und wir treffen unsere Freunde in Zukunft nicht nur mehr in Tirol.

– Das wünsche ich mir.

Canasta im Schneesturm

VON THORSTEN SCHÜLLER

Eigentlich wollten wir den Grand Combin besteigen. Doch dann kam der große Schneefall.



Zeitvertreib: Kartenspielen in der Hütte.
Alle Bilder vom Autor.

Schneesturm, seit drei Tagen schon. Wir sitzen fest auf dieser Selbstversorgerhütte, 2100 Meter hoch, am Fuße des Corbassiere-Gletschers gelegen. Wir trinken Tee, essen Schokolade und spielen Canasta. Die Berge um uns herum können wir nicht sehen. Nur Sturm und Wolken.

Eigentlich wollten Jochen und ich in diesen fünf Tagen hohe majestätische Berge besteigen. Den Grand Combin und den Combin de Corbassiere. Doch dann, noch während des Aufstiegs zur Hütte, fiel der Sturm über uns her, und mit ihm legte sich undurchschaubares Milchgrau auf die Hänge. Die Wolken nahmen uns die Hoffnung, die Hütte noch zu finden. Doch nach dreieinhalb Stunden des Umherirrens stand sie plötzlich vor uns, geduckt hinter hohen Schneewällen, die der Wind geformt hatte. Das Werk eines Winters.

Morgen, sagten wir uns, als wir den Riegel der Eingangstür zurückschoben und mit einer Wolke trockenen Schnees in den dunklen Vorraum traten, morgen wird er vorüber sein, der Sturm. Morgen würden wir einen dieser großen Berge besteigen, die ganz in unserer Nähe stehen mussten. Den Tournelon Blanc vielleicht. In Gedanken waren wir bereits auf dem Weg dorthin. Morgen musste das Wetter einfach besser werden. Fünf Tage sind nicht viel Zeit, wenn man große Pläne hat.

Doch jetzt, am dritten Tag, sitzen Jochen und ich immer noch am einzigen Tisch des Raumes und spielen Canasta: Karte ziehen, rote Drei, Melden, Canasta. Meist schweigen wir. Unsere Füße haben wir in dicke Wollsocken verpackt und stemmen sie gegen den knisternden Ofen. Manchmal erhebt sich einer von uns, wirft einen Blick aus dem Fenster, legt noch einen Holzscheit auf das Feuer und setzt sich dann wieder. Schnee schmilzt in großen Blechtöpfen, und wir reden uns ein, dass es eigentlich nicht sein kann: dass der Sturm uns so lange hier gefangen hält.

Wir haben nicht viel: Trockenes Brot, etwas Käse, Suppe aus der Tüte und Tee ohne Zucker. Keinen Wein, kein Bier. 90 Punkte. Canasta. Immer wieder Canasta. Manchmal auch Rommé, Schafkopf oder Mau Mau. Bis wir genug vom Kartenspielen haben und ich zur einzigen Zeitschrift der Hütte greife, einer abgegriffenen französischen Illustrierten. Ich habe sie in den vergangenen Tagen bereits mehrmals durchblättert. Trotzdem hoffe ich, auf den Seiten noch einige ungelesene Sätze zu entdecken. Dass ich kein Französisch kann, spielt keine Rolle.

»Und was machen Deine Aktien?«, fragt Jochen plötzlich. »Der Dax war zuletzt ja wieder mächtig im Minus.«

Idiot. Klar war der Dax im Minus. Das ist er schon seit eineinhalb Jahren. Und ich dachte, der Aufschwung wäre da. Alle reden davon. Wo ist er denn, der Aufschwung? Bei BASF spürt man ihn angeblich bereits. Und warum geht der Kurs dann ständig in den Keller? Seit Wochen, seit Monaten. Immer bergab. Deutsche Telekom, Deutsche Post, Infineon. Meine Vorstandsherren, wofür werdet ihr eigentlich bezahlt? Dazu diese ganzen Anlegerblätter: »Optionsschein auf den Nikkei kaufen«. Habe ich gemacht. Und alles verloren. »Optionsschein auf SAP. Ein sicherer Wert. Steigt immer.« Heute ist das Ding fast nichts mehr wert. Nächsten Monat läuft der Schein aus, dann gibt es überhaupt keine Hoffnung mehr. Mit dem Papier kann ich mir gerade noch den Hintern abwischen. Moksel habe ich auch. Fleisch ist ein Grundnahrungsmittel, Moksel sozusagen ein Basiswert. Warren Buffet würde sich so was auch ins Depot legen, hat der Mann von der Sparkasse gesagt. Turn-Around-Fantasie. Turn-Around ja, aber nur nach unten. Für zehn Euro habe ich das Ding gekauft. Krebst jetzt bei 3,20 Euro rum. Den Sparkassenmann sollte ich mal wieder besuchen. Oder Adidas. Ist auch so ein Überflieger: Bei 150 Euro bin ich rein, und dann ging´s schnurstracks runter bis auf 40. Steht jetzt immerhin bei 80. Eine klasse Rendite, sage ich da nur. 150 schafft Adidas nie mehr, das kannste vergessen. Daran wird auch die WM nichts ändern. Das Geld hätte ich genauso gut ins Sonnwendfeuer schmeißen können. Ich werde Herrn Adidas mal nen netten Brief schreiben. Mich bedanken über die tolle Performance. Oder sollte ich mir besser ein Paar Adidas-Schuhe kaufen? Das kurbelt immerhin den Umsatz an. Nee, in diese Firma investiere ich keinen Euro mehr. Internet, Biotechnologie, Windkraft, Asien, Brennstoffzelle. Überall war ich dabei. Verluste auf der ganzen Linie. Und jede Woche schreiben die Anlegermagazine: »Wie Sie jetzt reich werden«; »Was Sie jetzt wirklich kaufen müssen«; »Die besten Biotechwerte«.

Ich werde alles verkaufen. Ich werde mein Depot leer räumen. Das restliche Geld investiere ich in einen festverzinslichen Sparbrief. Das bringt drei Prozent. Vielleicht



Schneesturm: Ein Weiterkommen ist unmöglich.

leiste ich mir auch noch die ein oder andere Anleihe. Argentinien-Papiere sollen zur Zeit billig sein.

Der Sturm zerrt mit ungebremster Kraft an der Hütte. Drei Tage sind eine Ewigkeit, wenn man zum Nichtstun verdammt ist. Wir wollten unsere Spur durch unberührten Schnee zum Gipfel ziehen. Wir wollten schwitzen, steile Flanken überwinden, zum Mont Blanc und zum Matterhorn hinübersehen. Wir wollten durch Pulver oder Firn kilometerweit bergab schwingen.

Stattdessen harren wir in diesem 20 Quadratmeter großen dunklen Raum aus. Seit drei Tagen. Karten spielen, dösen, schlafen, träumen, Teewasser kochen. Das Wetter wird nicht besser. Nur die Zeit vergeht.

Unter der Treppe, die in die Lager hinaufführt, gibt es eine Tür. Sie ist mit einem massiven Schloss versperrt. Wir pressen unsere Gesichter an das Holz und leuchten mit unseren Lampen durch die Ritzen. Dahinter vermuten wir Bier und Wein. Auf der Suche nach dem Schlüssel kriechen wir auf Knien durch den Raum, wühlen in Ecken und Schubladen, tasten Vertiefungen ab. Schließlich setzen wir eine Eisenstange an die Tür, um sie zu aufzuhebeln. Doch als das Holz ächzt, überkommt uns das schlechte Gewissen. So setzen wir uns wieder an den Tisch, gießen heißes Wasser in unsere Tassen und tunken gebrauchte Teebeutel hinein.

40 Zentimeter über dem Tisch baumelt unser Barometer. Alle zehn Minuten werfen wir einen Blick darauf. Steigt es? Sinkt es? Verändert sich etwas? Gibt es eine Steigerung von Sturm? Mit unseren Fingern klopfen wir mehrmals gegen die Plastikscheibe des Instrumentes, weil wir nicht wahrhaben wollen, dass der Zeiger so lange in seinem Elend verharrt. Manchmal sehen wir minutenlang auf das Barometer, in der Hoffnung, es werde unsere Blicke nicht mehr ertragen und sich der Zeiger zum Besseren wenden.

Tatsächlich. Plötzlich bewegt er sich um einen halben Strich nach oben. Gleichzeitig ist uns, als sei das Licht, das von draußen durch das Fenster dringt, heller als zuvor. Auch der Sturm, da gibt es keinen Zweifel, hat an Kraft verloren. Wir sehen uns mit leuchtenden Augen an. Wir schnalzen noch einmal mit dem Finger gegen das Barometer, so dass es ein wenig durch die Luft schwingt. Als es wieder zur Ruhe kommt, steht der Zeiger erneut dort, wo er seit Tagen schon steht. Nichts hat sich verändert. Die Zeichen der Besserung, die wir zu sehen glaubten, waren Halluzinationen der Stille und der Einsamkeit.

Früh am Abend verkriechen wir uns in die Tiefen des Lagers, legen bleischwere Decken über uns und verfallen in einen Dämmerschlaf, der 13 oder 15 Stunden dauert. Manchmal liege ich wach und folge mit meinen Augen der Maserung des Holzes, das über meinem Kopf mäandert, und es überkommt mich der Wunsch, für immer hier liegen zu bleiben. Frei von allen Lasten und Verpflichtungen, frei auch vom Diktat der Zeit, die mich sonst treibt.

Wie heißen sie gleich, die Berge, die wir besteigen wollten? Jetzt, wo diese Gipfel nur mehr einen Tagesmarsch entfernt sind, habe ich Mühe, mich an ihre Namen zu erinnern. Der Traum, sie zu besteigen, ist in weite Ferne gerückt. Warum? Warum sollten wir da hinauf? Niemand zwingt uns.

Später setzen wir uns erneut an den Tisch, breiten die Bergkarte vor uns aus und fahren mit den Fingern die Routen nach, die wir irgendwann einmal machen wollten. Für einen Augenblick schließe ich die Augen und sehe mich schwer atmend und schwitzend durch grundlosen Schnee bergan gehen. Ich steige Stunde um Stunde, bis ich am Ende meiner Kräfte bin. Dann schaue ich zurück und bemerke, dass ich nur wenige Zentimeter vorangekommen bin.

Apathie hat von unseren Seelen Besitz genommen. Langsamkeit kriecht in unsere Glieder. Selbst der Puls scheint auf ein Minimum reduziert.

Ist dies der vierte Tag unseres Aufenthaltes? Oder der fünfte? Ist das wichtig? Es ist uns egal geworden. Sekunden, Minuten, Stunden vergehen, aber uns interessiert



Wetterbesserung: Wenigstens einen Gipfel besteigen.

nicht, an welchem Punkt der Zeitrechnung wir uns befinden. Wir verstecken uns in den Lagern, egal ob es Tag oder Nacht ist. Denn die Tage sind so grau und dunkel wie die Nächte. Ziele? Nein, keine Ziele mehr. Wir wollen nur noch liegen oder bei einer Tasse Tee Canasta spielen und das letzte Stückchen Schokolade im Mund zerfließen lassen. Ich will nichts mehr sagen. Was gäbe es denn noch zu sagen? Sicher, hin und wieder vereinzelte Worte, doch dann erneut Schweigen. Stundenlanges Schweigen.

Ich bin zufrieden, wenn ich aus meiner Trance erwache und höre, dass der Wind mit unverminderter Kraft an der Hütte zerrt. So drehe ich mich auf meiner Lagerstätte noch einmal um, ziehe die Decken über meine Schulter und schließe erneut die Augen.

Es muss der Morgen des fünften Tages sein, als plötzlich eine ungewohnte Stille um uns ist. Wir stürzen die Treppe hinunter, schlüpfen in unsere Berghosen und Innenschuhe, reißen die Tür auf und sehen auf weite, weiße Schneeflächen, die das gleißende Licht der Sonne reflektieren. Da stehen sie: der Grand Combin, der Combin de Corbassiere, der Tournelon Blanc.

Plötzlich ist die Zeit wieder da. Wir müssen los. Wir haben nur noch diesen Tag. Wenigstens einen Berg müssen wir besteigen. Die Zeit läuft. Sie rennt. Sie will genutzt werden nach all den Tagen des Nichtstuns. Jede Minute zählt jetzt.

Wir löschen das Feuer und legen die Decken zusammen. Dann pressen wir unsere Füße in die Skistiefel, knöpfen unsere Jacken zu und schultern die Rucksäcke. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, dass der Weg weit und steil ist. Das Spuren im tiefen Neuschnee wird viel Kraft kosten, die Lawinengefahr ist groß. Aber wir müssen es wenigstens versuchen.

Kurz bevor ich die Tür hinter mir zuziehe, drehe ich mich noch einmal um. Ein letzter Blick in unsere Hütte. Der Ofen, die französische Illustrierte, die Spielkarten, die auf dem Tisch liegen. Gerne wäre ich geblieben, um noch eine Runde Canasta zu spielen.

Wege – Lebensadern in den Alpen

VON EUGEN E. HÜSLER

Wege: sie sind weit mehr als nur jene schmalen Spuren, denen wir im Anstieg zu Hütten und Gipfeln folgen. Alpenwege waren und sind Lebensadern, sie verbinden Täler und Wirtschaftsräume, Kulturen und Menschen. Sie ziehen sich wie ein fein verästeltes Netz über Europas größtes Gebirge. Wer ihnen folgt, begibt sich auch auf eine Zeitreise, entdeckt ihre historische Bedeutung, die einschneidenden Veränderungen, die ihr Bau (oder ihr Verfall) bewirken. Geschichte erfahren und erlebt auf den Alpenwegen.

Hüttenwanderung

Der Anstieg ist steil, der Weg schmal, und die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel. Da rinnt der Schweiß, vor allem unter dem Rucksack. Denn der ist gut gefüllt und deshalb recht schwer. Ich plane eine Hüttentour in den Urner Alpen, also ganz nah an der Gotthard-Transitroute und doch weit weg von den dröhnenden Vierzigtonnern: Kontraste. Während drunten im engen und steinigen Graben der Reuss Gummi auf dem Asphalt abgerieben wird und ein langer Tatzelwurm aus dem Nordportal des 16 Kilometer langen Eisenbahntunnels kriecht, steige ich im Takt meiner Schritte auf zur Leutschachhütte: linksrechts, 5 Stunden von Amsteg, mindestens. Das macht nichts, lässt mir viel Zeit zum Nachdenken, zum Schauen. Ganz allmählich wird der Geräuschpegel der Moderne leiser, bis bloß noch meine Schritte und ein freundliches Vogelgezwitscher übrig bleiben. Mir kommt's vor wie eine Reise in eine andere Welt – oder in die Vergangenheit. Keine zwei Jahrhunderte ist es her, da rumpelten drunten im Tal Kutschen über das unebene Pflaster, lag Italien nicht nur jenseits der Berge, sondern (fast) am andern Ende der Welt. Die Welt ist zwar nicht geschrumpft, aber die Zeit, die wir benötigen, um bestimmte Strecken zurückzulegen. Geschwindigkeit, so heißt der moderne Fetisch, dem wir verfallen sind: schneller, schneller. Ich bringe gerade zwei Kilometer hinter mich in einer ganzen Stunde, ein Anachronismus in einer Zeit, die den Mond »erobert« hat und Atome in irrwitzigen Experimenten fast bis zur Lichtgeschwindigkeit hin beschleunigt.

Mitunter verlangsamt sich auch das Tempo des frühen 21. Jahrhunderts zu »rasendem Stillstand«, kommt die Urlaubslawine zum Stehen, vorübergehend, drehen ein paar Millionen PS im Leerlauf, sinnlos.

So romantisch sah im 19. Jahrhundert ein Zeichner die Gotthardstraße...
Quelle: Schweizer Alpenstraßen, Hochalpine Fahrten und Tore nach dem Süden, 1985 Anton Schroll & Co., Wien



Alpwege

Ich gehe weiter, lasse meine Gedanken schweifen. Den Weg, auf dem ich unterwegs bin, haben Älpler angelegt, vor ein paar Jahrhunderten schon, als Verbindung zwischen dem Tal, ihren Höfen und den steinigen Weiden unter dem Krönten, auf denen das Vieh gesömmert wurde. Da steht es auch noch im Sommer 2005, wiederkäuend, und die Glocken bimmeln. Dass dem so ist, verdanken wir vor allem den üppig sprudelnden Subventionen aus Bern: Auf diese Weise wird Kulturlandschaft in den



Wasserwege: Waale, Suonen. Sie leiten das kostbare Nass auf die Almen und zu den Feldern, oft viele Kilometer weit. Diese Art der künstlichen Bewässerung wird seit Jahrhunderten vor allem im Vinschgau und im Wallis gepflegt; den (rekonstruierten) Wasserweg im Bild entdeckt man auf einer Tessiner Wanderung hinauf zum Lago di Mognola (Valle Maggia).
Foto: Eugen E. Hüsler

Alpen – Inbegriff der Schweizer Heimatidee – erhalten, geschützt.

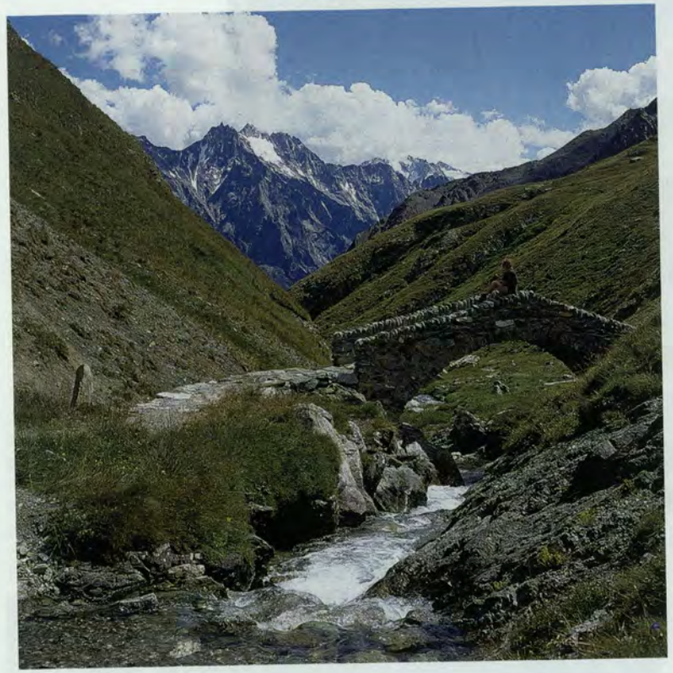
Und dafür werden natürlich auch Straßen gebaut, bis hinauf zu den Hochweiden: Wege. Sie sind die Lebensadern im Alpenraum, Voraussetzung für Entwicklung, fürs Leben, für Handel; auf ihnen zogen Heerscharen in europäische Kriege, für Millionen sind sie heute jedes Jahr die Routen in ihren Urlaub. Vielfalt, vielfältige Nutzung. Der Erste Weltkrieg hinterließ beiderseits der Front ein verzweigtes Netz von Wegen, die heute touristisch genutzt werden. Und wo früher Säumer unterwegs waren, Salz, Wein und Gewürze von Venedig nach Deutschland transportiert wurden, rollt heute Verkehr ohne Grenzen. »Güter«, so heißt das in der Beamtensprache, werden befördert, Millionen Tonnen, mit EU-Papieren: Transit. Wir wollen nicht den (Un-)Sinn all dieses Warentausches über den größten europäischen Wall hinterfragen, uns interessiert, wie es angefangen hat.

In »grauer« Vorzeit

»Ötzi«, unser Alpenahn, den die Medien zum Star gemacht haben, der Steinzeitmann, der (fast) nur noch Haut und Knochen war, als ihn das Eis am Ötztaler Hauptkamm freigab, er gilt der Forschung als erster Hochalpenwanderer, 5300 Jahre ist's her. Kaum anzunehmen, dass er sich an den Schönheiten des Gebirges delektieren wollte, vielleicht hatte er Geschäfte im Sinn, möglicherweise war er ja ein Flüchtling – oder gar ein Arbeit Suchender?

Wirtschaft: der Austausch von Gütern, von Ideen, Arbeitskraft. Schon damals, die Sumerer erfanden gerade die Zivilisation und Europa war noch vergleichsweise barbarisch, reisten also Menschen über die Alpen, muss es Wege oder zumindest das Wissen um gangbare Routen gegeben haben.

Anfänge. Aus ihnen erwuchs ein verästeltes System von Wegen, die topographische Gegebenheiten nutzten, um alpine Verbindungen herzustellen: Warenwege: Salz für Wein, Eisen für Gewürze, Soldaten für Geld.



Bereits in der Römerzeit eine Handelsroute über die Alpen: der Septimerpass (2310 m). Im Mittelalter wurde er von den Churer Bischöfen – die dann natürlich auch den Wegzoll kassierten – ausgebaut, übrigens lange vor der heute ungleich wichtigeren Julierpassstraße.
Foto: Eugen E. Hüsler

Handel, Kriege

Austausch über die Alpen, von Nord nach Süd und umgekehrt. Man müsste sich in die Haut eines römischen Legionärs oder eines Innerschweizer Bauern versetzen, um zu erfahren, wie die Menschen vor zwei Jahrtausenden ihre Berge – unsere Alpen – gesehen, erlebt haben, wie sie mit Gefahren und Möglichkeiten umgingen. Die Wissenschaft von heute sammelt, sondiert, interpretiert, vermutet und glaubt zu wissen. Den Wegen, egal wie ärmlich sie auch sein mochten, kam eine zentrale Rolle zu: Sie ermöglichten Kommunikation über den Berg und den Austausch von Ideen, über sie kam der Safran ins Wallis, kam die Kastanie in die Südalpen. Wege waren die kulturellen Blutbahnen, an denen entlang sich Ideen verbreiteten, und manchmal floss auch echtes Blut.

Kriege, Machtkämpfe. Sie begleiten unsere Geschichte, seit jeher. Doch Armeen benötigen Wege: der »Tod bahnt sich seinen Weg« – keine zufällige Methaper. Die Römer – natürlich! – wussten um die Bedeutung guter Straßen, sie bauten als erste ein Alpen überquerendes Wegnetz aus, um Nachschub an Soldaten und Gütern zu gewährleisten, Sicherheit (wie sie es verstanden) auch am Limes zu garantieren. Straßen sind strategische Lebenslinien, hat ein Philosoph einmal gesagt, und er hatte Recht: Wer einen Weg baut, denkt langfristig, hat die Zukunft und die Zukunft seiner Kinder im Auge.

Wasserwege

Wie jene Bauern, die vor Jahrhunderten Kanäle bauten, um Wasser von den Gletscherbächen auf ihre Felder im Tal zu leiten, um damit der Not vorzubeugen. Bauer sein, das hieß früher: hungern, wenn es der Natur gefiel. Es bedeutete aber auch: vorsorgen. So wurde aus Milch Käse, und wenn's zuwenig regnete, brachten die Vinschgauer Waale das dringend benötigte Wasser: Lebensadern. Im Wallis, wo ähnliche topographisch-meteorologische Bedingungen zu gleichen Lösungen führten, heißen diese Wasserwege Suonen, Bisses oder – was ihre Bedeutung unterstreicht – Heilige Wasser. Dass ihr Segen dann auch verteilt werden musste, und zwar möglichst gerecht, führte zur Bildung von Genossenschaften und beförderte das demokratische Denken in diesen Alpentälern.

Der Gipfel

Mir ist heiß, ich hab' Durst. Runter mit dem Rucksack, Zeit für eine Rast. Ich hocke mich auf einen großen Stein am Wegrand, grabsche nach der Trinkflasche und genehmige mir einen großen Schluck. Drei Stunden noch bis zur Hütte, dem Tagesziel, schätze ich. Vom Gotthardverkehr ist hier nichts mehr zu hören.

Der Gotthard. Ein Berg und ein Symbol. Granitfelsen, aus denen nationales Selbstverständnis erwächst – Steine, die Geschichte machen. Wie andernorts auf der Welt Flüsse Nationen entstehen ließen: Die Schweiz als das Ägypten der Alpen – und das Matterhorn unsere heilige Pyramide?

Ist möglicherweise jene Route, die Edward Whymper zur Spitze brachte und der seither Tausende folgten, auch ein »Weg«, und dazu einer, der direkt in die touristische Zukunft der Eidgenossenschaft führte? Alexander Seiler, der große Hotelpionier Zermatts, er erkannte das sofort, und ein anderer Mann mit Visionen träumte sogar von einer Eisenbahn bis auf die Spitze des Matterhorns. Xaver Imfeld, in der Innerschweiz geboren, plante und baute die



Schwer beladener Träger auf dem Weg zum Rigi Kulm.
Quelle: Die Innerschweiz in Vergangenheit und Gegenwart, 1969 Atlantis Verlag AG, Zürich



Viel besuchtes Refugium im Wander- und Kletterrevier Karwendel: die Falkenhütte, erreichbar über schöne Wanderwege.
Foto: Eugen E. Hüsler

Schienenstränge nach Zermatt und auf den Gornergrat, doch er wollte ganz hoch hinaus. Für seine Idee erntete er allerdings wenig Applaus. In der Tagespresse hagelte es Verrisse. »Auf das Matterhorn eine Bahn zu führen, halte ich für eine jedes anständigen Zweckes bare Spekulation auf die Kulturlosigkeit und Sensationslüsternheit des reichen, snobistischen Modepöbels…«, entrüstete sich im fernen Wien ein Dr. Karl Giannoni.

Imfeld argumentierte dagegen: »Von allen Gipfeln über 4000 m, ist das Matterhorn der günstigste für eine Bergbahn, die Fahrzeit wird die kürzeste und dadurch das Wettergeschick am besten zu bewältigen. Ist es nicht Egoismus, den Tausenden, die sonst nie auf einen ähnlichen Gipfel gelangen könnten, den unermesslich edlen Genuß von einer Stunde auf solcher Aussichtswarte oben verwehren zu wollen? Sollten nicht gerade wir, die wir die Berge lieben und ihre Pracht kennen, den andern zu ihrem Genuß und ihrer Verehrung helfen?«

Erschließung

Klingt irgendwie aktuell; man denke nur an manches Seilbahnprojekt unserer Tage. Ähnlich argumentierte auch schon der Alpenverein in seinen Gründungsjahren: Die Berge, sie sollten »erschlossen«, zugänglich gemacht werden für die Allgemeinheit. Fol-



Frühe Utopien: Projekt einer Ballonbahn auf den Rigi.
Quelle: Die Innerschweiz in Vergangenheit und Gegenwart, 1969 Atlantis Verlag AG, Zürich

len, müssen, gab und gibt es Wege. Flüsse wurden zu Wirtschaftswegen für die Holztrift, vor allem in den waldreichen Ostalpen; in Bayern wurden im 17. und 18. Jahrhundert historische Pipelines angelegt, um das »weiße Gold«, die Sole, in die Salinen zu transportieren. Als die Stadtberner im Jahr 1809 erstmals ihre legendären Unspunnenspiele im Oberland organisierten, reiste das noble Publikum über den Thuner See an, um sich an dem naiven, unverdorbenen Hirtenvolk zu ergötzen.

La houile blanche

Mit der Industrialisierung gewannen die alpinen Gewässer eine neue Bedeutung: Sie wurden als »Kraftstoff« entdeckt, der Turbinen antreibt, die wiederum aus der Bewegungsenergie elektrischen Strom produzierten. Gefasst wurde das Wasser in hochalpinen Speicherbecken; unterirdische Kanäle – Wasserwege – leiteten es in die Kraftwerkszentralen im Tal. Da wird der Strom verteilt, ziehen die Hochspannungsleitungen, an riesige Metallmasten gehängt, hinaus ins Mittelland und über die Berge: Energiewege, Kraft für unsere »gefräßige« Zivilisation.

Waren

Ich bin auch hungrig; gut 1200 Höhenmeter habe ich bereits in den Beinen. Bevor ich anfange, von einem dicken Schnitzel mit Pommes zu delirieren, greife ich zu einer Fruchtschnitte: Energie kompakt. Nestlé, der global tätige Nahrungsmittelmulti, ist auch in meinem Rucksack zuhause. Und hilft mir über die Berge. Ich muss lächeln, denke an die fetten Brummis drunten im Reusstal, von denen vielleicht gerade einer 50 000 meiner Kraftriegel von Nord nach Süd oder umgekehrt befördert, durch die 16 Kilometer lange, hell erleuchtete Röhre, an deren Ende zwei alte Passdörfer liegen: Göschenen und Airolo. Beide, das darf man sagen, haben schon bessere Tage gesehen, der Verkehr rauscht heute mehrheitlich an ihnen vorbei. Das war früher einmal anders.

gerichtig wurden Wege und Hütten angelegt, auch mancher Gipfel durch Stufenschlagen, durch die Installation von Haken und Seilen gezähmt. Eine originelle Fußnote: Jener Berg, an dem erstmals solche Behelfe installiert wurden, der Dachstein, gilt heute als Synonym für den modernen Klettersteigbau.



Bei der Fun- und Action-Generation sehr beliebte »Alpenwege«: Klettersteige. Im Bild der »Braunwalder« im innersten Glarnerland.
Foto: Eugen E. Hüsler

Vie ferrate. Sie sind nur eine von zahlreichen Varianten des touristischen Wegebaus. Dazu zählen Seilbahnen, Straßen, Stege genauso wie Kletterrouten à la »Swiss plaisir«. Überall da, wo sich Mensch und/oder Material im Alpenraum bewegen wol-



Auf seinem Alpenfeldzug 1799 überquerte der russische General mit seiner Armee mehrere Schweizer Hochpässe. Ein Denkmal am Gotthard erinnert an den unglücklichen Feldherrn.
Foto: Eugen E. Hüsler

General Suworow

Der Mann sieht müde aus, erschöpft, wie er da auf seinem mageren Gaul hockt, vornüber gebeugt. Herunterfallen kann er allerdings nicht, er ist aus Bronze – ein Denkmal: Suworow. Ein russischer General oben auf dem Passscheitel der Schweiz, dem St. Gotthard? Nicht mehr als eine historische Reminiszenz aus jener Epoche, als die alte, morsch gewordene Eidgenossenschaft ihr Segel streichen musste, moderne Zeiten sich ankündigten im Kanonendonner Napoleons und seiner Feinde. Da war das wehrhafte Land Tells längst ein Spielball im wüsten Machtpoker der europäischen Monarchien. Wie Suworow, den es in ein europäisches Gebirge verschlug, das er bloß dem Namen nach kannte. Seine Mission schlug fehl, es folgte eine lange, entbehrungsreiche Odyssee durch die Schweizer Alpen, vom Gotthard über den Pragel- und den Panixerpass nach Graubünden.

Hundert Jahre später verhinderte die offizielle Schweiz, dass in der Leventina an andere Ausländer erinnert wurde. An jene italienischen Arbeiter, die in zehnjähriger Plackerei (1872–1882) den 15 Kilometer langen Eisenbahntunnel – ein Weg in die Zukunft! – aus dem Gotthardgranit sprengten, sich gegen die katastrophalen Arbeitsbedingungen wehrten und dafür von der Armee zusammengeschossen wurden…

Mythos Gotthard

Nicht Bern, die Landeshauptstadt, oder Zürich als Wirtschaftsmetropole, auch nicht jene Rütliwiese, auf der 1291 der »Ewige Bund« beschworen wurde, ist das eigentliche Herz der Schweiz, sondern der Gotthard, Übergang und Hindernis, aber noch viel mehr. Vor sieben Jahrhunderten führte der Bau eines richtigen Passweges indirekt zur Gründung der Eidgenossenschaft, und seither bildet der Gotthard eine Identität stiftende Klammer für Bündner und Walliser, Zürcher und Ticinesi. Begangen wurde der Pass vermutlich schon vor der Römerzeit, doch ließ die unfreundliche Topographie keinen nennenswerten Warenverkehr zu. Erst mit der Öffnung der Schöllenenschlucht gewann der Urserenberg oder Mons Elvelinus, wie er damals noch hieß, an Bedeutung.

Die Urner zogen über den Gotthard, um die Leventina und bald das ganze Tessin zu erobern, Innerschweizer Söldner in die Mailänder Kriege und zur Schicksalsschlacht von Marignano (1515): Wege machen Länder.

Inbegriff einer Passstraße: die Gotthardroute im »Tal des Zitterns« (Val Tremola) mit ihren 24 Serpentinen. Zittern tun heute vor allem die Radler bei der Abfahrt auf dem Kopfsteinpflaster.
Foto: Eugen E. Hüsler



Wege, Straßen

Die Jahrhunderte hinterließen auch zahlreiche Wegspuren – im Wortsinn – an dieser zentralen Transitroute. Bereits der erste Weg durch die Schöllenenschlucht wäre bestimmt eine Schlagzeile auf den Titelseiten einheimischer Gazetten wert gewesen (hätte es damals schon Zeitungen gegeben), vor allem natürlich die »stiebende Brücke«, ein mit Ketten an den Felsen befestigter Holzsteg über tosenden Wassern. Da hat wohl manch einer vorsorglich ein Stoßgebet zum Himmel geschickt, um seine zitternden Knie zu beruhigen…



In den Jahren 1819-1823 wurde die Fahrstraße über den Passo del San Bernardino erbaut. Sie verläuft auf der Nordrampe durch die berüchtigte Via-Mala-Schlucht.
Quelle: Geschichte der Schweiz, Dr. Karl Dändliker, Band 3, 1887, Zürich

Mit dem Bau der im Wesentlichen noch bestehenden Kunststraße (1827–1830) nahmen Waren- und Personenverkehr sprunghaft zu; bereits 1835 waren jede Woche drei Postwagenkurse auf der Gotthardroute unterwegs. Im Jahr 1876 überquerten 70 000 Menschen den Pass (zum Vergleich: Zürich hatte damals etwa 20 000 Einwohner), was vor allem dem Gastgewerbe einen kräftigen Aufschwung beschwerte. Dafür herrschte in der Urner Staatskasse ziemliche Ebbe; mit den Baukosten von rund vier Millionen Franken hatte sich der Kanton einigermaßen übernommen, weshalb man sich genötigt sah, einen Straßenzoll zu erheben: 3 Batzen (30 Rappen) pro Pferd, 3 Rappen für ein Schaf oder ein Schwein, 5 Rappen für jede Person.

Die ganze Postkutschen-Herrlichkeit fand nach der Eröffnung der Gotthard-Eisenbahnlinie (1882) ein jähes Ende, und nicht nur am Gotthard. Die Verkehrsverlagerung auf die Schiene führte in den Dörfern an der San-Bernardino- und Splügenroute zu einer regelrechten Wirtschaftskrise, stürzte viele Gewerbetreibende ins Unglück.



Romantisch verklärt: die Gotthard-Post (nach Rudolf Koller, Original 1873).
Quelle: Geschichte der Schweiz, Dr. Karl Dändliker, Band 3, 1887, Zürich

Einst und jetzt

Ich muss an die Globalisierung, das Unwort der Gegenwart, denken. Alter Wein in größeren Schläuchen, könnte man dazu sagen, oder: jetzt trifft's halt Millionen und nicht bloß eine alpine Talschaft. Doch (über-)leben heißt Anpassung, das wissen Bergsteiger nur zu gut: Der Gletscher zeigt in diesem Sommer ein ganz anderes Gesicht als noch vor zwei Jahren; ein Bergsturz hat den Gipfelweg zerstört.

Aus den großen Passwegen, die bereits vor tausend Jahren und länger genutzt wurden, sind längst Schneisen geworden, die Landschaften fressend durch die Täler ziehen, Highways für Güter und Menschen. Ein rollendes Unglück, hat ein Südtiroler Poet einmal die A 22 genannt, über die vierzig Tonnen schwere Laster donnern: latte per l'Italia, feinster Parmaschinken für die Münchner Schickeria.



Bereits über ein Jahrhundert auf dem Buckel hat der teilweise aus dem Fels gehauene Mythensteig – ein gutes Beispiel eines frühen Touristenweges. In anderthalb Stunden führt er von der Holzegg auf den Großen Mythen (1899 m), das alpine Wahrzeichen von Schwyz.
Foto: Eugen E. Hüsler

Moderne Wege verändern die Alpenlandschaften nicht bloß optisch; auch in die sozialen Strukturen greifen sie ein. Der so genannte Fortschritt breitet sich entlang dieser Adern aus, und ein »Infarkt« führt unweigerlich zu wirtschaftlichen Verlusten. Das lässt sich an manchen Passwegen ablesen. Am Wurzenpass beispielsweise stauten sich noch vor dreißig Jahren die Autos, die meisten mit deutschen Kennzeichen, vor Titos Urlaubsparadies; heute ist der Übergang weitgehend verwaist: bloß noch Regionalverkehr.

Epilog

Die Alpen am Anfang des 21. Jahrhunderts, 220 000 Quadratkilometer, überzogen von einem verästelten Wegnetz: Straßen, Eisenbahnen, Lifte, Fußwege, historische Pfade, die von Veränderungen im Lauf der Zeit berichten – tausend Menschenspuren aus vielen Jahrhunderten. Auch imaginäre, die Menschen oder Ideen verbinden. Mein Hüttenweg ist schmal, klein, aber er führt mich direkt in den siebten Bergsteigerhimmel.

Ich bestelle ein Bier, Feldschlösschen steht auf der Etikette, aber was bedeutet das schon. Die Welt ist – sagt man – zum Dorf geworden. Mein Bier wird irgendwo gebraut, über Europas Autobahnen transportiert, verteilt, vom Hüttenwirt mit seinem Jeep bis zur Talstation der Seilbahn gekarrt. Am Seil geht's hinauf zum Haus und dann in den Keller, wo es lagert, bis ein durstiger Wanderer kommt: »Es Hell's, bitte!« Die Welt ist klein geworden, wie wahr. Globalisierung droht allenthalben oder Gleichmacherei. Doch ohne Wege, ohne diese Arterien des Lebens, die tausendfach verästelten, geht nichts. Im Gebirge schon überhaupt nicht.

Hütten und Wege

gesehen

VON JÜRGEN WINKLER



»Du wirst Deinen **Weg** schon gehen; Du wirst sicherlich etwas zu**wege** bringen« sagte sie mir leise als ich mich auf den **Weg** machte. »Lass mich später einmal erfahren, wie es Dir auf Deiner Reise ergangen ist« rief sie noch hinterher.

Kaum war ich **weg**gegangen, als an einer **Wege**gabelung ein etwas runtergekommener Mann gerade**weg**s auf mich zukommt. Im Dunkeln würde man so einem nicht über den **Weg** trauen. Beim genaueren Hinschauen und nach seinen ersten Worten macht er dann doch einen halb**weg**s guten Eindruck auf mich. Als sich herausstellt, dass wir vorerst dieselbe **Weg**strecke haben, fragt er ohne Um**wege**, ob er mein

Abbildung oben:
Träger im Rolwaling Himal, Nepal.
Abbildung unten:
Stausee Mauvoisin, Wallis.
Abbildung nächste Seite:
Falkenhütte im Karwendel.
Alle Fotos vom Autor.





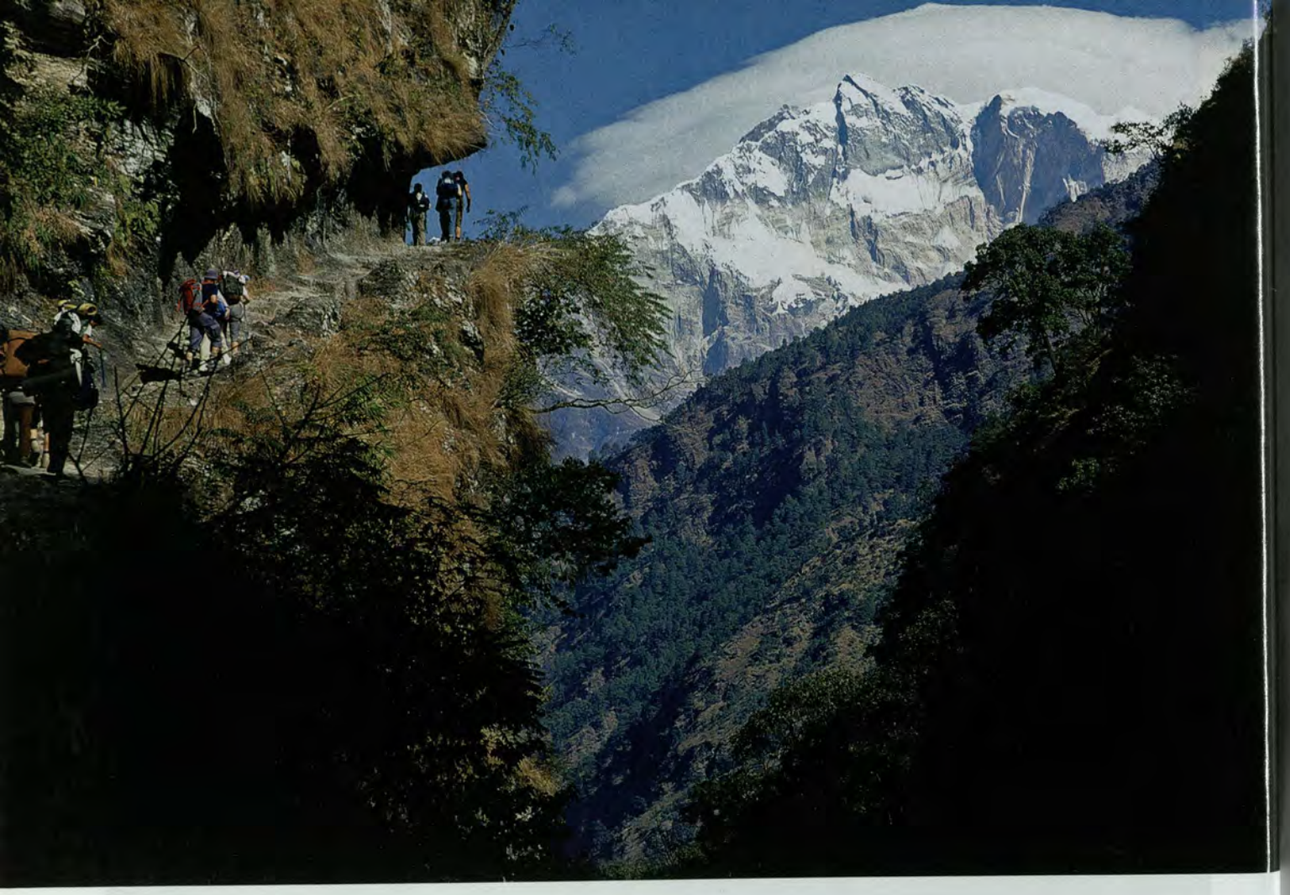


Abbildung oben: In den Fels geschlagener Weg. Im Hintergrund der 7647 m hohe Fang, Annapurna Himal. Abbildung unten: Steig zum Oberen Grindelwaldgletscher. Abbildung nächste Seite oben: »Brücke« über den Braldu, Karakorum. Abbildung nächste Seite unten: Alter Handelsweg im Tal der Kali Kandaki, Nepal.

Weggenosse sein dürfe. Damit hatte ich keines**weg**s gerechnet. Er sei schon lange unter**weg**s; kurz vor dem **Weg**fall der Mauer von drüben **weg**gelaufen und immer noch dabei, seinen **Weg** zu finden. Anfangs sei er auf Ab**wege** geraten, habe hier und da auch mal krumme **Wege** in Kauf genommen. Da ich nicht gern allein bin, stimme ich zu, gemeinsam zu gehen. Nach einer Weile fragt er, ob ich »**Wege** und **Weg**gefährten« von Hoeck kenne. Ohne eine Antwort abzuwarten, schwenkt er auf Gottfried Seume, der sich 1802 in Leipzig auf den **Weg** machte, um nach Syrakus zu wandern, »Es ginge vieles besser, wenn man mehr ginge« werfe ich ein (berühmtes Zitat von Seume). Über eine längere Zeit hin**weg** hatte nur er geredet – jetzt bleibt ihm die Spucke **weg**, weil auch mir Hoeck und Seume nicht unbekannt sind. So sind wir auf dem besten **Weg**, uns näher zu kommen. Der Fahr**weg**, den wir seit Stunden verfolgen, verliert sich zusehends im **weg**losen Gelände. Nur noch **Weg**spuren sind erkennbar. **Weg**en Schlechtwetters in den letzten Tagen sind mehrere kleine Muren abgegangen. »Schnell **weg** hier – das Gelände ist steil, da kann noch was nachkommen« schießt es mir durch den Kopf. Mein **Weg**gefährte will rasten, will eine rauchen und was essen. »Der hat die Ruhe **weg**« denk ich bei mir. Ich mahne, dass wir hier **weg**gehen sollten. »Der Dreck ist doch schon unten« meint er lapidar. »Von **wegen** – schau mal links hinauf, was da noch hängt«. Kaum ausgesprochen, kracht eine Salve von großen und kleinen Steinen direkt in unsere Richtung, jedoch ohne uns zu treffen. Wir haben Glück gehabt, sind noch mal heil **weg**gekommen. Beinahe wäre es unser letzter **Weg** gewesen. Der andere will plötzlich nicht mehr weiter, will umkehren. Aber etwas weiter unten ließe sich ein Um**weg** machen, ohne sich in der Gefahrenzone zu be**weg**en – das wäre ein guter Aus**weg**.







»Wo ein Wille ist, da ist auch ein **Weg**« rufe ich lauthals. »Viele **Wege** führen nach Rom und der **Weg** ist das Ziel« tönt es wenige Schritte hinter mir. Der Um**weg** führte noch eine Zeitlang durch un**weg**sames Gelände bis wir auf einen verfallenen Hohl**weg** stießen, der in einem moorastigen Feld**weg** endete. Ein Licht, ziemlich weit **weg**, führt uns dann gerade**weg**s zu einem Gasthaus. Über den sehr hohen Preis, den die Wirtin verlangt, beginne ich mit ihr zu streiten. Der Kamerad meint, es sei total ab**weg**ig, so viel zu zahlen. Solche Leute müsste man aus dem **Weg** räumen, murmelt er vor sich hin. Endlich einigen wir uns mit der Alten auf gütlichem **Weg**. Nach dem Nachtmahl, das

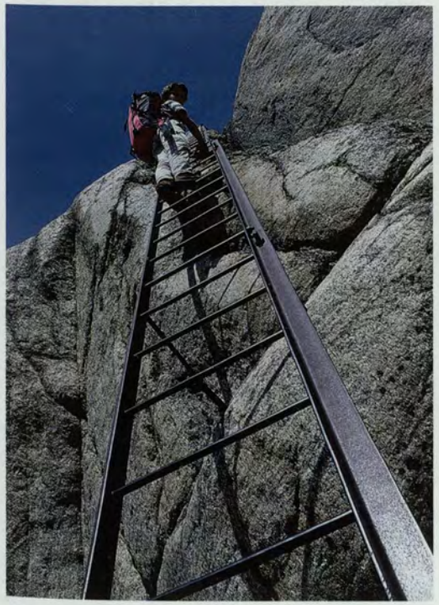




Abbildung oben: Weg nach Shuworth (4650 m), im Norden des Karakorum. Abbildung unten: Bei Pokhara, Annapurna Region, Nepal. Abbildung nächste Seite oben: Die alte Couvercle Hütte und Les Courtes. Abbildung nächste Seite unten links: Zur Couvercle Hütte, Montblanc Gebiet. Abbildung nächste Seite unten rechts: Der alte Fußweg nach Shimshal, Karakorum.



fette Schweinefleisch hatten wir **weg**gelassen, geht sie mit hinauf aufs Zimmer um ein paar kaputte Stühle **weg**zuräumen. Wäre doch nicht nötig gewesen – hätten drüber **weg**gesehen. Nach einem guten Frühstück am nächsten Morgen setzen wir unseren **Weg** fort – nicht weit, denn am nächsten **Weg**kreuz trennen sich unsere **Wege**.





Der Sinn des Reisens ist, an ein Ziel zu kommen, der Sinn des Wanderns, unterwegs zu sein.

Theodor Heuss

Die Rieserfernerhütte

von Franz Mock



10-Jahres-Feier auf der Rieserfernerhütte.
Foto: Archiv AVS

»Das Schlernhaus haben's uns gestohlen, mitsamt dem Inventar...« so beginnt eine Strophe von »Das Schönste auf der Welt...«, die früher oft und gern gesungen wurde und die auch heute noch ab und zu erklingt, sofern überhaupt noch gesungen wird. Damit wollte man auf die Enteignung der Schutzhütten des D.u.Ö.AV durch das faschistische Italien hinweisen, die nach heutigen rechtsstaatlichen Grundsätzen einer widerrechtlichen Inbesitznahme gleichkommt.

Die Südtiroler Sektionen des D.u.Ö.AV besaßen vor der Auflösung 16 Schutzhütten. Das 1945 neu gegründete demokratische Italien, bequemte sich aber erst nach mehr als einem Vierteljahrhundert endlich dazu, das begangene Unrecht wenigstens teilweise wieder gut zu machen, und entschädigte den AVS mit einem Betrag von 650 Mio Lire. (Die Rückgabe der Hütten wurde an praktisch unannehmbare Bedingungen geknüpft).

Dieses Geld war zweckgebunden und der AVS konnte damit endlich langgehegte Träume verwirklichen und an den Bau eigener Schutzhütten denken. Es war naheliegend, dass man in erster Linie Standorte wählte, an denen es bereits Hütten gegeben hatte. Ein solcher Standort war das Gämsbichljoch (früher Gänsebichljoch) am Übergang von Rein in Taufers nach Antholz in der südlichen Rieserfernergruppe.

Die Sektion Fürth des D.u.Ö.AV hatte dort in den Jahren 1899 bis 1903 eine Hütte erbauen lassen. Diese Hütte bestand aus Küche, Touristenzimmer, vier Schlafzimmern mit 1,2,3 und 4 Betten im Erdgeschoss und einem Zimmer für die Bewirtschafterin, 6 Matratzenlagern und einem Schlafraum für die Bergführer. Das alles auf einer Grundfläche von 12 x 8,5 m.

Die feierliche Eröffnung erfolgte am 10. August 1903. Dieser Hütte war leider ein nur kurzes Dasein beschieden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie enteignet und dem CAI überantwortet, dieser führte sie einige Jahre unter dem Namen »Rifugio di Valfredda« und überließ sie dann ihrem Schicksal. Das italienische Militär, das dort in der Gegend Schießübungen veranstaltete und die Hütte zeitweise benützte, tat ein Übriges, und als man letztendlich noch das Dach verfallen ließ, war es um die Hütte geschehen, sie wurde zur Ruine. Eine Wiederinstandsetzung bzw. ein Neubau an exakt der gleichen Stelle wurde von den italienischen Streitkräften aus strategischen Gründen abgelehnt.

Beim Bau der Fürther Hütte vor rund einem dreiviertel Jahrhundert wurde alles auf dem Rücken von Trägern von Antholz aus nach oben geschafft, eine Vorgangsweise die heute undenkbar ist, also musste zunächst eine Materialseilbahn gebaut werden. Stellt schon der Bau einer Schutzhütte auf 2792 m die Erbauer vor erhebliche Schwierigkeiten, so war dies beim Bau der Materialseilbahn umsomehr der Fall, musste doch ein Höhenunterschied von etwa 1500 m und eine Länge von 4000 m überwunden werden. Die Schwierigkeiten begannen bereits bei der Suche nach einem »Seilbahnbauer«; mehrere renommierte Firmen lehnten ab. 1975 war es dann soweit, mit dem Bau der Materialseilbahn, der sich über vier Jahre hinzog, wurde begonnen.

Das Tragseil wurde mit Hilfe einer Seilwinde nach oben gezogen, aber zunächst musste die Seilwinde hinauf. Das Militär hatte zugesagt, die Seilwinde per Hubschrauber nach oben zu bringen, die Zusage dann aber wieder zurückgezogen. Also musste die Seilwinde wie weiland vor rund 75 Jahren auf dem Rücken von Trägern hinaufgebracht werden. Es dauerte zwei Tage bis die Seilwinde an Ort und Stelle war. Strapazen, die nur ein junger, in Aufbruchstimmung befindlicher Verein auf sich nehmen konnte, war der AVS doch bis 1969 nur geduldet und nicht als Verein mit eigener Rechtspersönlichkeit anerkannt.

Im Jahr 1977 konnte dann endlich mit dem Bau der Hütte begonnen werden. Auch hier galt es mannigfaltige Schwierigkeiten zu überwinden, musste doch jeder Nagel per Seilbahn nach oben befördert werden. Besonders der in dieser Höhe lang andauernde Winter hemmte den Baufortschritt, so musste z. B. einmal noch Mitte Juli ein Seilbahnständer freigeschaufelt werden, damit die Bahn überhaupt fahren konnte.

Im Sommer 1979 war die Hütte dann soweit fertiggestellt, dass mit einem behelfsmäßigen Betrieb begonnen werden konnte. Die offizielle Einweihung erfolgte dann ein Jahr später und zwar am 20. Juli 1980. Rund 1000 Bergsteiger aus nah und fern hatten sich nicht gescheut, den 3-4stündigen Anstieg von Antholz, bzw. Rein herauf, auf sich zu nehmen, schon daraus ist ersichtlich welche Bedeutung man in Südtirol der Einweihung einer der ersten eigenen Schutzhütten beimaß. Unter den Ehrengästen befanden sich zahlreiche Vertreter der befreundeten Alpenvereine, der Politik und auch der Militärbehörde. Die Sektion Fürth des DAV hatte man auch eingeladen, diese hatte ihr Kommen zunächst auch zugesagt, hatte sich dann aber von andauernd schlechtem Wetter abhalten lassen.

Hatte man geglaubt, mit der Fertigstellung und Einweihung der Hütte, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, so wurde man bald darauf eines Besseren belehrt. An der Seilbahn mussten immer wieder Instandsetzungsarbeiten durchgeführt werden. Der Weg von Antholz herauf

Gottfried Leitgeb bei der Seilwinde, im Hintergrund Ander Hellweger.
Foto: Archiv Gottfried Leitgeb





Der neue Steig.
Foto: Toni Trompedeller

wurde mehrmals vermurt und musste teilweise neu trassiert werden. Gerade jetzt, zum Zeitpunkt des Schreibens dieser Zeilen, muss der Weg wieder einmal über eine längere Strecke verlegt und neu gebaut werden. Der dramatische Gletscherrückgang der letzten Jahre machte sich besonders bei den relativ kleinen Gletschern, bzw. Fernern der südlichen Rieserfernergruppe bemerkbar und wirkte sich besonders auf die Wasserver- und Abwasserentsorgung der Hütte



Einbau der beiden Wassertanks.
Foto: Toni Trompedeller

aus. Das Wort »Ferner« ist für diese Gegend eigentlich unüblich, in den Zillertaler Alpen und östlich davon werden Gletscher »Kees« genannt.

Unterhalb der Hütte war ein kleiner heute ausgetrockneter See. Dieser See diente zunächst als Trinkwasserspeicher für die Hütte, das Wasser musste rund 30 m nach oben gepumpt werden.

Der langsam auftauende Permafrost führte dazu, dass die Abwässer, die in Richtung Rein geführt wurden, irgendwie, in geringen Mengen, den Weg in den See fanden. Dort wurden auf jeden Fall Keime festgestellt. Die Abwasserleitung wurde verlängert, eine neue Kläranlage wurde gebaut, außerdem wurde für das Trinkwasser eine aufwendige Entkeimungsanlage installiert. Diese Kläranlage brachte leider nicht den gewünschten Erfolg. Den Bakterien war es trotz Klimaerwärmung auf dieser Höhe immer noch zu kalt. Die Kläranlage musste also noch einmal umgebaut werden. Heute werden die Rückstände der Kläranlage per Seilbahn ins Tal gebracht und dort entsorgt.

Wie schon erwähnt ist der kleine See, dem zunächst das Trinkwasser entnommen wurde, heute ausgetrocknet, oder besser gesagt ausgeronnen. Grund dafür ist das Auftauen des Permafrostes. Heute wird das Trinkwasser aus mehreren kleinen Rinnsalen gesammelt und in zwei großen Behältern gepuffert. Eine befriedigende Lösung wird z. Z. noch gesucht. Gottfried Leitgeb, der Hüttenwirt, hat bereits eine Lösung ins Auge gefasst und bei Erscheinen dieses Buches ist das Trinkwasserproblem hoffentlich gelöst.

Der Standort der Hütte war beim Bau derselben praktisch noch vergletschert, sie steht auf einem damals aus dem Gletscher herausragenden kleinen Felsbuckel. In Richtung Schwarze Wand, dem ehemaligen Hausberg der Hütte, dehnte sich eine weite, fast ebene Mulde aus. Der Gelttalferner ist an dieser Stelle zur Gänze verschwunden, an seiner Stelle befindet sich ein tiefer Graben. Der früher übliche Weg von der Hütte auf die Schwarze Wand ist heute ungangbar. Steile Schuttreisen, über die immer wieder kleine



Windrad zur Stromerzeugung.
Foto: Gottfried Leitgeb

Felsstürze abgehen, verhindern den Anstieg. Diese Gletschermulde wurde früher auch, von den in Antholz beheimateten Weltklasse-Biathleten, zum Höhentraining benutzt. Als sie das Schießtraining in der Hütte veranstalteten, geriet so mancher Besucher verständlicherweise gewaltig in Rage.

Der notwendige Strom wurde zunächst mit Hilfe eines Dieselaggregates erzeugt. Es war geplant, am Abfluss des Gelttalferners ein kleines E-Werk zu bauen. Die Pläne waren fast fertig, als der fragliche Bach quasi über Nacht verschwand. Was war geschehen? Der Bach hatte eine Eishöhle geschaffen, die wohl auch durch die dadurch eindringende warme Luft größer und größer wurde, bis alles in sich zusammenbrach und das Schmelzwasser sich einen anderen Weg suchen musste. Heute wird der benötigte Strom mit Hilfe einer Fotovoltaik- und Windkraftanlage erzeugt.

Der Gletscherschwund hatte jedoch nicht nur negative Auswirkungen. Gottfried Leitgeb, der schon seit dem Bau der Seilbahn, also von Anfang an dabei ist, und der als Hüttenwirt weitum geschätzt und beliebt ist, hat sich zum Hobby-Archäologen entwickelt. Seine ausgedehnten Streifzüge in der näheren und weiteren Umgebung der Hütte, die zunächst wohl zum Zwecke der Ressourcenverbesserung unternommen wurden, arteten mehr und mehr zu Suchexpeditionen aus. Von Gottfried Leitgeb wurden z. B. Fragmente von Beinkleidern gefunden, die zwischen 2500 und 2800 Jahre alt sind. In Niederrasen am Ausgang des Antholzertales gibt es ein bronzezeitliches Gräberfeld. Die Funde werden den Bewohnern dieser Siedlung zugerechnet, man hat sich also bereits damals in große Höhen vorgewagt, was übrigens auch »Ötzi« der rund doppelt so alt ist, beweist.



400 Jahre alter Holzschuh mit Steigeisen.
Foto: Gottfried Leitgeb

Zu den weiteren Funden gehört ein 400 Jahre alter Holzschuh nebst Steigeisen. Das Hochgebirge wurde also auch im Mittelalter, hauptsächlich wohl von Jägern und Strahlern begangen. Gottfried Leitgeb hat seine Funde selbstverständlich immer den zuständigen Stellen gemeldet. Die Funde wurden wissenschaftlich untersucht und die Ergebnisse in den entsprechenden Medien veröffentlicht.

Neugierig geworden? Gottfried ist gerne bereit von seinen Erlebnissen zu berichten. Besuchen Sie ihn!

Wanderwege digital

Wie moderne Technologien das Wandern in Südtirol mitgestalten

VON KARIN LEICHTER

Wandern und Computer – zwei Welten, die nicht zusammenpassen? Kein Widerspruch, sondern eine Symbiose, die Vorteile für alle bringen kann. Wie sie funktioniert, welche Möglichkeiten darin stecken, und wer wie wovon profitiert, zeigt das vom Alpenverein Südtirol (AVS) initiierte und koordinierte »Südtirol-Wegeprojekt« auf.

Wanderer finden in Südtirol ein breites Wander- und Bergwegenetz. Dahinter steckt viel Arbeit, meist ehrenamtliche Arbeit. Die rund 20.000 Kilometer Wege werden regelmäßig markiert, beschildert und instand gehalten. Mit seinem »Südtirol-Wegeprojekt« möchte der Alpenverein Südtirol nun die Verwaltung und Betreuung der Wegeinfrastruktur erleichtern, sie effizient organisieren und somit auch langfristig sichern. Dadurch ergibt sich auch die Notwendigkeit, das Wegeleitsystem – sprich die Beschilderung und Markierung – zu vereinheitlichen und den internationalen Standards anzugleichen, ein weiteres Projektziel. Und schließlich erlauben die heutigen technologischen Möglichkeiten, die Informationen über das Wanderwegenetz in innovativer Weise auch der Allgemeinheit zu vermitteln, und zwar in Form eines internetfähigen Wander-Informationssystems, das dritte Ziel des »Südtirol-Wegeprojekts«.



Vermesser mit GPS-Empfänger und Antenne bei der Aufnahme eines Standortes
Autor: Fa. Tuga

Wanderwege als Wirtschaftsfaktor

Die Initiative zu diesem ehrgeizigen Projekt wurde, seiner Kompetenz entsprechend, vom Alpenverein Südtirol ergriffen. Seit 140 Jahren im Wegebau engagiert, hat der AVS maßgeblich die alpine Infrastruktur geprägt und ist auch heute noch größter Wegehalter in Südtirol. Im Laufe der letzten Jahre haben die Wanderwege durch eine allgemein steigende Beliebtheit der Freizeitaktivität Wandern sowie durch ein offensives Tourismusmarketing an Bedeutung gewonnen, auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Heute ist die alpine Infrastruktur das notwendige »Sportgerät« für die vielen Berg- und Wanderfreunde und dadurch Grundlage für den Bergtourismus.

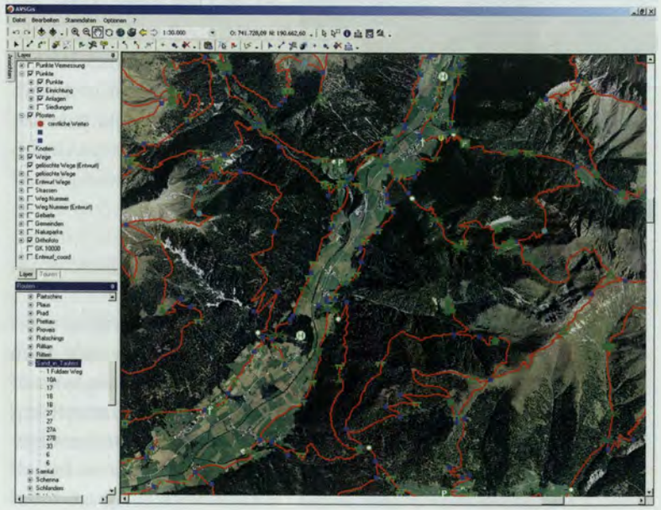
Zu Beginn des 21. Jahrhunderts stellt sich der AVS mit dem »Südtirol-Wegeprojekt« den neuen Herausforderungen. Großer Wert wird dabei auf die Einbindung aller Wegehalter gelegt. Denn das Wegenetz kann sinnvollerweise nur in seiner Gesamtheit erfasst und verwaltet werden. Die Tourismusvereine, der CAI-Alto Adige, die Naturparke sowie der Nationalpark Stilfser Joch sind demnach wichtige Partner bei diesem Projekt. Unterstützt – finanziell wie ideell – wird das Projekt durch die Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Abteilung Tourismus, und das EU-Programm Ziel II.



Wandern im Sarntal: Der Weg führt zwischen malerischen Hütten hinauf zum Wannser Joch.
Foto: Karin Leichter

Das Wegenetz wird minutiös erfasst

Dass eine Realisierung des Projektes auf digitaler Basis erfolgen musste, war für den Projektkoordinator AVS von Anfang an klar. Denn nur eine gut strukturierte digitale Datenbasis kann den heutigen Erfordernissen entsprechen und eine effiziente Verwaltung dieser gewaltigen Datenmenge gewährleisten. Neue und außergewöhnliche Möglichkeiten bietet dabei der kombinierte Einsatz innovativer Technologien wie GPS, Geographische Informationssysteme (GIS) und Internet. So wird das gesamte Wegenetz mittels hochwertigen GPS-Empfängern abgegangen und somit metergenau erfasst. Dabei werden selbstverständlich Angaben zur Wegeart, zur Bodenbedeckung und zur Nummerierung mit aufgenommen. Gleichzeitig ist es erstmals möglich, auch alle Wegweiserstandorte mit den damit verbundenen Informationen digital zu erhe-



Ausschnitt aus dem Datenverwaltungsprogramm der Wanderwege
Autor: AVS



Im alpinen, oft weglosen Gelände stellen »Steinmänner« eine wichtige Orientierungshilfe dar.
Foto: Karin Leichter

ben. Zahlreiche, für das Wegenetz relevante Punkte wie u.a. Gipfel, Jöcher, Seen, Schutzhütten, Wegkreuze und Sehenswürdigkeiten ergänzen die Vermessung.

Für die Erhebung und vor allem deren Auswertung wird eng mit den Wegehaltern vor Ort zusammengearbeitet. Die Einbindung der lokalen Wissensträger ist für ein qualitativ hochwertiges Ergebnis von grundlegender Bedeutung. In mehreren Sitzungen werden der Wegebestand analysiert, die Wegnummerierung kontrolliert sowie die Routen, Ziele und Zuständigkeiten definiert. Dies dient dazu, die im Laufe der Zeit gewachsene Struktur des Wegenetzes zu überprüfen und, falls sinnvoll, Anpassungen für eine bessere Orientierung des Wanderers vorzunehmen.

Handelsübliches GPS-Handgerät, geeignet für den Einsatz im Gebirge
Foto: Karin Leichter



Einheitliche Beschilderung

Eine bessere Orientierung im Gelände steht auch in direktem Zusammenhang mit der Erarbeitung einheitlicher Markierungsrichtlinien. Hinsichtlich Farbmarkierung und Beschilderung werden in Südtirol bisher zum Teil sehr unterschiedliche Systeme angewendet. Ein Ziel des Projektes ist es daher, ein einheitliches, die internationalen Richtlinien des Club Arc Alpin berücksichtigendes Leitsystem zu entwickeln, das im Anschluss an die Vermessung lückenlos umgesetzt werden soll. Langfristig sollen demnach alle Wander- und Bergwege eine rotweiß-rote Farbmarkierung aufweisen und mit Holzwegweisern, die die ermittelten Nah- und Fernziele, die Gehzeiten, die Wegnummer oder das entsprechende Symbol sowie das Logo des zuständigen Wegehalters beinhalten, beschildert werden. Ein solches Leitsystem ermöglicht dem Wanderer eine optimale Orientierung und führt ihn verlässlich an sein Ziel. Der Wanderer schätzt diese Leistung und nimmt sie bewusster wahr. Damit steigt auch der Stellenwert der Wegehalter, welche sich mit viel Einsatz und Engagement um »ihre« Wege kümmern, deren Wahrnehmung aber zusehends in den Hintergrund gerückt ist.

Wanderinfos online

Im GIS werden die erhobenen Daten zusammengeführt, aufbereitet und als umfassende Datenbasis verwaltet. Das eigens entwickelte Datenverwaltungsprogramm ermöglicht nicht nur die Visualisierung der Wegedaten, sondern auch das Abfragen spezifischer Informationen, die Definition von Routen und Touren und natürlich die Aktualisierung der Daten. Integriert in die Datenbank sind alle Details zu den Wegweisern, sodass durch die Verknüpfung mit den Routen und der Kartendarstellung jeder Standort räumlich lokalisiert und die Inhalte der Wegeweiser (Ziele, Gehzeit, Nummer) automatisch berechnet werden können.

Darauf aufbauend lässt sich nun das Wander-Informationssystem realisieren. Via Internet kann der Interessierte das großzügige Wanderangebot Südtirols durchforschen. Ganz individuell kann er Abfragen zu Wanderrouten, Einkehrmöglichkeiten und Sehenswürdigkeiten durchführen und somit sein Wandervorhaben im Detail planen. Digitale Karten, Panoramabilder und virtuelle Flüge erlauben dabei ganz besondere Einblicke. Aber auch zusätzliche Informationen über Weitwanderwege, das richtige Verhalten im Gebirge sowie die Wetterbedingungen werden verfügbar sein. Schließlich hat der Wanderer sogar die Möglichkeit, die ausgewählte Wanderroute auf sein persönliches GPS herunterzuladen und sich so mittels Satellit auf die richtigen Wege leiten zu lassen! Nach erfolgter Tour können im Internetforum Eindrücke mitgeteilt und Erfahrungen ausgetauscht werden.

»Markierung fehlt!«

Jeder einzelne Wanderer kann aber auch einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Sicherheit am Berg leisten. Und zwar, indem er eventuelle Mängel an Wegen und Sicherungen – und diese können im Gebirge jederzeit auftreten – im Wanderinformationssystem vermerkt und somit Wegehalter wie auch Wandergefährten auf kritische Situationen aufmerksam macht. Neben diesen sehr wichtigen und vor allem stets aktuellen Informationen erlaubt das Wanderinformationssystem den lokalen Wegehaltern, Angaben zum allgemeinen Zustand der von ihnen betreuten Wege abzurufen. Sie erkennen auf einen Blick, wo Markierungen erneuert werden müssen oder in welchem Jahr ein Wegabschnitt zuletzt saniert wurde. Sie selbst können nach ausgeführten Arbeiten im Gelände bestimmte Aktualisierungen durchführen sowie, falls erforderlich, die Bestellung eines neuen Wegweisers mit einem Knopfdruck in Auftrag geben. Das Wander-Informationssystem ermöglicht somit nicht nur die Informationsabfrage zum Thema Wandern durch die lokale Bevölkerung und Gäste, sondern auch die dezentrale, aber dennoch einheitliche Verwaltung der gesamten Wegeinfrastruktur. Die Koordination und Kontrolle der gesamten Daten und Informationen erfolgt über eine zentrale Fachstelle.

Zurzeit wird die Grundlage für das Wanderinformationssystem Südtirol geschaffen: Die Wege werden abschnittsweise vermessen. Bis Ende 2006 wird die GPS-Erhebung der Wanderwege nahezu im gesamten Land abgeschlossen sein. Die vollständige Aufarbeitung der Daten wird noch ein zusätzliches Jahr in Anspruch nehmen. Gleichzeitig wird aber auch bereits die Internet-Plattform aufgebaut. Bis zum Abschluss des Projektes Ende 2007 werden die Wanderinformationen von ganz Südtirol im Internet verfügbar sein.



Beschilderung nach den neuen Markierungsrichtlinien in der Gemeinde Graun.
Foto: Karin Leichter

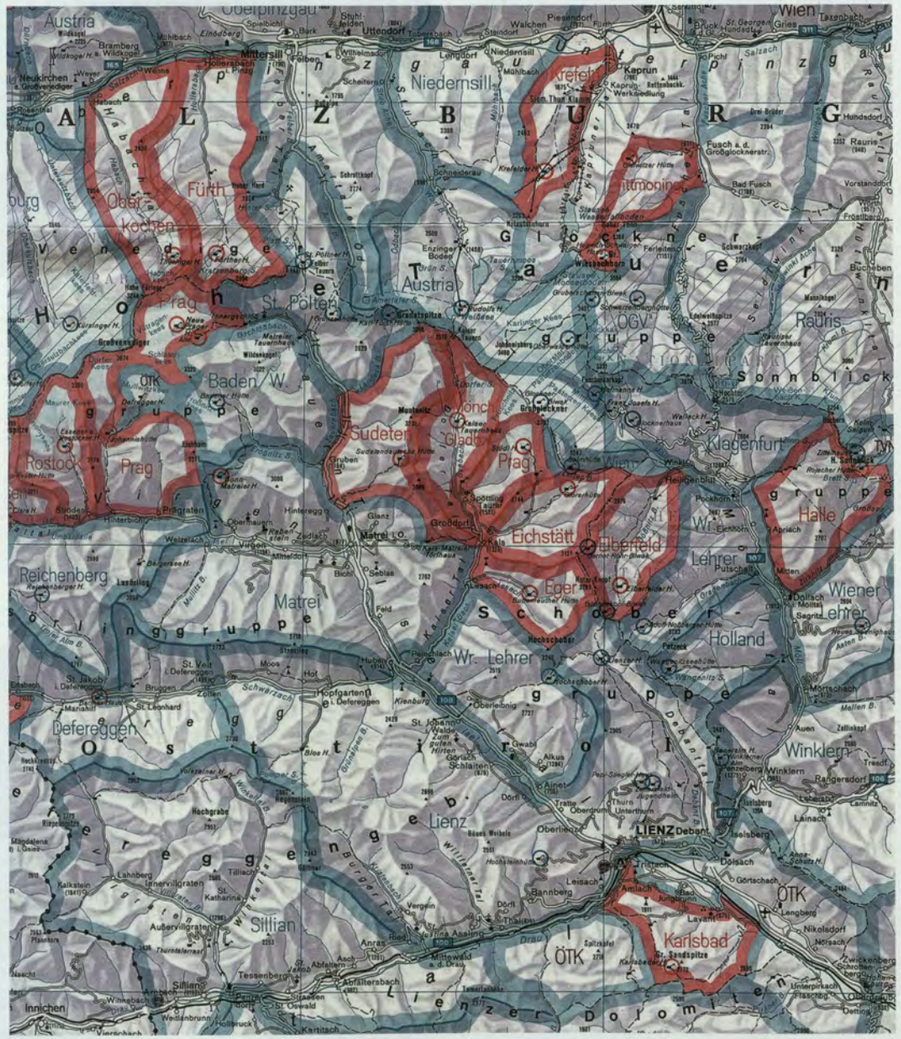
Wandern im Trend der Zeit

Die Routenplanung am PC ermöglicht eine detaillierte, umfassende und vor allem ständig aktuelle Toureninformation und dementsprechend eine gute Vorbereitung. Die digitale Wegeverwaltung führt zu einer zielgerichteten und damit optimalen Betreuung des Wegenetzes. Beides bedeutet mehr Sicherheit und in weiterer Folge ein genussvolleres Wandererlebnis. Wandern liegt im Trend der Zeit. High-Tech-Materialien haben im Bergsport bereits seit Jahren Einzug gefunden. Die Produkte werden immer spezifischer, hochwertiger und innovativer. Lassen wir den Fortschritt auch im Wegebereich Fuß fassen. Das Bergerlebnis kann davon nur profitieren.

Arbeitsgebietspolitik des AV

– Bestandsaufnahme und Ausblick

VON PETER HASSLACHER



Mit der Betreuung der Arbeitsgebiete leisten die Alpenvereine einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung des ländlichen Berggebietes und sind damit auch ein wesentlicher Faktor für einen funktionierenden Sommertourismus.
Quelle: DAV-Kartografie

Die Nutzungs- und Interessenkonflikte sowie Aufgaben im Berggebiet nehmen an Quantität, Härte, Intensität und zeitlicher Beanspruchung zu, zumal es sich dabei in vielen Fällen um die besonderen Herzstücke und Kernaktivitäten des Alpenvereins in den alpinen Arbeitsgebieten der Sektionen handelt. Diese Gebiete sind einerseits vor Eingriffen verschont geblieben, und andererseits wurde nie in Erwägung gezogen, dass bestimmte Aktivitäten vielleicht einmal nicht mehr ausgeführt werden dürfen.

Die Anforderungen zur Bewältigung der Herausforderungen und Konflikte sind also größer geworden. Umso wichtiger ist es deshalb, die Arbeitsgebiets-Frage im Lichte der Ereignisse aus der jüngeren Zeit zu beleuchten und Überlegungen zur ernsthaften Bewältigung der auf den Alpenverein unweigerlich zukommenden Pflichtenhefte anzustellen.

Arbeitsgebiete im Wandel der Zeit

Ein Blick zurück in die Alpenvereinsgeschichte:

»Die Bereisung der Alpen zu erleichtern« war eines der wichtigsten Ziele der ersten Alpenvereinssatzung. Hütten wurden gebaut, aber auch die Zustiege zu diesen Hütten, die Übergänge, usw. Zug um Zug entstand das Netzwerk an Hüttenstandorten und Wegen, welches heute die Basis für den Sommer-Alpintourismus darstellt. Schon 1879 gab es die erste Wege- und Hüttenbauordnung, 1895-1897 die erste Regelung der Zuteilung von Arbeitsgebieten an Sektionen. Regularien wurden entworfen und in den 1920er-Jahren kam es zur planmäßigen Zuteilung der »gewohnheitsmäßig« betreuten Gebiete der Sektionen.

So entstand das Arbeitsgebiete-Netz der Sektionen, die »Alpine Heimat« war geboren. Der Alpenverein wurde zu einem der ganz wenigen Nutzer des ansonsten als »unproduktiv« bezeichneten Hochgebirges.

Tatsache ist allerdings, dass heute die Anzahl der am Berg agierenden Institutionen, Einrichtungen und Interessenten vielfältiger geworden ist. Auch jene Gebirgsräume, um die sich in früheren Zeiten kaum jemand »scherte«, stehen heute vielleicht gerade auch deshalb im Interesse von Landnutzern aus dem Kreise der Jagd, des Forstes, von Tourismus und Seilbahnen, die den herkömmlichen Interessen des Alpintourismus diametral gegenüberstehen. Schließlich gibt es heute zunehmend mehr Schutzgebietsverwaltungen, welche die Interessen des Naturschutzes wahrzunehmen haben. Die Alpenvereine haben sich um die Ausweisung und Einrichtung von Schutzgebieten bemüht und stellen heute fest, dass sie sich mit deren Vorstellungen und Vorgangsweisen nicht mehr immer ganz und gar anfreunden und identifizieren können.

Tatsache ist weiters, dass infolge dieser Vielfalt an Interessen und Interessenüberlagerungen die Anforderungen an die arbeitsgebietsbesitzenden Sektionen des Alpenvereins hinsichtlich Präsenz, Information, Kenntnisse über rechtliche Festlegungen, behördliche Abläufe, Kommunikation vor Ort mit der einheimischen Bevölkerung und den Grundeigentümern sowie hinsichtlich des Arbeitsaufwands ständig angewachsen und kaum bzw. nicht mehr bewältigbar sind, wenn man das Arbeitsgebiet als eine echte »Institution« des Alpenvereins tatsächlich ernst nimmt.

Es ist andererseits auch kein Geheimnis, dass Sektionen, deren Sitzstandort von den Arbeitsgebieten in den Alpen weit entfernt ist, ihre Arbeitsgebiete immer öfter aufgeben, vernachlässigen, anderen überlassen und Teile aus dem übernommenen Arbeitskatalog nicht mehr wahrnehmen wollen und können. Die Gründe dafür sind vielschichtig, zeigen aber insgesamt auf, dass es sich um einen langsamen Rückzug des Alpenvereins aus der Fläche mit allen damit verbundenen Konsequenzen handelt.

Gedanken zur Arbeitsgebietsordnung des Alpenvereins

DAV und OeAV haben sich zur Bewältigung der Aufgaben in den Alpen eine Arbeitsgebietsordnung gegeben, welche in regelmäßigen Abständen ergänzt und neuen Gegebenheiten angepasst worden ist. Der Begriff und Wirkungsbereich des Arbeitsgebiets heißt wortwörtlich:

»Das Arbeitsgebiet einer Sektion des Alpenvereins ist ihre alpine Heimat. Sie betreut es im Geiste des Grundsatzprogrammes des Alpenvereins und zur Wahrung der Interessen der Bergsteiger. Dabei bemüht sie sich um alpine Raumordnung, aktiven Natur- und Umweltschutz und pflegt Beziehungen zur einheimischen Bevölkerung. Zu ihren Aufgaben gehören

die Anlage, die Erhaltung, die Bezeichnung und Sicherung von Wegen sowie die Erhaltung von allgemein zugänglichen Hütten und Stützpunkten.«

Dahinter steckt jede Menge an Arbeit und Verantwortung. Sehr oft wird die Arbeit des Alpenvereins in seinen Arbeitsgebieten auf die Fragen reduziert, wenn etwas nicht funktioniert hat: die Markierung war nicht zu finden, das Schild nicht zu lesen, der Weg durch eine Mure zerstört oder gar nicht mehr begehbar, bei der Bewirtschaftung einer Schutzhütte passt etwas nicht, vielleicht auch ein Naturschutzkonflikt.

Nein, das Arbeitsgebiet einer Alpenvereinssektion bedeutet mehr, ist umfassender!

1. Alpine Heimat: Trifft das noch zu?

Bei der Betrachtung der Schlüsselaufgaben aus der Arbeitsgebietsordnung wird schnell klar, welch wahrlich gewaltiger Anspruch das ist, der hier erhoben wird. Apropos »alpine Heimat«: Längst haben die Reiseprogramme des Alpenvereins die ganze Welt erobert. Diese werden uns nun regelmäßig von den Gemeinden und Seilbahngesellschaften, bei denen wir ein Projekt kritisieren, vor die Nase gehalten und mit den Worten kritisiert: »Ihr habt Euch von den Alpen verabschiedet, also was mischt Ihr Euch hier ein!« Ein Argument, welches so ohne Weiteres nicht zu entkräften ist. Andererseits sind die Alpenvereine/Sektionen auch nicht immer in der Lage, ihre Leistungen für und in den alpinen Arbeitsgebieten entsprechend darzustellen.

Es ist (noch) nicht Sache jeder Sektion, wie ein Betrieb die Leistungen eines Jahres öffentlichkeitswirksam zu verbreiten, die Anzahl der in die Arbeitsgebiete gebrachten Mitglieder und Gäste als Beitrag zur Tourismusentwicklung aufzulisten. In einer Zeit jedoch, in welcher derartige Statistiken Grundlage für viele politische Entscheidungen bilden, wird dies zu einem klaren Muss. Schließlich wird es notwendig sein, an den Verbindungen zwischen Arbeitsgebiet und Sektionssitz wieder stärker zu arbeiten, um der Jugend sowohl ein Stück Alpenvereinsgeschichte zu vermitteln, als auch die Wertschätzung für die »alpine Heimat« zu wecken bzw. zu festigen.

2. Arbeitsgebietskenntnisse sind Grundvoraussetzung

Die Betreuung der Arbeitsgebiete im Geiste des Grundsatzprogrammes, die Wahrung der Interessen der Bergsteiger, die Bemühungen um die Alpine Raumordnung, aktiven Natur- und Umweltschutz und die Pflege der Beziehungen zur einheimischen Bevölkerung sind gewaltige Aufgaben, die oft nur mit Gratwanderungen zu »handeln« sind, mancherorts der Quadratur des Kreises gleichkommen und viel Fingerspitzengefühl und Diplomatie erfordern. Wesentlich ist einmal die genaue Kenntnis des Arbeitsgebietes und seiner Grenzen, die Durchführung einer generellen Bestandsaufnahme über die Schutzgüter, die Kenntnis über die naturschutz- und raumordnungsrechtlichen Festlegungen, über die aktuellen und latenten Konfliktsituationen, die Interessenüberschneidungen aufgrund der aus dem Grundsatzprogramm erwachsenden Aktivitäten und Probleme. Denken wir dabei nur an das wachsende Problem der freien Betretbarkeit und den damit verbundenen Rechtsfragen und die Sammlung bzw. Verbreitung von »guten Beispielen«.

Dazu müssen die Gesamtvereine den ehrenamtlich tätigen Funktionären die entsprechenden, zeitgemäßen Werkzeuge/Tools und Informationen zur Verfügung stellen. Nur ein bestens informierter und mit dem Arbeitsgebiet vertrauter Funktionär ist ein guter und der Sache dienlicher Naturschutzwart/Hüttenwart/Alpinwart, wird auch gehört und dessen Meinung und Erfahrungsschatz akzeptiert. Er wird damit zum »Sachwalter der räumlichen Verantwortlichkeit« über das Arbeitsgebiet in der Sektion. Andernfalls werden einerseits spezialisierte Planungsbüros im Auftrag von Interessenverbänden und Gebietskörperschaften anstelle des Alpenvereins tätig



Die Schutzhütten bilden das Rückgrat für den Alpintourismus. Immer häufiger laufen sie jedoch Gefahr, in massentouristischen Erschließungsprojekten unterzugehen. So gefährden beispielsweise Seilbahnprojekte die Existenz der Sillianer Hütte am Karnischen Kamm.
Foto: A. Sint

werden, oder andererseits werden diese mit nicht-informierten und nicht-geschulten Sektionsvertretern verhandeln. Diese Planungsbüros suchen auch gar nicht mehr die Spezialisten aus den Hauptvereinen und Landesverbänden, weil sie dort auf Widerstand stoßen, sondern gehen den Weg der geringeren/geringsten Gegenkraft. Die Funktionäre vor Ort sind auch sehr wesentlich dafür mitverantwortlich, dass es im eigenen »Haus« stimmt, damit der Alpenverein bei konsequent geführten Verhandlungen nicht ins eigene Messer läuft: Mängel bei Ver- und Entsorgung, Schwarzbauten, Hubschrauberflüge zu Festivitäten in Schutzgebieten, usw.

3. Naturschutzarbeit für die Wahrung der Bergsteigerinteressen

Alpenvereins- und sektionsintern muss auch einmal mit dem häufigen Vorurteil aufgeräumt werden, dass der Naturschutz nur fundamentale Eigeninteressen vertrete und für die Wahrung der Interessen der Bergsteiger wenig übrig habe. Das ist eine längst überholte Sicht der Dinge, die sich so nicht mehr aufrecht erhalten lässt. Vielfach ist die Arbeit des Naturschutzwartes/der Naturschutzwartin in den Arbeitsgebieten eine strategische, eine vorausschauende und eine gesamtheitlich im Sinne des Alpenvereins vorsorgende Tätigkeit. Naturschutz- bzw. raumordnungsrechtliche Gebietsausweisungen werden dort angestrengt, wo sich auch die Interessen des Naturschutzes und der Alpinen Raumordnung mit denen des sanften Bergtourismus decken, bzw. wird versucht, diese im Sinne des Alpenvereins zu lenken. Dazu zählen wiederum als wesentliche Voraussetzungen für ein erfolgreiches Arbeiten die Kenntnis des regionalen/nationalen Naturschutz-, Raumordnungs- und Nationalparkrechts, über die dort geläufige Verfahrenspraxis, die im Verfahren relevanten Institutionen, des EU-Rechts, der Strategischen Umweltprüfung (SUP), Wasserrahmenrichtlinie (WRRL), Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP), des Völkerrechts mit der Anwendung und Umsetzung der Durchführungs-



Der Piz Val Gronda/Samnaungruppe – unweit von der Heidelberger Hütte gelegen – ist ein Eldorado für Schitourengeher. Doch seit vielen Jahren steht der Piz Val Gronda im Visier der Seilbahnbetreiber.
Foto: OeAV/Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz

seiner Landesverbände und Sektionen im Umwelt- und Raumordnungsrecht stellen wird.

Ein prägnantes Beispiel dafür, dass die Naturschutz- und Raumordnungsarbeit ein sehr viel weiteres Spektrum der Alpenvereinsinteressen, nämlich des Alpinismus und der Schutzhütten abdeckt, ist das im Jänner 2005 unter Mitwirkung des Alpenvereins von der Tiroler Landesregierung beschlossene »Tiroler Raumordnungsprogramm betreffend Seilbahnen und skitechnische Erschließungen 2005« (LGBl. Nr. 10/2005). Beinahe jährlich werden Planungen bekannt, in denen Schutzhütten des Alpenvereins und ihr naturnahes Umfeld, herrliche und traditionell begangene Schitourengebiete durch das immer näher rückende Schigebietskarussell im Massentourismus aufgehen sollen. Aktuelle Schutzhütten-Beispiele sind: die Heidelberger Hütte, Ascher Hütte, Braunschweiger Hütte mit der Überbauung des Hangenden Ferners und Karlesferners als hervorragend geeignetes Ausbildungsterrain, Sillianer Hütte, Weidener Hütte, Rastkogelhütte.

Deshalb hat die Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz des Oesterreichischen Alpenvereins im Rahmen der Erarbeitung des neuen Tiroler Seilbahn- und Schigebietsprogrammes 2005 versucht, Maßstäbe für eine Alpine Raumordnung einzubringen; das heißt, dass neben den Flächenansprüchen für den technisierten Schitourismus, den naturschutzrechtlichen Festlegungen auch die Sicherung der Vorranggebiete für den Wander- und Schitourentourismus thematisiert werden. Neue Seilbahn- und Schigebietsprojekte sollen demnach auch nach ihrer Verträglichkeit mit den hervorragend geeigneten Gebieten für den sanften Bergtourismus geprüft werden.

Dem wurde in der entsprechenden Verordnung (LGBl. Nr. 10/2005) erstmals in der Tiroler Raumordnungspraxis folgendermaßen Rechnung getragen:

»(6) Für die Verträglichkeit eines Vorhabens in Bezug auf die Erhaltung bedeutender Bergwander- und Schitourengebiete spricht, dass

protokolle der Alpenkonvention. Seit 1. Juni 2005 besitzt der Oesterreichische Alpenverein als vom Bund akkreditierte Umweltorganisation Parteistellung in allen UVP-Verfahren österreichweit. Das ist selbstverständlich nicht nur eine Chance zur Mitwirkung bei größeren Verfahren, sondern auch eine Verpflichtung zur finanziellen und personellen Ausstattung der Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz, um in diesen Verfahren überhaupt entsprechend fachkundig eingreifen zu können. Die Auflistung der Rechtsmaterien zeigt aber auch, dass die Tätigkeit in den Arbeitsgebieten in den kommenden Jahren vermehrt Ansprüche an die Kompetenz des Alpenvereins,

a) kein Gebiet erschlossen wird, in dem ein Schitourengebiet von besonderer Bedeutung besteht;

b) Wanderrouten von besonderer Bedeutung, insbesondere internationale Weitwanderwege, angemessen berücksichtigt werden;

c) Naturräume im Umfeld von alpinen Unterkünften, insbesondere von Schutzhütten, nicht schwerwiegend beeinträchtigt werden;

d) kein Gebiet erschlossen wird, das bereits langjährig für die Alpinausbildung, insbesondere von Rettungskräften, Einsatzkräften, Bergsportführern, Instruktoren und dergleichen, genutzt wird und das für diesen Zweck besonders gut geeignet ist.«

Diese gemeinsam von OeAV und DAV erhobenen Forderungen nach einer angemessenen Berücksichtigung der Flächen für den sanften Bergtourismus erhalten in touristischen Intensivgebieten durch die Inhalte des Tourismusprotokolls der Alpenkonvention BGBl. III Nr. 230/2002 Art. 6 Abs. 3 weitere Rückendeckung:

»Die Vertragsparteien achten darauf, dass in den Gebieten mit starker touristischer Nutzung ein ausgewogenes Verhältnis zwischen intensiven und extensiven Tourismusformen angestrebt wird.«

Eine interessante Anwendung dieses Artikels aus dem Tourismusprotokoll fand bei der bescheidmäßigen Untersagung von Personentransporten mit Pistengeräten von der Silvretta Skiarena von Ischgl zum Piz Val Gronda im schitechnisch nicht genutzten Schitouren-Gelände statt. Dieser Bescheid der Tiroler Landesregierung aus dem Jahre 2003 fand mittlerweile seine Bestätigung durch den Verwaltungsgerichtshof vom 31. Mai 2006.

Bei allen diesen Beispielen bedarf es einer Abstimmung der Alpenvereinspolitik zwischen den arbeitsgebiete- und hüttenbesitzenden Sektionen mit dem Hauptverein, in Österreich auch mit dem OeAV, da es nichts Schlimmeres gibt als ortbare Dissonanzen zwischen den Sektionen, den Sektionen und dem(n) Gesamtverein(en) sowie unter diesen. Das würde in der örtlichen und regionalen Presse genüsslich dargestellt werden und die Erfolgsaussichten schmälern.

4. Das schwierige Verhältnis des Alpenvereins zur Bevölkerung in Konflikträumen

Die schwierigste Herausforderung aus der Arbeitsgebietsordnung aber ist die folgende: *»Die Pflege der Beziehungen zur einheimischen Bevölkerung.«* Die Annahme wird wohl nicht falsch sein, dass bei der überwiegenden Mehrheit der Sektionen diese Kontaktpflege gut ist. Jede muss, auf die lokalen und regionalen Gegebenheiten angepasst, ihre eigenen Wege und Möglichkeiten suchen und finden. Erstaunlich ist, wie schnell es aber zu Friktionen kommt, wenn der Alpenverein den Erschließungsplänen einer Gemeinde einmal nicht zustimmt bzw. nicht zustimmen kann. Schnell einmal wird da die Position von Alpenvereinsgründer Franz Senn vorgehalten, wird der Alpenverein als Verein zur Verhinderung des Wohlstandes in den Bergtälern bezeichnet (Landeshauptmann von Tirol, Eduard Wallnöfer (1913-1989)). Das reicht bis zum glatten Versuch der Erpressung und dem Spaltungsversuch der gemeinsamen Alpenvereinsposition. Dabei, möchte man meinen, ist der Alpenverein ein Verein mit Fleisch und Blut, besitzt vor Ort Infrastrukturen, erbringt Leistungen für Gemeinden, für den Tourismus und im öffentlichen Interesse und ist keine Großstadt-Stabsstelle von Greenpeace, Global, usw. von fünf bis zehn Leuten, die eine Aktion oder einen Event vorbereiten, durchführen und dann wieder verschwinden.

Liegt die Ursache für die Dissonanzen darin, dass wir nicht in der Lage sind, unsere vereinspolitischen Ziele allgemein verständlich vorzubringen? Ist der Alpenverein in der entscheidenden Phase nicht geschlossen und damit entschlossen genug? Wird unsere Arbeit als zu selbstverständlich gesehen? Können wir sie nicht richtig »verkaufen«? Schwimmen wir gegen den Zeitgeist oder sind die unterschiedlichen Auffassungen der einheimischen Experten,

Literatur

Amt der Tiroler Landesregierung – Hrsg. (2005): Tiroler Raumordnungsprogramm betreffend Seilbahnen und skitechnische Erschließungen 2005. Innsbruck, 110 S. (www.tirol.gv.at/raumordnung).

Cuypers, S. (2004): Die Alpenkonvention und ihre Durchführungsprotokolle: Einen alpinen Werkzeugkoffer für die Naturschutzarbeit öffnen. In: Haßlacher, P. (Red.): Die Alpenkonvention – Markierungen für die Umsetzung (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins-Serie: Alpine Raumordnung Nr. 24); Innsbruck, S. 14-22.

Essl, J. (2006): Sanfter Alpintourismus – ein integraler Bestandteil der gesamten Naturnutzung. In: Hinterstoisser, H., M. Jerabek u. S. Stadler (Hrsg.): Besucherlenkung in Schutzgebieten: Lösungsansätze für ein Miteinander unterschiedlicher Natur-Nutzergruppen. Naturschutz-Beiträge 32/06; Salzburg, S. 63-73.

die die Wahrheit mit dem Löffel gegessen haben, und auswärtigen Einmischlern und Besserwissern unüberbrückbar?

Wahrscheinlich ist es die Folge davon, dass wir unsere Positionen nicht auf Druck nach dem Wind richten und sie aufgrund einer verhältnismäßig großen Unabhängigkeit auch artikulieren können. Sonst würde es mit unserem Engagement wahrscheinlich schnell einmal aus sein.

Daueraufgabe – und auf zu neuen Ufern

Die vielfältigen Anforderungen in den Arbeitsgebieten der Alpenvereine werden auch in Zukunft eine Daueraufgabe darstellen. Die Arbeitsgebiete mit ihren Schutzhütten sind gewissermaßen das Rückgrat des Vereins. Zu dieser Hardware von Schutzhütten, Wegen und Steigen, welche die Gründerväter der Sektionen geschaffen haben, sind im Laufe der Jahre viele weitere Aufgaben und Herausforderungen hinzugekommen.

Die überwiegend ehrenamtlich geleistete Arbeit, die Entfaltung von wirtschaftlichen Leistungen im überwiegend ländlich geprägten Berggebiet für den Alpintourismus, die Belebung des Kleingewerbes, der Einsatz für die Belange des Natur- und Landschaftsschutzes in den Arbeitsgebieten, u.v.a.m. verleihen dem Alpenverein in seiner Gesamtheit Anerkennung, Ansehen und politisches Gewicht.

Diese Relevanz und die dauerhafte Präsenz auf der gesamten Arbeitsgebietsnetzfläche legitimieren den Alpenverein erst, seine Stimme sowohl in der immer wieder aktuellen Frage der freien Betretbarkeit und Besucherlenkung als auch als »Anwalt der Alpen« zu erheben. Ständige Präsenz vor Ort und erbrachte Leistungen bewirken die lokale Verankerung und machen den Alpenverein glaubwürdig. All jene Organisationen, die dieses Positivspektrum nicht (mehr) aufweisen können, werden in Zukunft keine besondere Rolle als anerkannte Alpenakteure spielen. Lässt nämlich das Engagement in den Arbeitsgebieten nach und wird die Anwesenheit vor Ort geringer, werden diese Anderen überlassen oder überhaupt nicht mehr wahrgenommen, wird sich das nicht nur in der Qualität der Alpin-Infrastrukturen, sondern auch im Gewicht und Einfluss bei alpinpolitischen Fragen unweigerlich niederschlagen.

Es liegt auf der Hand, dass der Alpenverein für die Bewältigung der Zukunftsaufgaben Partner benötigt. In erster Linie müssen diese in Kooperationen zwischen den Alpenvereinssektionen und vor Ort gesucht werden. Darüber hinaus gilt die Präferenz ganz eindeutig jenen, die ebenso wie die Alpenvereine die Fahne des natur- und sozialverträglichen, sanften Alpintourismus hoch halten. Die vielen, in den letzten Jahrzehnten geschaffenen und große Gebirgsflächen umfassenden National- und Naturparke sowie Schutzgebiete mit Managementeinrichtungen erfüllen dieses Anforderungsprofil. Kooperationen mit Seilbahngesellschaften und Energieversorgungsunternehmen zählen dazu nicht und sind auf das unabdingbar notwendige Maß zu beschränken. Die Abhängigkeit würde unweigerlich zu einem Aufgehen im harten Tourismusgeschäft und zur völligen Einengung des eigenen Bewegungsspielraums führen. Nicht zuletzt – und das ist meine feste Überzeugung – sind das sichtbare Engagement für die Arbeitsgebiete, der Blick nach vorne, der Wille zu Neuerungen, die Wahrnehmung einer gesamthaften Verantwortung um die Alpenentwicklung, ein ganz wichtiger Schlüssel für die Gewährung von Förderungen und Finanzierung von Projekten durch die öffentliche Hand.

Ja, das Aufgaben- und Managementspektrum ist umfangreicher geworden. Zusätzlich werden laufend »externe« Wünsche und Projekte herangetragen, welche die vom Alpenverein geschaffenen und erhaltenen Infrastrukturen betreffen: Via Alpina, Adlerweg, usw., Einführung von Reservierungssystemen, mehrsprachige Informationen, Schutzhütten-Infopoints insbesondere in den Schutzgebieten, Wegverlegungen infolge der Veränderungen im Permafrostbereich. Die Alpenvereine werden nicht darum herumkommen, endlich den Arbeitsgebietskataster auf digitale Beine zu stellen, welcher sämtliche räumlichen Informationen erfasst, die zur Betreuung der Arbeitsgebiete notwendig sind, Angaben zur Besucherlenkung enthalten und der Alpinen Raumordnung dienen. Das hat nicht nur mit der Leistungsdarstellung zu tun. Die Alpenvereine werden in Zukunft auch zur Beweissicherung ihrer Überlegungen zur Alpinen Raumordnung für die Argumentation bei Verfahren im Naturschutzrecht, usw. und bei der Öffentlichkeitsarbeit sehr viel mehr Daten benötigen: Besucherzählungen (Wanderer, Schitourengeher), Nutzungskartierungen, Befragungen, usw., wenn sie die Herausforderungen zur Bewahrung und Aufwertung der Arbeitsgebiete ernst nehmen wollen. Die kartographische Erfassung beispielsweise der hervorragend geeigneten Schitouren- und Wandergebiete wird durch zusätzliche Datenerhebungen und Beobachtungen abgesichert werden müssen. Denn es ist ebenso nicht anzunehmen, dass die Auseinandersetzungen bei Fragen des Naturschutzes und der Alpinen Raumordnung geringer werden. Das alles wird begleitet durch einen Rückgang an Ehrenamtlichkeit und steigenden Kosten für die Erhaltung des Netzwerks alpiner Infrastruktur. Nicht gleichgültig kann dem Alpenverein die Peripherisierung des ländlichen Berggebiets abseits touristischer Zentren sein, betrifft es doch auch den Rückgang des öffentlichen Verkehrsnetzes und damit die vielen Bergsteiger und Bergsteigerinnen. Wie schwierig es ist, ein einmal ausgedünntes Fahrplanangebot in der Sommerhauptsaison wieder auf »Vordermann« zu bringen, zeigen die mehrjährigen Bemühungen des OeAV für die Nationalparkregion Hohe Tauern in Osttirol (siehe Bergauf 3/2006, Seite 64 und http://www.alpenverein.at/naturschutz/Nationalpark_Hohe_Tauern/Nationalpark-Wanderbus/Wanderbus.shtml).

Alle diese Überlegungen drängen auf eine stärkere Befassung mit der Arbeitsgebietsfrage als wichtiger Schlüssel für das künftige Alpenengagement. Die Sektionen des Alpenvereins leisten bereits jetzt einen ganz großen Beitrag für das ländliche Berggebiet Österreichs. Um für die Herausforderungen der kommenden Jahre und die zu erwartenden Konflikte und Projekte besser gewappnet zu sein, bedarf es eines Aufbruchs zu neuen Ufern, d.h. mit neuen Strategien und alten Tugenden für die flächige Verankerung des Alpenvereins in seinen angestammten Arbeitsgebieten in den Alpen.



Der öffentliche Verkehr wurde in den letzten Jahren im ländlichen Raum immer stärker zurückgedrängt. Auch die Nationalparkregion in Osttirol war davon betroffen. Durch die jahrelangen Bemühungen des OeAV, fahren seit dem Sommer 2006 Wanderbusse die Nationalparktäler wieder mit einem ausgedehnten Fahrplanangebot an (v.l.: P. Haßlacher, OeAV, Landesrätin A. Hosp, H. Stotter, Nationalpark Hohe Tauern-Tirol).
Foto: OeAV/Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz

Haßlacher, P. (2005): Arbeitsgebiet – Herausforderung und Chance. In: Deutscher Alpenverein e.V./Abt. Natur- und Umweltschutz (Hrsg.): Arbeitsgebiet in den Alpen – Herausforderung und Chance. Tagung der Naturschutzreferenten des Deutschen Alpenvereins vom 24. bis 26./27. September 2004 in Vent im Ötztal/Tirol. Tagungsbericht, München, S. 26-34.

Haßlacher, P. (2005): Vademecum Alpenkonvention; hrsg. vom Oesterreichischen Alpenverein, Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz; Innsbruck, 130 S.

Ein Zuviel an Bequemlichkeit...

von Ingeborg Schmid-Mummert

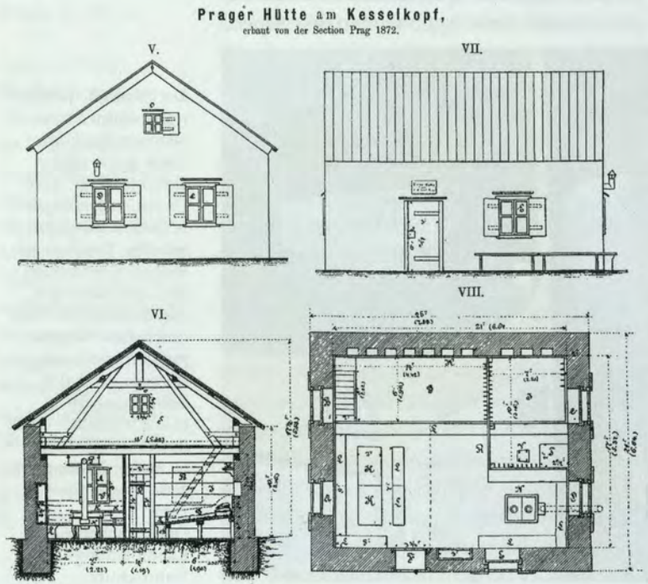


Münchener Haus auf der Zugspitze, Reklamemarke, Lithographie 1912/13 Böttcher, Kurt (†1916)
DAV Museum

Hat die Section sich constituiret,
Wird alsbald auch debattiret
Und gehalten fleißig Rath;
Wann, wie, wo, auf welche Spitzen
Kommt die neue Hütt' zu sitzen,
Die man schon in petto hat.

Ist auch löblich solch' Begehren,
Sollt' man damit doch aufhören,
Bauen keine Hütten mehr.
Ueberall, wohin man schauet,
Alles ist bereits verbauet,
Keine Spitze hüttenleer.

Zur Melodie des populären Liedes »Prinz Eugen, der edle Ritter« besingen bereits vor 100 Jahren Alpenvereinsmitglieder die damalige Entwicklung im Hüttenbau. Carl Arnold, Vorstand der Sektion Hannover, hatte dazu aufgerufen, ihm Liedvorschläge zuzusenden, welche beim »frohen Kommersieren« der alpinen Vereinigungen zum Einsatz kommen sollten. Als Ergebnis jahrelangen Sammelns erscheint in den 1890er Jahren das »Liederbüchlein für Alpenfreunde«.



...und Einkehrgelegenheit...

Anschaulich vermittelt dieser Text die Stimmung, die sich um 1900 in den Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins als lebhafte Diskussion »über die künftigen Aufgaben des D. u. Ö. Alpenvereins« nieder schlägt. In Frage gestellt wird, inwieweit die aktuellen Bestrebungen des Vereins »mit dem Geiste des ernsten Alpinismus noch in vollem Einklang« stünden. Der immer steigende Besuch des Gebirges habe dazu geführt, dass die ursprünglich für »das Bedürfnis der Hochtouristen geschaffenen« Hütten sich vielfach mehr und mehr zu Berggasthäusern ausgewachsen hätten und dem Hochtouristen immer weniger entsprächen. Speziell die »Führerlosen« (Alpinisten ohne Begleitung von Bergführern) würden unter dieser Entwicklung leiden: »Von größeren Touren angelangt, finden sie oft die Hütten von den sogenannten Hüttenbummlern besetzt.« Die zunehmende Eleganz der Häuser ermögliche es den allein wandernden Bergsteigern nicht mehr, ihre Kleider zu reinigen und zum Trocknen aufzuhängen, die lärmenden Touristen würden sogar die, für den Alpinisten so notwendige, Nachtruhe stören. Der Zentralausschuss lässt diesen Vorstoß unkommentiert, erkennt aber an, dass »das Streben nach Rückkehr zur alpinen Einfachheit und zur Pflege des eigentlichen Bergsteigens« den Verein gerade durchwehe. So wird beispielsweise gefordert, bei Hüttenbauten mehr unbewirtschaftete und weniger bewirtschaftete Betriebe ins Auge zu fassen. Ein Vertreter aus München tritt etwa dafür ein, bescheidene, schmucklose, aber auf Dauerhaftigkeit ausgerichtete Neubauten zu schaffen und gegen die Massenentwicklung, die dem Ansehen des Alpenvereins am meisten schade, einzutreten.



Unbekannt
Prager Hütte am Venediger
Aquarell/Karton, o.J.
© Alpenverein-Museum, Innsbruck

... ist der ernsten Bergsteigerei

Die Generalversammlung 1906 in Leipzig sieht die Herausgabe eines »alpinen Knigge« für dringlich, um den angeprangerten ›Missständen‹ gegen zu steuern und Rechte und Pflichten von Alpenreisenden, Führern und hüttenbesitzenden Sektionen zu beleuchten. Bezugnehmend auf das Verhalten in einer Hütte gebietet er:

Du sollst dich in der Hütte bescheiden betragen und sollst keine Ansprüche machen, die sich nur in einem Großstadthotel verwirklichen lassen. Denn du wirst nicht deines Geldes wegen aufgenommen.

Du sollst die Hütte nicht zur Kneipe herabwürdigen. Alkohol ist der übelste Wandergefährte, die Hütten aber sind zur Erholung der Bergsteiger da und die Nacht zum Schlafen.

Die Rückkehr »zu der Ruhe und Einfachheit wahrhaft bergmäßigen Lebens« müsse den zukünftigen Alpinismus kennzeichnen. Mühe und Anstrengung eines Aufstieges seien unverzichtbare Bestandteile des Vergnügens beim Bergsteigen, diesen Grundsatz manifestierte bereits Leslie Stephen in seinem »Playground of Europe« (Erstauflage 1871). Lebhafte Diskussionen zeigen die verschiedenen Zielangaben der Vereinsgremien, die sich bis zur Jahrhundertwende herauskristallisieren. Die Einschränkung der Erschließungstätigkeit wird ebenso gefordert wie die ausschließliche Orientierung an den Bedürfnissen der Bergsteiger beim Hüttenbau. Josef Moriggl (1879-1939; Generalsekretär 1911-1935) sieht die Konfrontation zwischen der »streng bergsteigerischen« und der »mehr fremdenverkehrstechnisch eingestellten« Linie in den »Tölzer Richtlinien« gipfeln, welche die Ausgestaltung von Vereinshütten regeln sollten. Sie sehen beispielsweise vor, die Verpflegung auf den Hütten auf das einfachste Maß zurückzuführen und die Einrichtung möglichst bescheiden zu halten.

... wenig förderlich

Diese Zurücknahme orientiert sich an den Grundsätzen aus der ersten Zeit des

Abbildung linke Seite unten:
Hüttenpläne Prager Hütte von Johann Stüdl in Prag.
In: Zeitschrift des DuOeAV, Jg. 1877, Bd. VIII, S. 169.

Wege- und Hüttenbaus, nach denen eine Hütte bloß »Schutz und Unterkunft« gewähren und man Subventionen für Talwege gegenüber eine ablehnende Haltung einnehmen sollte. Dass diese Prinzipien bald aufgeweicht wurden, illustriert ein Zitat aus der Denkschrift der Sektion München anlässlich ihres 30jährigen Bestehens im Jahr 1900:

Die Section München will durch den Umbau [...] beweisen, dass sie den Zweck des Gesammtvereins voll und ganz erfasst und bemüht ist, die Schönheiten der Alpennatur nicht nur im eigentlichen Sections-Gebiet den Touristen zu erschliessen; sie will nicht bloss für ihre eigenen Mitglieder im fremden Gebiet Gastfreundschaft verlangen, sondern [...] auch Gastfreundschaft bieten.

Die Sektion als Gastgeberin, die auch Komfort präsentieren will. Bewirtschaftete Unterkünfte mit bequemer Einrichtung kommen auf. Johannes Emmers (1849-1928; Generalsekretär 1884-1911) Klassifikation der Hütten beschreibt die »moderne Schutzhütte« gar mit Einzelzimmern und Betten, unter welchen Pantoffeln stehen und Speisezimmern mit »weiblicher Bedienung«.

Auch zur Ausstattung von Hütten konnte Arnold einen Beitrag (ironischer Weise nach der Melodie von »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«) in seine Liedersammlung aufnehmen:

Doch sollst Du im Ganzen nicht klagen,
Wenn's Schutzhaus war meistens zu voll,
Nach frischem Fleisch nicht immer fragen,
Sectionsproviant schmeckt auch gar wohl.
Es trägt Dir der Führer den Ranzen,
Behördlich genehmigt, wie schön!
Man findet manch' Bett ohne Wanzen,
Doch schweige ich hier von den Flöh'n.

Als »Bahnbrecher« und »erste Autorität« des Schutzhüttenbaus bezeichnet Emmer den Prager Kaufmann Johann Stüdl. Diesem wird im Jahr 1877 von den Bergführern in Kals der Entwurf für den Bau der Prager Hütte zugeschickt:

[...] wan die Brager Hütte so auf diese Art gebaut wirde, so wirde sie fier Turisten und Führer groß genug sein, und die Führer so viel ich weis wirden sehr viel leisten, und wan eine Schuzmauer gemacht wird so ist die Hütte auf immer sicher; aber so gesteld mus sie werden der Scheidel gegen den Berg, wo wann es einmahl sein könte, da eine Windschnelafine kommen möchte, die Schuzmauer hinter der Hütte so geht alles über die Hütte, eine Schnelafine von weichen Schneh kann zur Hütte nicht kommen, die Schutzmauer machen die Führer unentgeldlich. [...]

Modell der Stüdlhütte Glocknergruppe, 2801 m, 1868 erbaut, »Urhütte der AV-Hüttenentwicklung« Alpha Modellbau, München
DAV-Museum



Die unbewirtschaftete Hütte – Das Alplhaus

Welchen Entwicklungsschritt die Installation eines, die verschiedenen Gebirgsgruppen überziehenden, Netzes von Hütten darstellt, veranschaulicht die Gegenüberstellung mit den Erzählungen des Hermann von Barth, der auch als Alleingeher die Nördlichen Kalkalpen durchwandert und erschließt. Anlässlich seiner Bemühungen um die Besteigung des Hochplattig in den Mieminger Bergen schildert er in den 1870er Jahren:

[...] daß im Innersten des hinteren Tales [...] ein wohlgebautes Haus sich befinde; [...] Für gewöhnlich allerdings sei das Haus fest verschlossen, indes meinten sie, es werde sich wohl irgend ein Mittel finden lassen, hineinzukommen. Das Requirieren eines Nachtquartiers war mir nichts Neues mehr, und zufrieden mit der gemachten Entdeckung schritt ich weiter. [...] Ich war zufriedengestellt; hier hatte ich ein Logis gefunden, wie ich vorteilhafter der Lage und Beschaffenheit nach es kaum wünschen konnte. Nur ein Mangel haftete ihm an: ein Mittel, die Türe aufzuschließen fand sich auch von innen nicht und für die Kommunikation nach außen blieb es definitiv beim Kellerloch.[...] Meine einzige Sorge für die nächste Zeit betraf den Proviant. In diesem Artikel hatte die Nachsuche nicht das bescheidenste Resultat ergeben. Ich beauftragte den Hirten, mir am folgenden Tage, wenn er aus zivilisierter Gegend in seine Hochalpe zurückkehre, einen tüchtigen Laib Brot mitzubringen; denn mein Vorrat reichte höchstens für heute Abend und für die morgige Bergtur.

Im Jahr 1890 erwirbt die Sektion München das im Zitat beschriebene Alplhaus. Bei der Übernahme enthält das Gebäude im Erdgeschoss Küche und Wohnzimmer mit gemauertem Ofen, und einen Keller. Im Dachraum gibt es Platz für etwa zwölf Personen. Sechs Jahre später wird es von einer Lawine getroffen und muss etwas verkleinert werden.

Das Alplhaus bleibt wegen des geringen Besuches zunächst unbewirtschaftet. Andere Hüttenumbauten zielen auf Vergrößerung ab, so wird in einem Schreiben an Stüdl vom Juni 1868 darauf hingewiesen, die Glocknerhütte sei auf Bequemlichkeit ausgerichtet und so gebaut worden, dass sie von zwei Seiten durch Zubauten erweiterbar wäre: »und zweifle nicht, dass die Herren Touristen sich etwas mehr befriediget finden, wenn sie kommen.« Mit der fortschreitenden Bautätigkeit einher gehen auch organisatorische Maßnahmen. Im Jahr 1877 veröffentlicht Stüdl seine Grundsätze für den Hüttenbau, zwei Jahre später wird die erste Weg- und Hüttenbau-Ordnung erlassen, 1890 tritt eine erneuerte in Kraft und mit ihr das Statut für den Weg- und Hüttenbau-Ausschuss. Emmer zur allmählichen Entwicklung mancher Hütten zu ›Berghotels‹:



Rudolf Malcher
Badener Hütte
Originalmodell zum Erbau der Badenerhütte; Sektion Baden bei Wien im Jahre 1911
© Alpenverein-Museum, Innsbruck

Ab und zu klagt wohl Einer über den Verfall der ›einfachen Alpinisten-Sitten‹ und die Verweichlichung, aber stets nur – daheim; niemals hat man diese Klagen in einer Schutzhütte gehört, denn selbst die abgehärtesten [sic!] Hochalpinisten sind nicht unempfänglich für die Vorzüge eines guten Bettes und einer trefflichen Verpflegung, und werden nur unwirsch, wenn die Gesellschaft zu gross [sic!] ist.

Der Verfall des ›früheren Bergsteigens‹ wird betrauert und immer wieder hervorgehoben, wie bescheiden sich doch Hütten und Wege einmal ausgemacht hätten angesichts des aktuellen Luxus.

Die komfortable Hütte – Eine Kegelbahn am Grossglockner

Dem gegenüber stellen möchte ich den Bericht der Glockner-Expedition von Fürstbischof Salm im Juli 1800. Der Aufenthalt im Unterkunftshaus wird behaglich beschrieben, den illustren Gästen seien Ananas und Pfirsiche, Feigen und Melonen, Champagner, Tokajer und Malaga am Rande des Gletschers kredenzt worden. Bei seinem Abgang von Heiligenblut habe der Fürstbischof den Bau einer vierten Hütte auf der Adlersruhe samt Errichtung einer Kegelbahn bei der Salmhütte angeordnet.

Literatur:
Alpenvereinssection München (Hg.): Geschichte der Alpenvereinssection München. Als Denkschrift nach dreissigjährigem Bestehen herausgegeben. Mit 11 Vollbildern, 51 Abbildungen im Text und 6 Beilagen. München (Verlag der Alpenvereinssection München) 1900.
Bünsch, Carl und Rohrer, Max (Hg.): Gesammelte Schriften des Freiherrn Hermann von Barth. München (Alpine Verlagsanstalt H. Stock) 1926.
Emmer, Johannes: Geschichte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Aus der Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Berlin 1894.
Gröger, Gustav und Rabl, Josef: Die Entwicklung der Hochtouristik in den österreichischen Alpen. Mit acht Illustrationen. Herausgegeben vom Oesterreichischen Touristen-Club. Wien2 (Verlag von R. Lechner's k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung) 1890.
Jahresbericht der Alpinen-Rettungsgesellschaft erstattet von der Centrale Innsbruck. Innsbruck (im Eigenverlage des Vereines) 1901.
Liederbüchlein für Alpenfreunde. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Carl Arnold, Vorstand der Section Hannover des DuÖAV. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Innsbruck (A. Edlinger's Verlag) 1902.



Im Sommer 1889 wurde eine von Führer Bergkofer geleitete Partie dadurch vom sicheren Untergange bewahrt, dass sie bei einem heftigen und, wie auf Hochgipfeln häufig, unvermittelt aufgetretenen Sturme in der Hütte Schutz suchen konnte. [Bildunterschrift im Buch]
Abbildungen rechte Seite unten:
Die hier mitfolgenden Photographieen, aufgenommen von dem seinerzeitigen Referenten des Hauses [Anm.: Alplhaus], A. Fuchs, zeigen den Zustand des Hauses nach dem Lawinensturz [Anm.: im Jahr 1896]. [Text im Buch]
In: Geschichte der Alpenvereinssection München, Seite 170 und Seite 175 (siehe Literaturverzeichnis)

Obdach und Hilfe – Die Schutzhütte

Mit zunehmender Frequenz der Berge und öffentlichem Interesse am Bergsteigen erhält die Frage nach der Funktion von Berghütten eine neue Dimension: Statutarisch hatte sich der noch junge Alpenverein dazu bekannt, die Bereisung der Alpen zu fördern und zu erleichtern. Bald werden die bekennenden Hochtouristen dem Vorwurf, ihre Freizeitgestaltung sei eine gar riskante, auf breiter Basis ausgesetzt. Berichten über verunfallte Alpinisten nimmt sich auch die Presse gerne an. Die ›Gefährlichkeit des Bergsteigens‹ wird zum zentralen Thema in der Binnen- und Außenkommunikation des Vereins. Strategien zur Erhöhung der touristischen Sicherheit werden gefordert. Schlagzeilen von ›Bergopfern‹ trüben den aufblühenden Fremdenverkehr in den Alpen. Der Alpenverein erklärt, er habe »behufs Verminderung der Gefahren der Alpen« ein immer engmaschigeres Netz von Wegen, Wegmarkierungen und Schutzhütten mit Aufwand vieler Millionen geschaffen. Mit der Anlegung von Wegen und Erbauung von Hütten wolle man vor allem jenen Unglücksfällen vorbeugen, die aus der Beschaffenheit des Gebirges entsprängen. Schutzhütten würden die Unternehmung großer und anstrengender Bergtouren ermöglichen und Sicherheit bei eintretenden Unwettern bieten.

Sollte es allen präventiven Handlungen zum Trotz zu einem Notfall kommen und sich ein Tourist in einer misslichen Lage befinden, tritt der Verein dafür ein, sämtliche Energien zu bündeln, um diese Zwangslage in einem möglichst tragbaren Rahmen zu halten:

Die hüttenbesitzenden Sektionen werden neuerdings dringend ermahnt, ihre Hütten mit den notwendigen Rettungsmitteln (Seil, Tragbahre, Verbandzeug, Medikamenten, Laternen usw.) auszustatten. Es wäre nicht nur an sich bedauerlich, sondern auch dem Ansehen des Vereins äußerst abträglich, wenn eine alpine Rettungsexpedition infolge Fehlens der nötigen Rettungsmittel in den Schutzhütten nicht den wünschenswerten Verlauf nehmen könnte.

Dem Begriff »Schutzhütte« käme erst Vollständigkeit zu, wenn eine Hütte außer Obdach, Wärme und Nahrung auch im Falle einer Erkrankung einigermaßen Hilfe anbieten könne. So Eduard Lucerna, der für die Hütte am Sellajoch eine Apotheke einrichtet und in der Folge einen Ratgeber für die Einrichtung der ›idealen‹ Schutzhüttenapotheke entwirft. Dem folgt die Forderung nach einer Vereinheitlichung der Hüttenapotheken, damit jeder Hüttenbesucher wisse, welche Hilfs- und Heilmittel im Unglücksfall auf Hütten zu erwarten seien. Im August 1907 kommt es zu einem folgenreichen Wettersturz. Zahlreiche Bergunfälle werden darauf zurückgeführt. Die Unfallanalyse veranlasst Fachleute zum Hinweis, das rasche Fallen des Barometers hätte die verunglückten Bergsteiger warnen sollen, Frostschäden und Todesfälle hätten vermieden werden können. In der »Meteorologischen Zeitschrift« wird notiert, »dass die jetzt relativ billig zu beschaffenden, kontinuierlich registrierenden Barometer in keiner der Hütten fehlen sollten, die an Aufstiegsrouten zu hohen Gipfeln liegen.«

Auf Grund der Beschlüsse der Generalversammlung Wiesbaden 1902 wird das Rettungswesen im deutschen und österreichischen Alpengebiet durch den Zentralausschuss eingerichtet. In regelmäßigen Abständen wird das Verzeichnis der Rettungsstellen überarbeitet, viele Schutzhütten werden als Meldestellen ausgewiesen. Als solche nehmen sie Vermisstenanzeigen entgegen und übernehmen die Benachrichtigung von Angehörigen verunglückter Touristen. Gesondert ausgewiesen werden die Hütten, welche über einen Fernsprecher oder über Tragbahren und Verbandzeug verfügen. Der Unfall zweier Winterbergsteiger im Jänner 1909 veranlasst zur Kritik, man möge das Münchner Haus mit Verbandzeug ausstatten: »Dieses Haus wird von vielen Schifahrern besucht, so dass also das Vorhandensein einiger Bandagen und Watte sehr notwendig wäre.«

Ein Beitrag aus Arnolds Liedersammlung beschreibt auch detailliert die Schutzfunktion der Vereinshütten:

Im kleinsten Thale triffst du an
Ein Proviantdepot,
Auch Pflasterkasten dann und wann
Durch des Vereins Gebot.
Und auf dem Grat, lieb' Weibchen mein,
Faßt dich der Wind zu rau,
Dann tritt nur in die Hütte ein
Vom D. u. Oe. A. V.

Auch wenn in zahlreichen Abhandlungen hervorgehoben wird, wie groß der Beitrag von Wegen, Markierungen, Sicherungsanlagen und Hütten für die erhöhte Sicherheit der Alpintouristen sei, so fehlen doch auch nicht kritische Stimmen. Ein Aufsatz zu den Unfällen im Hochgebirge kreidet etwa die Überheblichkeit an, die vielen Bergsteigern Unheil gebracht habe: »An dieser Selbstüberschätzung, die im gegebenen Moment verhängnisvoll werden kann, sind zum Theil die Einrichtungen schuld, welche die alpinen Vereine zur Erleichterung der Hochgipfelbesteigungen getroffen haben.« Eine ähnliche Stimmung verbreitet die »Alpine Rettungs-Gesellschaft« in Innsbruck, die im Jahr 1901 resümiert:

Alpenvereine mit stetig anschwellender Mitgliederzahl erschließen planmäßig das Hochgebirge, das den Städtern eine neue Sensation bietet, und mit nimmer rastender Mühe und Erfindungskraft werden die Schutzhütten höher und höher hinauf gebaut, bis jede berühmte und unberühmte Spitze ihr eigenes Gipfelhaus besitzen wird.

Wie bei jeder Modeerscheinung wollten auch hier alle mitmachen, selbst wenn nicht jeder »den inneren Trieb und die Eignung« dazu besäße. Das Hochgebirge würde von Menschen besucht, denen es an körperlicher Voraussetzung, nötigen Kenntnissen und der entsprechenden Ausrüstung fehlte: »Die Folge ist, dass mit jedem Jahr die Verlustliste des Alpensportes wächst.«

Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1887, 1904, 1907, 1908, 1909, 1913, 1928, 1936.
Vereinsnachrichten des HA des DuÖAV 4 (1924).
Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Bd. VIII, Jg. 1877; Bd. 60, Jg. 1929.
Die Schutzhütten des D. u. Ö. Alpenvereins in Wort und Bild. München (Bruckmann) 1932.

Archivalien:
Brief von Rangetiner an Stüdl vom 28. Juni 1877, Archiv des OeAV, Innsbruck (Sammlung handschriftlicher Briefe).
Brief von Lercher an Stüdl vom 25. Juni 1868, Archiv des OeAV, Innsbruck (Sammlung handschriftlicher Briefe).





Bergsport Heute

Eberhard Neubronner

Marietta Uhden

Alexander Huber

Matthias Pinn

Andreas Mühlleitner

Bernhard Mock

Gaby Funk

Stefan Glowacz

Hermann Wolf

Herbstnotizen aus Sikkim

Zum ›Verschlossenen Tor‹ unter dem Kangchendzönga

VON EBERHARD NEUBRONNER



Mönche vor dem Kloster Rumtek bei Gangtok. Sie zählen zur alten Gemeinschaft der ›Schwarzmützen‹.

Alle Fotos von Eberhard Neubronner.

Die Vignette zwischen den Texten zeigt Palbhen (= Unendlicher Knoten), eines der acht Glückssymbole des Vajrayana-Buddhismus'.

Der Mönch, leicht gebeugt, sitzt am Eingang des Klosters Rumtek. Sein Gesicht verrät Sammlung. Liest er buddhistische Texte? Ruht dieser rot gekleidete Mensch in sich selbst? Wunderbar, denke ich. Doch beim nächsten Blick endet mein Traum: Aha, man schreibt eine SMS.

Sikkim nach der Jahrtausendwende. Auch das frühere Königreich zwischen Nepal, Tibet und Bhutan wird zum Ziel jener Leute, deren Lust auf Exotik mit ihrem Drang korreliert, dem Körper etwas abzuringen. Indes – seit der Himalaya boomt, scheint das ›Land der Schluchten‹ (Rongyul), anders als sein westliches Pendant, klug zu handeln. Relativ kleine Trekkingteams sollen den kulturell-ökologischen Ausverkauf bremsen oder gar stoppen.

Stimmen Wunsch und Wirklichkeit überein?

Gestern, während unserer Fahrt von Westbengalen zur Hauptstadt Gangtok, sahen wir längs einer kurvigen Straße die an Beton gepinselten Parolen ›Sikkim – in harmony with nature, culture, adventure‹, und ›The journey of life is long and path is unknown‹. Der zweite Satz stach kurz vor Beginn des Wanderns zum Pass Goecha La, alias ›Verschlossenes Tor‹, prophetisch ins Auge.

Verschlossenes Tor ... Ursprünglich hatten Hanna und ich uns dem Achttausender Kangchendzönga (›Fünf Schatzkammern des Schnees‹) historisch nähern wollen. Auf der Spur zweier deutscher Expeditionen in Sikkim, die Paul Bauer 1929 und 1931 geleitet hat. Sie drangen bis zum Nordostsporn vor, doch der 8598 m hohe Hauptgipfel blieb ihnen versagt. Er wurde erst 1955 von Nepal her erreicht. Genauer: Vier Alpinisten aus England hielten trotz aller Freude Distanz. Joe Brown, George Band, Norman Hardie und Tony Streather ehrten den *Großen Gott Kantsch*, indem das oberste Eis nicht betreten wurde. Mehreren Nachfolgern war solcher Respekt neuerdings fremd.

Paul Bauer schrieb knapp 24 Jahre vor den erfolgreichen Briten, als der Zemugletscher beim Abstieg schon hinter ihm lag: »Wir sahen ruhig auf die letzten Monate zurück. Während die Schönheit des Zemutales immer vollkommener wurde in herbstlicher Klarheit, wurden auch wir immer heiterer und gingen schließlich in der glücklichsten Stimmung hinaus.«

Gelebte Philosophie, denke ich im Dorf Rimbik. Die Luft ist feucht, ein Himmel mit tief hängendem Grau lässt Übles ahnen. West-Sikkim spottet seinem Ruf, Ende Oktober/Anfang November trocken zu sein.

»Namasté!«

»Namasté«, antworten vierzehn Gäste, unter ihnen Bergführer Rudi Preimel vom DAV Summit Club.

Träger und Treiber lächeln uns an. Nahe der Schule haben sie eine kleine Basis formiert: acht blaue Kuppeln, dazu je ein Mannschaftszelt für den Koch samt Assistenz und die Europäer. Zwölf sind nicht zum ersten Mal im Himalaja und geben ihr Wissen preis, zwei hören zu.

»Warten wir ab«, sage ich zu Hanna. Sie liegt abends im Schlafsack und wirkt leicht verschnupft. Es schüttet. Monsun? Wohl kaum, denn der muss längst vorbei sein. Das kann ja nett werden.

Unser Sirdar Bhaichung Bhutia ist 30 Jahre alt und stammt aus Yuksam – jenem Ort, den unser Trupp ansteuern wird, wenn das Trekking zu Ende geht. Seine Großeltern waren Tibeter. Sie schlossen sich 1959 dem XIV. Dalai Lama an, als der vor chinesischen Invasoren floh. Bhaichung also wird uns führen. Zwei junge Helfer, ebenfalls schlitzäugig, begleiten ihn.

Sonam, Pasang, Bhaichung: dieses Trio arbeitet mit den anderen sechzehn Männern zusammen. Was immer sie tun, geschieht in professioneller Weise. Vom ersten Tag an läuft ihr Tun ohne Hektik, gelten Gleichmaß und Harmonie mehr als der Wahn von *Time is Money* et cetera.

Sikkim ist so groß wie die Insel Korsika, hat 550.000 Einwohner und erstreckt sich vom heißen Bengalen bis zur Region des ewigen Schnees. Hier Affen oder tropische Vögel, dort Bergleoparden sowie rostrote Pandas, dazu 450 Orchideenarten und je 40 Varianten von Primel plus Rhododendron: wie entzückt mag der englische Botaniker Dr. Joseph Dalton Hooker gewesen sein, als er 1848/49 hier geforscht und alles (wie gut

Am Weg zum Pass Goecha La liegt das 3930 m hoch gelegene Lager Tangshing. Die Südwestwand des Sechstausenders Pandim (rechts) erschien einst dem englischen Botaniker Joseph D. Hooker als »fürchterlicher Felsabhang«.





Abbildung oben: »Dichter Regenwald nimmt uns auf. Immer höher schraubt sich der Pfad, das Terrain wird von Tag zu Tag leichter begehbar.«

Abbildung unten: Jannu (7710 m) vom Kagbir La, im Vordergrund ein buddhistisches Steinmal. Dort sprechen fromme Wanderer ihre Gebete und lassen sie vom Wind zu den Göttern tragen.

hundert Jahre vor ihm in Schweden Carl von Linné) erfasst hat?

Wir betreten den Kangchendzönga-Nationalpark. Er deckt 850 Quadratkilometer und wurde 1977 eröffnet. Sein Territorium reicht vom Süden, wo Schlucht neben Schlucht klafft, bis nach Norden zum Zemugletscher. Westseitig grenzen ihn Gipfel des Berggebiets Nepal/Sikkim mit Kangla Kang, Ratong, Kabru, Kantsch sowie Nepal Peak ab und gegen Osten hin Flüsse (Tista Chu, Ringi Chu, Talung Chu). Im Park ist Trekking erlaubt, doch auf diverse Routen beschränkt. Es gibt Unterkunftshütten aus Holz oder Stein. Gruppen sind gern gesehen, sie müssen sich jedoch kundigen Guides anvertrauen. Der allein wandernde Tourist wird das vorgeschriebene Permit eher nicht bekommen.



Dichter Regenwald nimmt uns auf. Zikaden lärmen, Nebel wölkt, feuchtes Moos schmatzt. Magnolien, Kardamom, Bambus und Bananen wuchern; rosa Baumorchideen fesseln den Blick. Immer höher schraubt sich der Pfad, das Terrain wird von Tag zu Tag leichter begehbar. Die Namen dreier Stützpunkte klingen bizarr: Nach Rimbik folgt Chongri (2210 m), dann Fedhi, schließlich Yampung (3635 m) als letzte Alm dieses Gebiets. Tief im Süden glitzert der Fluss Rimbik Chu.

Aber wo sind die Gipfel des Kantsch?

»Kangchendzönga is near«, meint Bhaichung. »You will see a lot of mountains.«

Kalter Wind, hämmerndes Herz. Unser Raucher Hans-Jürgen hustet. Am Danphebir La, dem 4480 Meter hohen Fasanenfels-Pass, stiebt feiner Schnee. Zwölf beladene Dzos – eine Kreuzung aus Yak und Rind, deren Treiber mit lautem »Tscha!« agieren – und fünf Träger steigen ab. Ihre Tritte sind schnell verweht. Wir indes haben nach weiteren vierzig Minuten den Sattel des Kagbir La erreicht. Er bietet das Panorama mehrerer Sechs- und Siebentausender, deren Pracht im Kantsch kulminiert. Jannu, Ratong, Kabru, Talung und Pandim stehen Seite an Seite.

Bhaichung Bhutia sagt, der Kangchendzönga berge »kostbares Gut«. Seine fünf Schatzkammern enthielten Gold, Silber, Juwelen, Korn und heilige Bücher.

Stille. Nur ein kaum hörbares Flirren bunter Tuchfetzen, an Schnüre geknüpft, weist auf fromme Wanderer hin. Sie haben dem buddhistischen Steinmal (La-tho) Reverenz erwiesen. Ihre Gebete fliegen als Mantra ›Om mani padme hum‹ davon und sollen Geister besänftigen: im blauen Wasser, im grünen Wald, im roten Feuer, im gelben Boden, im weißen All. Dieses ›Kleinod in der Lotosblüte‹ wiederholt sich unhörbar, wo immer wir während unseres Trekkings durch Sikkim einen Kamm queren. Nicht selten rät dann Bhaichung, das La-tho rechts drehend zu umrunden. Denn man braucht Wohlwollen seitens der Götter, wenn die Tour lange dauert.

Alle Schlafsäcke knistern. Rudi vermutet »minus zehn Grad«, nachts hat es geschneit. Die Dzos warten stoisch auf Sack und Pack. Vom Lager der Mannschaft dringt Lachen her; sie friert offenbar nicht oder lebt in Balance. Beneidenswert! Unser Koch Mari brät Eier, was zusammen mit frisch gebackenen Pfannkuchen ein solides Mahl ergibt.

Satt stiefeln wir von Omotong (Milchweide, 4150 m) nach Gopetang hinunter und wieder hoch zur Alm Yangsap (3885 m). Hemlock-Tannen, Zedern, Ahorn, Rhododendren, Wacholder und Birken säumen den Weg. Beerenkraut flammt vor einem indigofarbenen Himmel. Jetzt spürt man die Akklimatisierung im Ansatz, wenn auch der ideale Rhythmus noch fehlt: Wer rasch steigt, um das nächste Joch anzusteuern,



Natürlicher Steg über den Fluss Rimbik Chu in West-Sikkim: Wer hier strauchelt und fällt, bekommt ein Problem.

nimmt einen Puls von 120 in Kauf. Atemlos hockst du dann am Kokling La oder Pandin La und überlegst, welcher Gaul dich seit dem Start in Yangsap getreten hat.

Jetendra heißt unser Küchenboy. Der junge Mann aus Nepal hat schwarze Locken, sein Charme bannt den bittersten Frost. Wenn er morgens ans Zelt klopft (»your tea, Sir«) und die Stimme weich tönt, kann ein Tag nur bestens beginnen. Jetendra bringt auf Wunsch warme Milch zum Tee, serviert später Porridge zum Frühstück und vergisst selbst den Toast nicht.

»Butter?«

»Wonderful, thank you.«

Abbildungen gegenüberliegende Seite (von oben nach unten):
Das Thoka (3050 m). Sieben tibetische Exilfamilien harren noch aus, ihr Ende ist absehbar.

Küchenteam in Aktion. Rechts der freundliche ›Teaboy‹ Jetendra.

Weit hinaus geht die Sicht vom Kloster Tshoka über bewaldete Kämme.

Dzos (eine Kreuzung aus Yak und Rind) warten geduldig auf Lasten

Hier pflege ein Nachgeborener britischen Stil, mutmaßt Barbara, trotz böser Kapitel der Kolonialzeit. Die Hanseatin könnte Recht haben. Doch hat nicht auch Indiens eigenes Gewand dunkle Flecken?

Ich sehe Rishi vor mir und denke acht Tage zurück. Dieser offizielle *Tour Guide* hatte uns außer Gangtok zwei buddhistische Klöster gezeigt, Rumtek und Pemayangtse. Nebenbei kam das Jahr 1975 zur Sprache. Damals trat, »nach 97 Prozent Ja-Stimmen« (Rishi), Sikkim als zweiundzwanzigster Staat der Indischen Union bei. Die Königsfamilie Namgyal sei »sehr unmodern gewesen«, erzählte unser Informant und verschwieg, dass New Delhi vor dem Wahlgang militärischen Druck ausgeübt hatte. Internationale Beobachter waren beim Referendum ›Monarchie nach alter Art oder Demokratie mit Indien‹ nicht zugelassen.

»Annexion«, kontert Hanna.

»Wie bitte?«

Jürgen ist schlapp, Wolfgang schläft schlecht. Auf dem kahlen Weideplatz Dzongri (4030 m), jenseits der Furche des Tikip Chu, melden beide sich höhenkrank. Rudi entscheidet: »Sofort ins Tal. Zweitausend Meter tiefer.« Pasang und drei Träger begleiten das Duo nach Yuksam. Die sauerstoffreichere Luft wird ihm gut tun.

Immer häufiger geben Wolken die Gipfel rund um Dzongri frei. Vom nahen Pandim schreibt Joseph D. Hooker, dieser Sechstausender sei »ein fürchterlicher Felsenabhang, der beinahe senkrecht sein muß, denn er ist ganz von Schnee entblößt«. Hookers Tagebuch hält nicht zuletzt Empfindungen fest: »Todtenstille herrschte rings umher, kein Laut unterbrach das Schweigen ... als das Rauschen der Bergströme, deren Murmeln bald in höheren, bald in tieferen Tönen die Pulsschläge der Atmosphäre anzudeuten schien ...«

4.30 Uhr am Dzongri Peak über dem Lager. Dem Zwielicht folgt ein strahlender Morgen. Das *Kostbare Gut* des Kangchendzönga blitzt wie Silber und Gold, Gebetsfahnen knattern. Ich erinnere eine andere



Unterwegs vor großer Kulisse. Der Kangchendzönga, alias Kantsch (8598 m), dominiert den Abstieg zum Gletscherbach Prek Chu.

Deutung aller fünf Kantsch-Gipfel. Sie verkörpern Löwe, Tiger, Pferd, Elefant und den Göttervogel Garuda. Letzterer spielt in der buddhistischen Welt keine geringe Rolle. Er sei einst, erzählt die Mythologie, dem ersten Lama entgegen geflogen und habe ihn willkommen geheißen.



Wir dösen im Zelt, der Tag dämmert hin. Draußen spielen Träger und Treiber unter großem Hallo ihre Kricketpartie – was uns (zu Beginn des 21. Jahrhunderts kurioser denn je) *very british* erscheint.

»Tea, Ma'm! Teatime, Sir!«

Ist gut, Jetendra. Wir kommen.

Dr. Hooker zog Anfang 1849 weniger komfortabel nach Dzongri hinauf: »Man hatte mir dringend vor einer Ersteigung ... im Januar abgerathen, meine Mundvorräte waren knapp zugemessen. Holz zur Feuerung mußte aus ziemlich weiter Entfernung herbei geholt werden, die offene wellenförmige Oberfläche des Dschongri war theilweise starken Schneestürmen ausgesetzt und der Weg ... eine kaum zu erkennende Spur.« Ähnlich urteilte Kurt Boeck aus Dresden anno 1900 in seinem Werk ›Indische Gletscherfahrten‹. »Reif« machte ihm »besonders das Anlegen der steinhart gefrornen Bergstiefel beschwerlich, und die endlosen Eiszapfen im Schnurrbart wurden recht lästig.«

Nichts davon heute, Anfang November. Das von Boeck als »wahre Wollust« geliebte Teetrinken wärmt freilich auch uns und leitet über zum zehnten Tag. Er öffnet den Talkessel des Prek Chu. Kein Dunst hemmt die Sicht zwischen Forked Peak, Kabru, Pandim und Jopuno; der Zickzackkurs hinunter nach Tangshing (3930 m) wird vom Kantsch dominiert und zwingt oft zur Pause, ob mit oder ohne erhobene Kamera.

»Mach' dir lieber ein inneres Bild«, sagt Hanna. »Statt an Bildchen zu denken.«

Bis Mari gegen Mittag in Tangshing seinen vegetarischen Lunch zaubert, hat Petrus die Sonne aus dem Programm gestrichen. Es pfeift von Norden her. Lässt Tibet schon grüßen? Nur noch wenige Wochen, und der Winter breitet sich aus.







Onglaktang, letztes Camp unter dem Pass Goecha La. Kurz nach vier Uhr früh scharen sich zwölf Gestalten um Bhaichung, Sonam und Pasang. Sterne funkeln, Zehen und Finger sind steif. Wann werden sie wieder beweglich? Der europäisch-asiatische Tross stapft stumm seinem Sirdar hinterher, im Morgengrauen einen heiligen See namens Samitrey Pokhri (4270 m) passierend, wo man nicht zelten darf.

Da – jetzt färbt die Sonne den Kantsch! Pandim (6691 m) und Tenzing Peak (6010 m) werden als nächste Gipfel beleuchtet. Sie schimmern wie ferner Kristall.



Talwärts nach Bakhim (2700 m): Schnee und Eis sind passé. Eine wuchernde Mischung aus Eiche, Eibe, Pandanus, Kastanie und Farn erfreut alle Augen.

Alfred, mit 72 Jahren unser Ältester, gibt unter dem Goecha Hill auf. Pasang bleibt bei ihm. Das Herz des Seniors holpert, er riskiert jetzt kein weiteres Wagnis. Marianne wiederum keucht Schritt für Schritt ihrem persönlichen Ziel entgegen: *Der Hügel ...Ich schaff's...* Trotz einer Bronchitis wächst diese Frau über sich selbst hinaus. Mancher Torero könnte solchem Elan wohl kaum die Stirn bieten. Es sei denn am Stammtisch, wo Typen noch tapfer sind.

Sechs Unentwegte stehen schließlich am 4950 Meter hohen Goecha La. Gebetswimpel flattern auch vor dem ›Verschlossenen Tor‹ und wie zu Ehren des dritthöchsten Achttausenders Kangchendzönga. Er sorgt für Staunen oder Respekt, je nach Position seines Publikums. Blicke streifen den Simvo (6811 m), an dessen Westfuß das Joch Zemu Gap einen Übergang zum Zemugletscher markiert. Paul Bauers *Bavarian Himalayans* haben diesen Pass und andere Berge vor gut 75 Jahren erstmals beäugt.

Die Kantsch-Südostwand wurde bisher noch nicht durchstiegen. Den scharfen Grat an der Grenzlinie Nepal/Sikkim erkämpften sich 1991 zwei Slowenen: schwerster Fels, vier Biwaks, 65 bis 90 Grad Neigung im Eis. Marko Prezelj und Andrej Stremfelj kamen zurück. Dankbar, weil lebend ...

Niemand spricht. Dann murmelt Rudi: »Wahnsinn.«

Was meint er damit? Führt das Zemu Gap zum legendären Land Shangri-la?

Jeder Druck ist weg. Wir stiefeln nach Onglaktang hinunter, gelöst trotz aller Müdigkeit. Nun jedoch redet der nepalesische Autor Kanak Mani Dixit in meinem Kopf. Er sagt, »dass auch im Himalaya viele Menschen von einem Shangri-la träumen. Hier heißt es nur anders: ›Amri-ka‹, das gelobte Land USA, das jedem eine Chance gebe, unabhängig von Kaste und Klasse ... Als der Raja von Mustang 1995 zum ersten Mal in die Vereinigten Staaten reiste, besuchte er Disneyland. Und daheim in den Bergdörfern wächst mit jedem Fernseher, der MTV empfangen kann, der Wunsch nach einem leichteren Leben, nach dem Glanz moderner Waren oder wenigstens nach einem Anschluss an das Straßennetz.«

Welchem Zweck, frage ich mich parallel, dient unsere globale Touristik? Muss die damit verknüpfte olympische Losung ›Citius-Altius-Fortius‹ (schneller, höher, weiter) nicht reformiert werden?

Dixit fügt seinen Sätzen hinzu, das Shangri-la im Himalaya sei Fiktion. Allerdings: »Was es gibt, ist eine einmalige Vielfalt an Kulturen und prachtvollen Landschaften. Einige erleichtern unser Leben, andere erschweren es. Wer ohne nostalgisch verklärten Blick kommt, der wird beide Seiten entdecken.«

3050 Meter, Feierabend. Die Acht-Stunden-Traverse von Tangshing nach Tshoka hat Kraft verbraucht. Das auf einem Sporn über dem Fluss Rangit Chu gelegene Dorf wirkt schlicht. Zum Inventar gehören ein Kloster (Gompa), zwei Herbergen, Gärten, winzige Felder, Holzhütten, wenig Raum für acht Zelte und – Souvenirs.

»Hello! Come and look!«

Da schau: Made in Korea.

Irgendwo dudelt Musik. Vor Maris Dinner gibt's einen Ohrenschmaus à la Radio Gangtok, New Delhi oder wer weiß was. *Hits for everyone day by day?* Im Regal des Händlers grinst ein Buddha aus Kunstharz und möchte gekauft werden.

Bhaichung sagt, 1960 hätten sich tibetische Flüchtlinge in Tshoka niedergelassen. Kurz nachdem China das ›Dach der Welt‹ definitiv besetzt und den Dalai Lama zur Flucht gezwungen habe. Sieben Familien lebten noch, ihr Ende sei abzusehen.

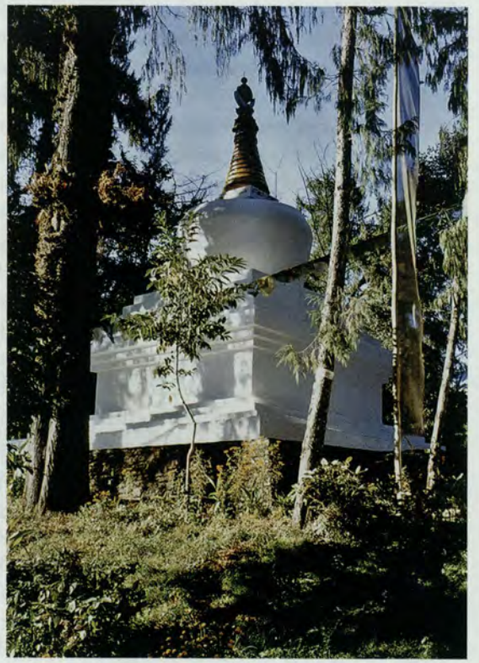
Im Kloster riecht es morgens nach Räucherwerk. Außer einem wortkargen Alten ist kein Mönch anwesend. Durch die Fenster dringt Licht und lässt Teppiche leuchten. Schwarze Yaks stehen wie festgeklebt unweit der Gompa, sie werfen Schatten. Gipfel ragt neben Gipfel als Hintergrund. Ein makellos blauer Himmel kündet schon jetzt Schweiß und Durst an.

»Geht's euch gut?«, fragt Rudi Preimel.

Aber ja.

»Dann also los.«

Pandanusbäume, Eichen, Eiben, Kastanien und Farn prägen den Urwald. Unser Abstieg in Richtung Yuksam dehnt sich, die Hitze nimmt zu. Das Schluchtenland Rongyul wird seinem Namen gerecht: der Rangit Chu dröhnt durch eine Klamm. Am Bakhim Bungalow (2700 m) ziehen wir ohne Halt vorbei – noch weiß niemand, was zwischen Forsthaus und Fluss vor neun Tagen



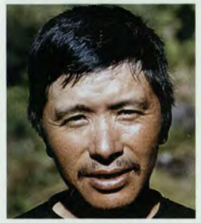
Stupa (Reliquienschrein) in Yuksam. Hier wurde 1642 der erste Monarch des früheren Königreichs Sikkim zum ›Chogyal‹ geweiht.













passiert war. Erst indische Zeitungen werden später davon berichten.

Bahia Khola Bridge (2250 m). Nur noch fünfhundert Höhenmeter talwärts bis Yuksam, doch die horizontale Distanz ist zehnmal so lang. Wir laufen wie menschliche Perpetuum Mobiles. Fixe Ideen (Bier im Krug, prickelnder Schaum) narren mein Hirn. Endlich kommen uns Jürgen und Wolfgang entgegen: »Hallo! Wie war's?« Ihre Wangen sind rasiert, beide Freunde atmen frei. Sie berichten vom Bayerischen Roten Kreuz, das rund um Bakhim nach Spuren sucht.

»Jemand wird dort vermisst.«

Fatal.

Rudi hat angeregt, Teile der Ausrüstung abzugeben und eine Tombola zu veranstalten. Die Crew – mehrere Leute sind schon entlohnt oder auf dem Heimweg – soll vom europäischen Übermaß profitieren. So stehen denn zehn Männer am letzten Abend des Trekkings vor uns, danken stumm und singen zum Abschied.

Kehlige Stimmen, klatschende Hände. Drei Treiber tanzen spontan. Bald spielen wir Nebenrollen.

Bhaichung, Sonam, Pasang, Mari und ihr Tross nehmen gern separate Trinkgelder an. Zwei Wochen harter Arbeit ernähren nicht nur den Mann, sondern ganze Familien. Kontrast: Die bettelnden Kinder in Yuksam (»give me chocolate«). Sie lieben jene Outdoor-Freaks, deren *weiches Herz* Bräuche verdirbt und auch Sikkim schadet.

Nichts davon stört auf dem ›Krönungshügel‹, laut Joseph D. Hooker »eine der merkwürdigsten malerischen Stellen«. Wo hohe Zedern einen Reliquienschrein (Stupa) rahmen, traf 1642 der aus Tibet hergewanderte Lhatsun Chenpo mit zwei anderen Lamas zusammen. Sie beschlossen, einem vierten buddhistischen Bruder die Würde des Heiligen Königs zu verleihen. Dieser Mann wurde gefunden: Phuntsog Namgyal empfing den Titel ›Chogyal‹ und regierte das Land als erster Monarch. Sein letzter Erbe, Palden Thondup Namgyal, starb 1982.

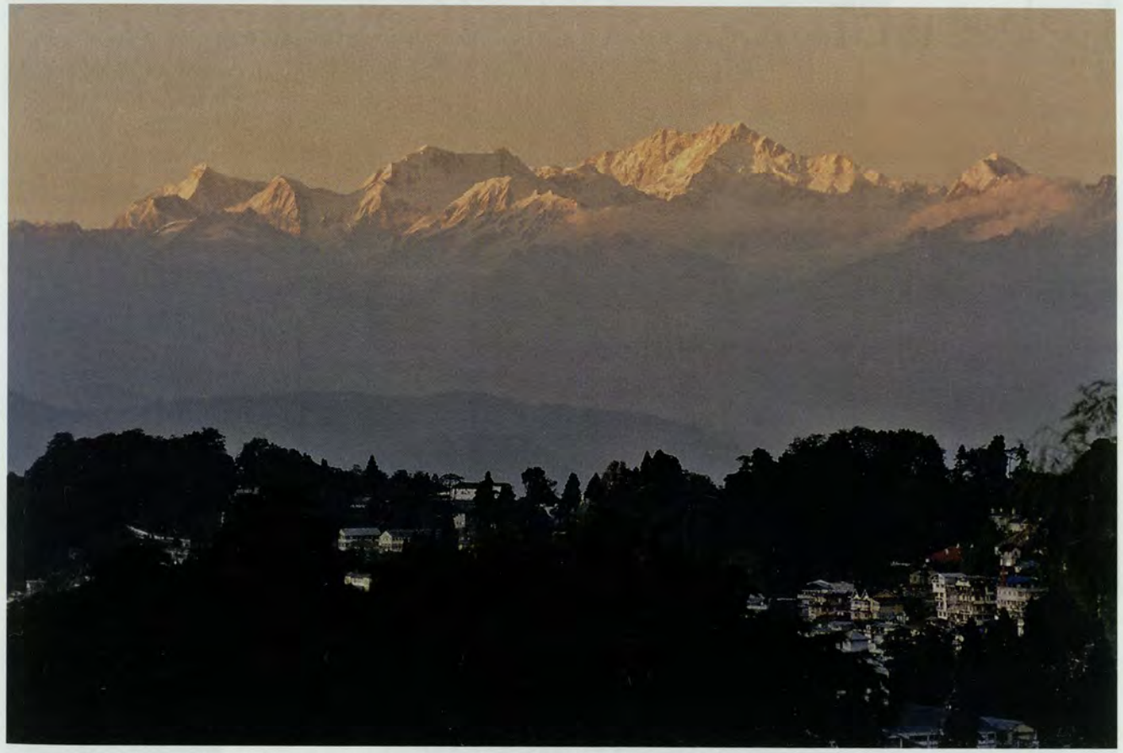
Am ›Platz der drei Weisen‹ weht ein milder Wind. Die Bäume raunen. Morgen kurven fünf Jeeps nach Darjeeling, danach folgt Hektik. Wie werden wir reagieren, wenn der städtische Alltag uns fortschwemmt? Was rettet uns?

Im Himalayan Resort herrscht sanfte Stimmung. Kellner bewegen sich lautlos, der Direktor schmunzelt diskret. Die Zimmer sind hübsch, wenn auch gegen Nachmittag kühl, weshalb das Personal um Hilfe gebeten wird und zur Tat eilt. Abends wird es dann zunehmend warm, wärmer als in den Bergen. Wie fern diese Welt schon liegt! Ein seltsamer Dunst hat manche Bilder verschleiert, und wenn man sie abrufen will, wabert Grau. Momentan jedenfalls.

Mich höhlt kein Hunger nach Information aus. Sollen doch andere die Internet-Cafés von Darjeeling nutzen... Selbst Telefonate zwischen hier und Europa wären mir unangenehm, ich will nicht plappern. Trotz aller Distanz weckt jedoch eine *Headline* der heutigen ›Times of India‹ mein Interesse, weil sie an Yuksam erinnert: »Failed, team returns«. Was steckt dahinter?

Ein Pfarrer aus Osnabrück hatte mit fünf Deutschen und acht Sikkimern den Dzongri-Trail begangen. Unterhalb des Dorfs Tshoka war er der Gruppe entwischt, um durch den Wald zum Fluss abzuklettern. Hans-Jürgen Obermeyer glitt vermutlich aus, fiel 20 bis 30 Meter tief und kroch weiter. Man fand ein Gürtelfragment, seinen Stock sowie Taschentücher. Obermeyer selbst, glauben Experten, wurde vom Wasser mitgerissen und starb im Rangit Chu.

»Wie dieser Wildbach getobt hat«, seufzt Alfred. »Welch tragischer Schluss einer Wanderung.«



Vom Hotel aus sehen wir Kaiser Kantsch im Abendlicht leuchten. Ein Adieu à la carte, wie es nobler kaum sein könnte. Jannu, Kabru, Talung, Pandim und Simvo flankieren ihn.

Nun glüht die Westwand (Yalungseite). Dort sind vor einem halben Jahrhundert vier Engländer bis zum Gipfel gestiegen. Ich meine zu hören, wie Joe Brown am 25. Mai 1955 dem hinter ihm hechelnden George Band zuruft: »George, we're there!« Teamchef Charles Evans wird später im Hochlager V seine zweite erfolgreiche Seilschaft Hardie/Streather begrüßen: »Ihr wart also oben, ihr Himmelhunde ...«

In diese innere Reminiszenz mischt sich ein anderer Mann. »Tea, Sir?«, will er wissen. »With milk, Ma'm?« Jetendras Frage hallt nach. Bitte sehr, antworte ich. Doch der freundliche Küchenboy ist längst Vergangenheit.

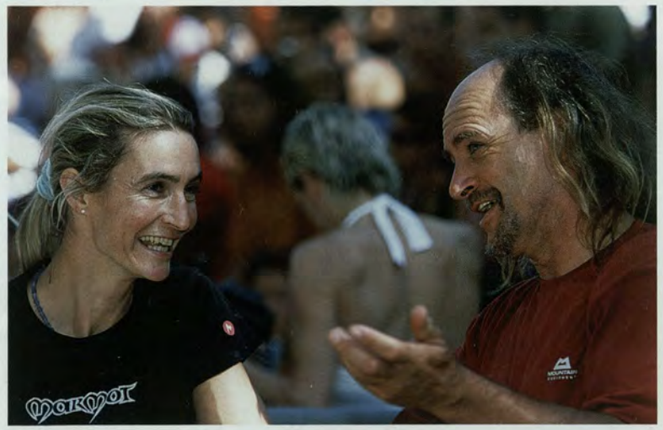
Kaiser Kantsch über Darjeeling im späten Licht. Links außen Jannu, rechts außen Pandim.
Vorherige Seite (von oben nach unten): Die Guides Bhaichung und Sonam, drei Dzo-Treiber sowie der Koch Mari (Vorletzter) – jeder Mann ein Spezialist.

Literatur

Bauer, Paul: Um den Kantsch. Der zweite deutsche Angriff auf den Kangchendzönga 1931. München, 1933.
Bedi, Rajesh: Sikkim. Frankfurt, 1990.
Boeck, Kurt: Indische Gletscherfahrten. Stuttgart/Leipzig, 1900.
Evans, Charles: Kangchenjunga – The Untrodden Peak. London, 1956.
Grünfelder, Alice (Hrsg.): Himalaya, Menschen und Mythen. Zürich, 2002.
Gruber, Ulrich: Nepal, Sikkim und Bhutan. München, 1995.
Hooker, Joseph Dalton: Himalayan Journals. Tagebuch auf einer Reise in Bengalen, dem Himalaya, in Sikkim und Nepal, dem Khasiagebirge etc. Leipzig, 1857.
Mitra, Swati (Hrsg.): Sikkim, Land of Mystique. New Delhi, 2002.
Olschak, Blanche: Sikkim – Himalajastaat zwischen Gletschern und Dschungeln. Zürich, 1965.
Senft, Willi und Katschner, Bert: Bhutan-Ladakh-Sikkim. Wandern im tibetischen Kulturkreis. Graz, 1979.

Lebensphilosophie: Klettern

VON MARIETTA UHDEN



Zum 20ten Rockmaster in Arco war die Prominenz der Kletterszene anwesend. »Alte Freunde« treffen sich immer wieder: Marietta Uhden diskutiert mit Heinz Zak.
Foto: Marco Kost

So fing alles an

Als ich noch nicht wusste wie man Klettern schreibt, hätte ich mir meinen heutigen Lebensstil, so abgekoppelt vom »normalen« Rhythmus der Gesellschaft, bestimmt nicht vorstellen können.

Eines war mir jedoch schon immer klar: Ich wollte etwas mit meinen Händen machen-schaffen.

Auf der Schule waren solche Talente allerdings weniger gefragt. Da ich aber meinen damaligen Leidenschaften nicht weniger Zeit widmen wollte, habe ich u.a. gelernt, Fächer, die mir nicht so wichtig schienen, mit dem geringst möglichen Aufwand zu betreiben. Auf diese Weise schaffte ich genügend Zeitraum, um mich dem Turnen, der Kunst, meinen Pflanzen und der Töpferei hinzugeben.

Vielleicht waren damit schon die ersten Lektionen in »Der Weg des geringsten Widerstandes« absolviert.

Mit 17 Jahren konnte ich endlich meine Leidenschaft leben, ich fand eine Lehrstelle als Goldschmied. Meine Eltern unterstützten mich immer in den Wünschen, die mich erfüllten; somit war es auch meine freie Entscheidung das Gymnasium abzubrechen (ich habe es nie bereut), um dieses zeitlose Kunsthandwerk zu erlernen.

Mein Fortbewegungsmittel war ein Fahrrad, welches ich mir durch einen Ferienjob selbst finanziert hatte. Dieses 17 kg schwere Bridgestone (das übrigens immer noch fährt), rollte täglich mit mir ca. 60 km durch München. Und das nie relaxed. Morgens, wenn ich mich nach einer viel zu langen Nacht aus dem Bett zwang, verging die Zeit schneller, als es mein eigener Rhythmus zuließ. Oft musste ich dann, auf dem Weg in die Arbeit, die eine oder andere rote Ampel ignorieren, um pünktlich meine drei Minuten Verspätung einzuhalten.

Um meinen Bewegungsdrang zu stillen, der tagsüber in meinem neuen Job viel zu kurz kam, schwang ich mich oft abends noch einmal auf meinen Stahlesel, und tauchte ins Münchner Nachtleben ein. Zu dieser Zeit war ich eine richtige Nachteule.

Meine Neugier auf die Menschenwelt, und mein Tanzdrang waren einfach zu groß, um abends eine ruhige Kugel zu schieben.

Im Tanzen fand ich damals etwas, was ich später im Klettern auch für mich entdeckte: innere Stille und absolute Gegenwart. Ich konnte mich in einen Zustand tanzen, in dem es keinen inneren Monolog, kein Gestern und Morgen mehr gab. Mein Körper bewegte sich nur noch nach dem, was ihm die Musik erzählte.

Als ich 18 Jahre alt war, und mit großer Begeisterung meinen Beruf erlernte, bekam mein Leben einen tiefen Einschnitt.

Amelié, meine Schwester und Freundin zugleich, entschloss sich, ihrem Leben ein Ende zu machen. 20 Jahre sind seit dem verstrichen, und als ob die Zeit stehen geblieben wäre, kommt es mir wie gestern vor.

Ab diesem Zeitpunkt suchte ich den Teil, den ich verloren hatte. Heute denke ich, es war die Suche nach mir selbst.



»generation next«, 10+/8b+, 1ste Damenbegehung, 2005.
Foto: Peter Naumann

Noch intensiver stürzte ich mich ins Nachtleben, aber es konnte mir nicht mehr das geben, wie zuvor.

Ich war auf dem Heimweg, als sich der Zug an der Sturmklingel meines Fahrrades in einen Pfosten fädelte, ich in hohem Bogen durch die Luft flog und auf meiner rechten Schulter landete.

An arbeiten war einige Zeit nicht zu denken, weil ich den Arm nicht einmal heben konnte.

So kam es, dass ich mit einem Goldschmied, der auch in Schwabing arbeitete, einen Ausflug in die Dolomiten machte. Laufen konnte ich schließlich noch. Ich brauchte nicht lange, um zu merken, wie sehr mir die Natur eigentlich gefehlt hatte. Einsamkeit und die gewaltigen Elemente gaben mir wieder das Gefühl zu existieren.

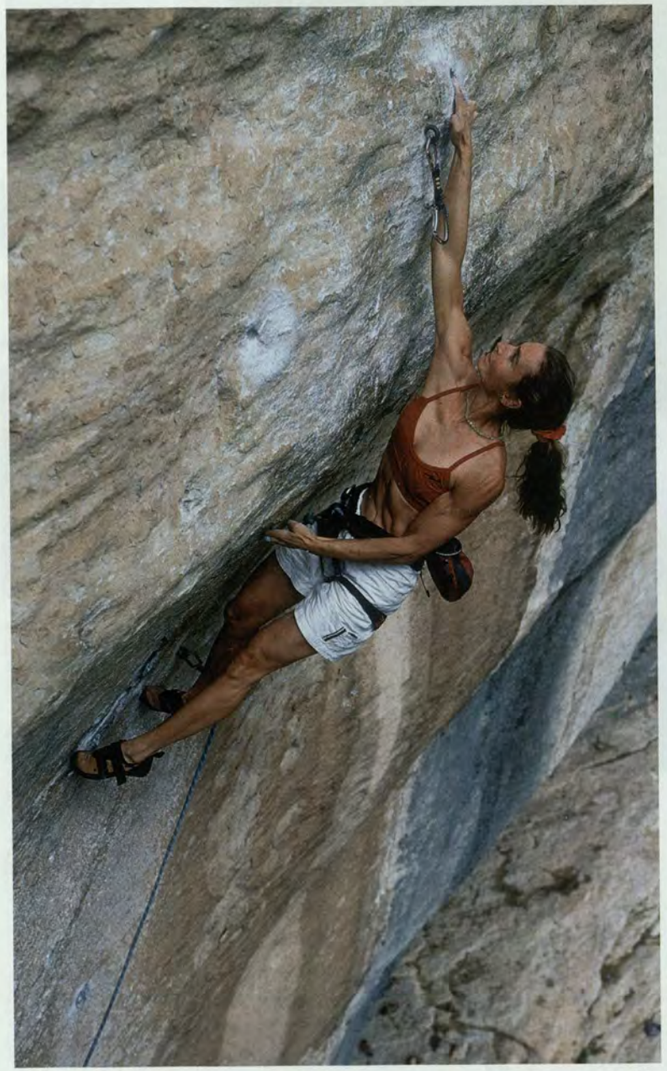
Und da waren sie auf einmal: Kleine bunte Punkte, die sich in der Nordwand der Großen Zinne bewegten.

Nach und nach wurden mir die Dimensionen der Wand bewusst, und die Neugier erwachte in mir. Eines wurde klar: DAS werde ich ausprobieren. Am liebsten wollte ich mich auch einmal in einer so hohen Wand bewegen. (Diesen Wunsch konnte ich mir erfüllen, als ich im Juli 1994 mit Roland Meggle die Comici 7- an der Großen Zinne Nordwand durchstieg.)

Roland Meggle lernte ich Silvester 1988/89 kennen. Er war es, der damals meine Kletterneugier für´s Erste befriedigen konnte, und mich 1989 mit den damaligen Kletter- und Sicherungstechniken an den Felsen von Arco vertraut machte. Routen im sechsten Schwierigkeitsgrad gingen auf Anhieb.

Angst

Am vierten Klettertag wollten wir mal was Längeres ausprobieren, und wählten am Colodri den White Crack (7-).



»La rose et le vampir«, 1ste, und einzige Damenbegehung.
Foto: Michael Meisl

rungspartner überlassen. Im Gurt sitzend wurde ich mir dann nach und nach meiner unvertrauten Situation bewusst. Im nächsten Augenblick stieg eine Welle der Hilflosigkeit und der Panik in mir hoch, so dass ich nicht mehr in der Lage war, Herr meiner selbst zu werden. Die Begehung vom White Crack wurde bis auf weiteres verschoben. Erst als ich wieder horizontalen Boden unter den Füßen hatte, ging es mir besser.

Zum Glück lag bei mir der Schwerpunkt auf Sportklettern. So lernte ich, die instinktive Angst durch das Vertrauen in meine eigenen Fähigkeiten, in den Kletterpartner und das Material, in den Griff zu bekommen.

Jahre später wurde mir bewusst, was für eine bereichernde Rolle jedoch die Angst in meinem Leben spielen konnte.

In meinem »neuen« Kletterleben fand ich wieder Freude und viele aufregende Herausforderungen. Gleichzeitig zeigte mir mein Angstinstinkt, dass mir mein Leben wichtig war. Somit wusste ich wieder, seit meine Schwester gegangen war, auf welche Seite ich gehörte: auf die des Lebens.

Allerdings zeigte sich die Angst auch immer wieder in Situationen, in denen ich sie nicht besonders begrüßte. Sie zu ignorieren war eine Sackgasse, denn dann passierte es, dass sie mich in Momenten von Energielosigkeit wie ein wildes Tier anfiel. Gerade wenn man mental ausgepowert ist und sich trotzdem an persönliche Grenzen heranwagt, kann man die Kontrolle über seine unterdrückten, unerwünschten Züge leicht verlieren.

Nach und nach fand ich heraus, dass wir einander akzeptieren und miteinander auskommen mussten. Heute ist meine Angst ein gezähmtes Wildtier, nicht mehr auf der Flucht mit der Angst vernichtet zu werden. Wir profitieren in kritischen Situationen gegenseitig voneinander.

Wenn ein Mensch Angst hat, kann er an seine Grenzen geraten. In solchen Momenten wird mehr von ihm sichtbar, als im »normalen« Leben, weil unterdrückte, ungeliebte oder versteckte Eigenschaften und

Diese Unternehmung sollte mir eine völlig unbekannte Grenze zeigen.

Um sich die ersten zwei Seillängen zu sparen, querten wir zum Stand der zweiten Länge von der Seite in die Felswand. Bereits diese Aktion kostete mich schon ein paar Nerven. Während dann am Stand die Exponiertheit auf mich wirkte, war mir schon gar nicht mehr wohl. Als ich dann aber den Herausforderungen der Route einfach noch nicht gewachsen war, musste ich mich wohl oder übel dem Seil und meinem Sicher

Gefühle an die Oberfläche kommen. In solchen Situationen kann man ihn authentischer erleben

Mit dem Klettern hatte sich für mich eine Tür geöffnet, hinter der sich eine Welt verbarg, in der ich mich wiederfinden konnte.

Deshalb tauchte ich wohl so schnell und intensiv »mit Haut und Haaren« ein.

Nebeneffekt war: Ein Jahr später konnte ich Routen im 8ten Grad klettern.

Grenzen

Irgendwann kommt jeder Entwicklungsprozess zur Stagnation. Man wirft alles, was man kann in die Waagschale, kommt aber nicht vorwärts.

Gibt es eigentlich noch andere Möglichkeiten, sein Ziel zu erreichen?

Diese Frage stellte ich mir, als ich mich mit meiner bislang schwersten Tour »Sonne im Herzen« 11-/8c befasste. Mit dieser Route sollte ich eine neue Dimension der Grenzerfahrung kennen lernen. Anfangs war ich einfach überhaupt nicht in der Lage, auch nur annähernd die schwersten Einzelpassagen zu klettern. Kein Wunder, denn selbst Peter Naumann, der mir diese Linie sozusagen geschenkt hatte, konnte die Schlüsselstellen nur durch Sprünge bewältigen (immerhin ist er 15 cm größer als ich).

Ich konnte mir nicht vorstellen, diese Einzelstellen jemals zu bewältigen, geschweige denn, diese Route eines Tages zu durchsteigen.

Jedoch war ich infiziert.

Da waren sie: die Lust und die Neugier darauf, ob sich nicht vielleicht doch ein Weg findet, diese Tour zu knacken.

Erschwerend kam hinzu, dass der Felsen nur wenige Wochen im Jahr trocken ist.

Somit musste auch noch die Form zu einer ganz bestimmten Zeit top sein.

Durch bouldern und auschecken versuchte ich einige Zeit, die »Sonne« in den Griff zu bekommen. Aber mit diesen für mich bekannten Methoden bewegte ich mich auf der Stelle.

Die Sommergewitter setzten ein, und ich musste bis zum nächsten Jahr warten bis die Bedingungen es wieder erlaubten, sich an diesem Projekt zu versuchen.

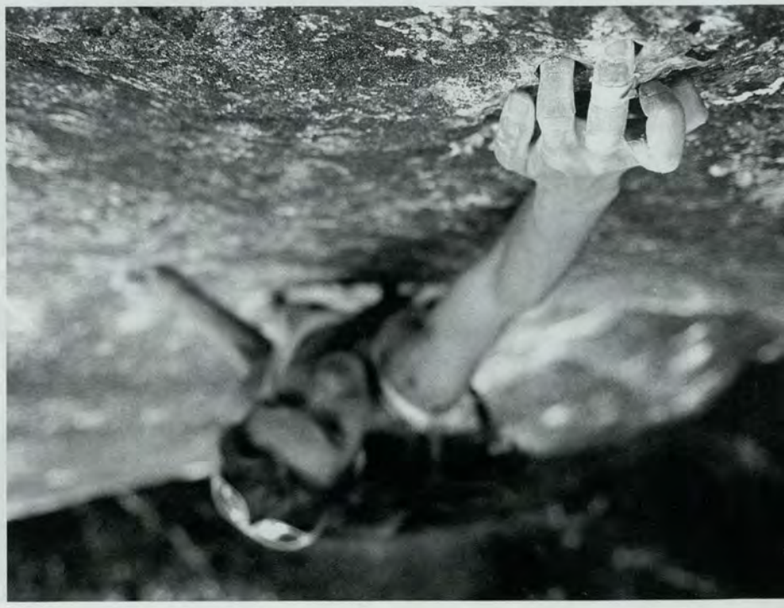
2001 machte ich dann eine ganz neue Erfahrung.

Es ging mir gut in diesem Jahr, denn ich hatte in meinem Privatleben einiges zum Positiven verändert. Man könnte sagen, mir war es leichter um´s Herz.

Als es dann wieder soweit war, und ich nach einer langen Pause in mein Projekt ging, fühlte sich alles anders an. Ich hatte das Gefühl, mit meinem neuen Lebensglück Berge versetzen zu können. Die Sprünge gelangen mir bald darauf ein erstes Mal. Nun war die Zeit doch gekommen und ich fing an daran zu glauben, dass es möglich sei. Das Problem war jetzt »nur« noch der Durchstieg, und dieses war bei meiner Größe nicht das kleinste.

Am 21. Mai war dann mein großer Tag. Es war ein Tag, an dem ich die Welt liebte und an mich glaubte. Vor allem aber leuchtete meine Sonne im Herzen, und daher gelang mir diese Begehung. Mit Leichtigkeit.

Ich brauchte nicht viel Zeit um zu merken, welche Dinge möglich sind, wenn man



»The face« 8a/b, Altmühltal. Die bisher einzige Damenbegehung.
Foto: Michael Meisl

es schafft, sich auf sich selbst einzulassen. So konnte ich herausfinden, was mich wirklich glücklich machte.

Vorrausetzung dafür, die eigenen Grenzen zu überwinden, ist, sie überhaupt erst einmal aufzuspüren und kennen zu lernen. Erst dann besteht die Möglichkeit sich ihnen zu nähern, oder sie sogar zu überwinden.

Man muss bereit dazu sein, in sein tiefstes Inneres zu schauen, was viel Kraft und Stärke fordern kann. Denn jeder Mensch trägt Seiten in sich, die nicht unbedingt bewusst, aber keines Falles grundlos verborgen werden. Schafft man es, diese eigenen inneren Barrieren aufzulösen, kann man Grenzen sprengen

Wettkampf

Motivationen, an Wettkämpfen teilzunehmen, gibt es die unterschiedlichsten.

Der eine möchte um alles in der Welt gewinnen. Ein anderer möchte seine Konkurrenten schlagen, besiegen.

Manche möchten vielleicht »nur« die nächste Runde erreichen, oder nicht Letzter werden.

Um einen Sieger, einen Erstplatzierten zu haben, braucht es all diese anderen! Deswegen finde ich es oft sehr unangebracht, wenn fast alle Aufmerksamkeit nur dem Gewinner entgegengebracht wird.

Das habe ich selbst erleben dürfen. Katrin Sedlmayer wurde 2000 überraschend Europameisterin. Der Hype war so stark, dass sofort von einem Generationenwechsel die Rede war. Danach aber, als ich national nicht zu besiegen war, wurde klar, dass sich diese Luft doch zu schnell erhitzt hatte. Medien interessieren sich oft nicht dafür, warum es mal nicht so geklappt hat. Egal, ob du krank oder verletzt angetreten bist, oder du deine Energie in privaten Problemen gelassen hast.

Wenn du mal nicht gewinnst, springen auch schnell ein paar Trittbrettfahrer ab, die du zuvor als solche gar nicht wahrgenommen hattest. Erst, wenn sich diese »Freunde« dem neuen Sieger zuwenden, wird die Rolle klar, die vorher du spielen solltest. Ich für mich bin trotz meiner Erfolge und Misserfolge der gleiche Mensch geblieben. Daher habe ich mit »Lost Souls«, die sich in meinem Ruhm mitsonnen wollen, und mich

Auf dem Weg zum Sieg, Kempten, Deutschlandcup 2005
Foto: Marco Kost



wegen meiner Erfolge verehren, nie etwas anfangen können. Für mich ist der Mensch der vor mir steht wichtig, egal wie schwer er klettert. Ich schätze Authentizität.

Anfangs war diese Erfahrung wohl etwas ernüchternd, aber im nachhinein für mich sehr wertvoll. Habe ich doch gelernt, durch dieses Verhalten schnell die »echten« von den »falschen« Freunden zu unterscheiden.

Meine Motivation:

Von den oben aufgeführten Wettkampftypen trifft auf mich keiner zu. Mein Ziel beim Wettkampf ist immer gewesen, aus meinem Potenzial, das ich vom Felsklettern her kannte, das Maximum auf diese Situation zu übertragen.

Ein-, zweimal ist mir das auch gelungen, als ich z.B. auf der WM 1997 den dritten Platz machte, den Boulderweltcup in München 2001 gewann oder ich in Duisburg bei den Worldgames 2005 trotz Verletzung die Bronzemedaille holen konnte.

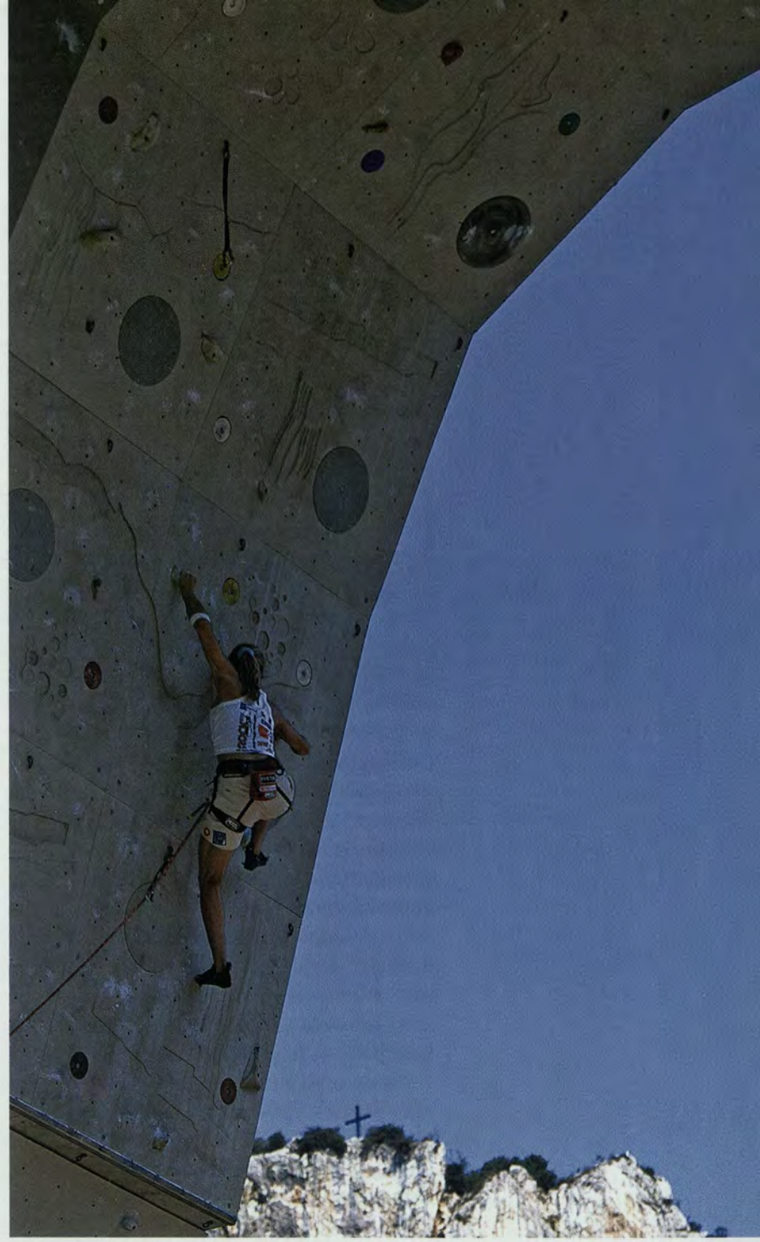
Der Wettkampf war für mich lange Zeit ein guter Lehrer. Ich habe gelernt, meine Kreise zu schließen, mit meinen Energien hauszuhalten.

Vor allem habe ich auch für mich entschieden, zwar Leistungssport zu betreiben, aber nicht um jeden Preis. Meine Gesundheit wollte ich nicht auf´s Spiel setzen, nur um statt auf dem dritten auf dem ersten Platz des Treppchens zu stehen.

13 Jahre lang bin ich bei den Top Ten der internationalen Wettkampfelite mitgeklettert.

Immer wieder habe ich miterleben müssen wie sich ein Weltmeister, Europameister oder ein Rockmaster vielleicht zwei, drei Jahre halten konnte, bevor er verletzungsbedingt oder aus anderen gesundheitlichen Gründen aufhören musste. Oft war zu beobachten, dass diese Kletterer schlagartig am absoluten Minimum ihres Gewichtes angelangt waren. Anfangs fühlt sich das natürlich gut an. Die Muskelkraft ist noch für das »alte« Gewicht ausgelegt, und man fällt einfach nicht mehr ab. Diese Erfahrung kann aber sehr schnell zu einem Teufelskreis werden: der Erfolg wird sehr stark mit dem Hungern in Verbindung gebracht, und diese Vernetzung gräbt sich anscheinend bei manchen Kletterern tief ins Bewusstsein ein.

Tatsache ist, dass jeder Leistungskletterer mehr oder weniger sein Gewicht variiert. Wichtig ist dabei, dass man seinem Körper auch Phasen gönnt, in denen er wieder auftanken kann und alles bekommt, was für den gesunden Stoffwechsel nötig ist.



»Workout« beim 10ten Rockmaster 2005, Arco. Anschließend zog ich einen Schlussstrich im Wettkampfklettern, um mich 100% dem Felsklettern zu widmen.
Foto: Marco Kost

Gibt es diese Phasen aber nicht, so versucht der Körper seine Funktionen aufrecht zu erhalten, indem er seine eigenen Resourcen ausbeutet.

Abgesehen von der erhöhten Anfälligkeit für Verletzungen sind die physischen und psychischen Langzeitschäden, die bei so einem extremen Verhalten entstehen können, ein trauriges Kapitel im Wettkampfsport. Ich finde es wäre an der Zeit beim Wettkampfklettern (wie es auch in anderen Relativkraftsportarten die Regel ist) z.B. Gewichtsklassen oder einen vernünftigen Body-Maß-Index (BMI) einzuführen. Bei diesem BMI müsste berücksichtigt werden, dass Klettern ein Kraftsport ist, bei dem man einen verhältnismäßig hohen Anteil an Muskelmasse aufbaut. Würde man nun einen ganz normalen BMI ansetzen, der für Nichtsportler gesund ist, könnte der Kletterer trotzdem einen viel zu niedrigen Fettanteil im Körper haben, und damit seine Gesundheit gefährden.

Vielleicht könnte man mit solchen Maßnahmen Wettkämpfer vor Esstörungen bewahren, und ein »Normalgewicht« müsste sich nicht mit Kletterern vergleichen, die bis zu 20 kg leichter sind.

In anderen Sprachen bedeutet Kompetition: der Vergleich. In der deutschen Sprache ist von Kampf die Rede. Wettkämpfen kann für viele bedeuten: Trainieren bis zum Umfallen, sich quälen, hungern.

Wenn man Profisport macht, bekommt man oft von außen das Gefühl vermittelt, man müsste sich permanent schinden, um Leistung zu bringen.

Das sehe ich mittlerweile anders.

Quellen der Kraft

Da ein Jahr mit ca. 20 Wettkämpfen und einigen Projekten am Fels zu lang ist, um permanent in Topform zu sein, muss man in den Vorbereitungsphasen auch mal mit weniger Kraft an den Start. So lernte ich, dass es (außer Kraft) auch andere Energieresourcen gibt:

1997 war ein großes Jahr für mich. Auf der WM in Paris konnte ich den dritten Platz erreichen. Es war das erste Mal, dass ich auf einem internationalen Treppchen stand. Dies zeigte mir, dass ich das Zeug hatte, ganz vorne dabei zu sein. Trotzdem war ich zu dieser Zeit an einem Punkt in meinem Klettern angelangt, wo nichts mehr vorwärts ging. Ich spielte sogar mit dem Gedanken, die Wettkämpfe an den Nagel zu hängen, als ich in diesem Sommer bei meiner Freundin Nathalie Richer den französischen Trainer Gilles Bernigolle kennen lernte.

Wir unterhielten uns stundenlang über Klettern, Gott und die Welt. Ein paar Wochen später lud er mich zu einem Trainingslehrgang in Paris ein. Gilles weckte bei mir die Neugier auf Trainigsmethoden, die ich bislang noch nicht kannte.

In Paris lernte ich, dass Training manchmal erst beginnt, wenn man so gut wie keine Kraft mehr hat. Dann spürt man, dass es auch noch andere Energiequellen gibt. Es galt, die »zone rouge« zu überwinden, quasi den Moment, wo man denkt, »jetzt ist Schluss, ich kann nicht mehr«.

In diesem Moment lernte ich umzuschalten, und ich konnte weiterklettern, indem ich mich auf andere Themen konzentrierte.

Aber alles aus mir rauszuholen, war ich ja gewohnt. Langsam wurde mir dann auch noch bewusst, dass »alles geben« auch einen Gegenpol haben musste, einen Gegenpol, der den Ausgleich dafür schaffte, um alles aus sich rauszuholen:

Entspannung. Innerlich ruhig zu werden und mal wieder runter zu kommen war etwas, womit ich mich noch nicht sonderlich auseinander gesetzt hatte.

Mit der Zeit habe ich aber gemerkt, dass mich etwas weniger Klettervolumen, aber mehr Qualität im Training absolut weiter brachte.

Der Spaß und der Humor, den die Franzosen beim Trainieren haben, haben mich beeindruckt.

Athmosphäre-Esprit

Für meine Leistung hat das Umfeld, die Menschen und der Esprit, der von ihnen ausgeht, schon immer eine große Rolle gespielt. Bemerkt habe ich dies, als mir der Unterschied in meiner eigenen Leistungsbereitschaft klar wurde.

Mit Freunden zu klettern hat aus mir oft mehr Motivation herausgekitzelt, als wenn ich alleine meine Runden drehte. Wenn beim Klettern, oder beim Trainieren die Stimmung aufkommt, dass sich jeder über die Leistung des anderen freut, ist es, als könne man die Motivation der anderen zusätzlich zur eigenen in sich aufnehmen. Spüre ich aber missgünstige Blicke im Nacken, ist es, als müsste ich mit 5 kg Zusatzgewicht in die Wand gehen.

Diesen negativen Störfaktor auszublenden und sich das Positive aus der Umgebung herauszufiltrieren, waren auch im Wettkampf ein Ziel.

Ein weiteres Thema war, den inneren Monolog auszuschalten.

Die innere Stimme, die ununterbrochen mit Sätzen wie »der Zug ist ja viel zu weit« oder »wo haben die anderen wohl Schwierigkeiten gehabt«, einem die Konzentration rauben kann, galt es abzustellen.

Innere Stille, im Einklang mit sich selbst sein: das ist der Zustand, den ich habe, wenn ich zu hundert Prozent an meine Grenzen gehen kann. Es ist ein wahnsinniges Gefühl, nicht mehr zu denken, sondern wenn mein Körper von selbst weiß, wie er sich bewegen muss, und ich bin Beobachter. Es gibt wohl verschiedene Wege und Techniken, so einen Zustand zu erreichen. Manche Menschen meditieren dafür. Mein Weg heißt Klettern.

Meine Technik?

Am Anfang meiner »Karriere« hatte ich natürlich noch nicht das Niveau von Vielseitigkeit und Bewusstheit in meiner Technik. Das ist ein aufregender Entwicklungsprozess. Meine natürliche Neugier kam mir dabei sicher zugute. Zu glauben, man könnte nun etwas perfekt, oder man hätte »ausgelernt«, nur weil man in einer Sache ein relativ hohes Niveau erreicht hat, ist mit Sicherheit ein Irrtum, denn die Möglichkeiten sich zu verbessern, sind unerschöpflich.



Beim Wettkampf lernte ich, alles auszublenden, um mich nur noch zu bewegen (Deutschlandcup Kempten).
Foto: Marco Kost

Durch meine Verletzungen (erste Schulteroperation 2003, die andere Schulter 2006) habe ich viel dazugelernt: mit einem total niedrigen Kraftniveau wieder neu anzufangen, sich nicht entmutigen zu lassen, und das Beste aus dem zu machen, was man hat, auf seinen Körper zu »hören«, lernen, zu spüren und Prioritäten zu setzen, um sich nicht wieder zu verletzen.

Heute bin ich sehr glücklich darüber, immer wieder Feedbacks mit meinem Mann Peter Naumann auszutauschen. Wir machen permanent neue Entdeckungen, was Training und Klettertechnik anbelangt – und es ist so spannend!

Wir sprechen dieselbe Sprache, und zu zweit kann man viel mehr wahrnehmen, als allein.

Ich bin ein sehr intuitiver Mensch, und so ist auch mein Kletterstil. Warum ich mich auf eine bestimmte Art bewege, oder platziere, wusste ich früher nicht. Als ich mit Peter zusammentraf und er meine Bewegung analysierte und in Worte fasste, ist mir viel klar geworden. Somit kann ich jetzt meine Erfahrungen in diesem Sport weitergeben, denn ich habe jetzt die Worte dazu. Ein guter Kletterer ist noch lange kein gu-



»Graceland« 10/8b, 1ste Damenbegehung, 2005.
Foto: Radec Capek

ter Trainer, wenn er nicht beobachten kann, oder er nicht in der Lage ist, zu beschreiben was er sieht. Die »Grundschule des Bewegens« war geboren, und damit habe ich auch gelernt, andere Kletterstile zu analysieren und Feedback zu geben. Das Klettertraining, das ich leite, kann für mich eine große Bereicherung sein, denn nicht nur der Schüler kann von seinem Lehrer lernen, sondern auch umgekehrt.

Technik

Viele Kletterer sehen diesen genialen Sport sehr aus dem Aspekt der Kraft heraus, und sie meinen, der Schlüssel für alles, was beim Klettern abgefragt wird, sei mit Muskelkraft zu bewältigen. Es gibt aber auch Kletterer, die sich fließend bewegen. Sie klettern Sequenzen, ohne ein einziges Mal anzuhalten. Leichtigkeit, Geschmeidigkeit; das kommt einem in den Sinn, wenn man solchen Leuten zusehen darf. Aus diesen Beobachtungen heraus glaube ich, dass es zwei sich grundsätzlich unterscheidende Kletterstile gibt: einmal gibt es die Technikentwicklung hauptsächlich durch die Kraft, zum anderen die Technikentwicklung aus der Bewegung heraus.

Technik durch Kraft

Wie viele »Einarmige« schaffst du?

Diese Frage wird mir immer wieder gestellt. Anfangs habe ich mich darüber gewundert, denn mein Ziel ist es, schwer zu klettern und keine Turnübungen zu machen.

Dennoch hat diese Art von Fragestellung sehr viel Aussagekraft. Mir ist klar geworden, worauf viele beim Klettern den Schwerpunkt setzen: auf die Kraft.

»Das kann ich ziehen«, oder »daran kann ich mich nie festhalten« sind Redewendungen, die nicht von ungefähr kommen, und einiges über die beobachtbare Klettertechnik erzählen: Festhalten und ziehen. Klimmzüge, am besten nur mit einem Arm, oder es wird gehangelt, ohne dass die Füße Kontakt mit der Wand haben.

»Dafür brauche ich mehr Kraft«. Das ist oft der einzige Lösungsweg. Der Kletterstil, der sich daraus entwickelt, ist kraftbetont. So ein Stil ist ein super Krafttraining für die Finger und den Oberkörper, weil man sehr viel Power braucht, und somit sehr viel Kraft bekommt. Aber viele Kletterstellen lassen sich einfach nicht durch ein einfaches Mehr an Kraft lösen. Hier kommt ein anderer Kletterstil zum tragen.

Technik durch Bewegen

Ein Grundgedanke im Klettern ist, den leichtesten Weg, den Weg des geringsten Widerstandes zu suchen. Der, der die ökonomischsten Varianten findet, DER kommt am weitesten. Dazu habe ich eine interessante Beobachtung gemacht:

Im Winter gehe ich manchmal ins Fitnessstudio, um an meinen muskulären Defiziten zu arbeiten. Oft schaue ich da dem einen oder anderen zu, wie er trainiert. Dabei fällt mir auf, dass die Leute sehr motiviert sind, und mit viel Gewicht trainieren. Um dieses zu bewältigen, werden alle möglichen Ausweichbewegungen gemacht. Das Körpergewicht wird verlagert, und es wird mit viel Schwung gearbeitet.

Genau solche Bewegungen wären beim Klettern gut aufgehoben. Beim Klettern sollte man sich die physikalischen Gesetze zunutze machen und soviel »schummeln« wie möglich.

Mit einem relativ niedrigen Kraftpotenzial ins Klettern einzusteigen kann sehr hilfreich dafür sein, sich einen ökonomischen Stil anzueignen. Nach Lösungen zu suchen, die mit wenig Kraftaufwand funktionieren. Lernen zu tricksen, sich mit allem, was man hat fortzubewegen, zu spüren, ob die eine Variante vielleicht deswegen nicht hinhaut, weil sie zu kraftaufwändig ist. Schwünge auszunützen, und nicht jede Kletterbewegung zu stoppen, um sie dann wieder neu zu initiieren. Mit dieser Art zu klettern wird sicher auch die Kraft zunehmen. In erster Linie wird aber das Nervensystem davon profitieren: Koordination, das Gefühl für die eigene Bewegung entwickeln. Aus diesem Bewegungsbewusstsein heraus wird ein persönlicher, komplexer Kletterstil entstehen, der bei jedem einzigartig ist, so wie eine Handschrift oder ein Fingerabdruck.

So betrachtet ist es der größte Fehler, wenn Anfänger gleich zu Beginn Kraft trainieren; sie lernen nur mittels des Kraftmusters Kletterprobleme zu lösen. Sie lernen nicht, wie unterschiedlich sich verschiedene Bewegungslösungen anfühlen können (zu spüren, WIE man klettert).

Leider sind bestimmte Trainingsmethoden »cool« und sehr populär. Deswegen werden gerne Trainings absolviert, die den individuellen »Bewegungsstil« zum »Kraftstil« verderben können.

Es ist beachtlich, wie viel Energie und Zeit in das Krafttraining gesteckt wird. Um so erstaunlicher ist es, wie wenig letztendlich viele Kletterer aus ihrer Power rausholen können.

Mir ist es ein Rätsel, wieso motivierte Kletterer sich so wenig für andere Möglichkeiten interessieren, um von ihrem vorhandenen Potenzial mehr zu profitieren.

Neue Wege

Es gibt aber auch andere Möglichkeiten, seine Bewusstheit für sich selbst und seine Umwelt zu vergrößern. Über Bewegung.

2006 habe ich eine Ausbildung zum Feldenkraislehrer begonnen.

Durch meine Schulterverletzungen lernte ich 2003 bei der B-Trainerausbildung diese Methode als Physiotherapie kennen. Ich war fasziniert, wie schnell ich wieder meine Beweglichkeit mit »Feldenkrais« herstellen konnte. Nach und nach entdeckte ich immer mehr Parallelen zum Klettern und erkannte die Möglichkeiten, die in dieser Methode stecken, um sich weiterzuentwickeln.

Mit dieser Ausbildung möchte ich nun Menschen ihr körperliches Potenzial aufzeigen und damit vielleicht auch zur Verbesserung ihrer Lebensqualität beitragen. Das ist für mich eine neue interessante Herausforderung.

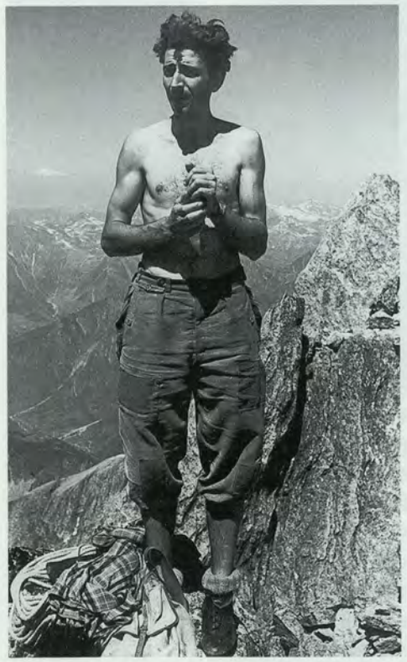
Eines habe ich mit dem Klettern gelernt, Stagnation ist ein Geschenk: lässt man sich darauf ein und stellt sich und sein Handeln in Frage, erlebt man neue Seiten an sich und bereichert so sein Leben, getreu nach dem Motto: Man lernt nie aus.

Und: Solange ich körperlich dazu in der Lage bin, werde ich nie aufhören zu klettern. Es macht einfach zu viel Spaß, ich möchte mich noch weiterentwickeln, und wissen, wo meine absoluten Grenzen im Schwierigkeitsklettern, ohne Wettkampf, liegen.

Grand Capucin

Bergsteigen zwischen Beruf und Berufung

VON ALEXANDER HUBER



Hermann Buhl nach seinem phantastischen Alleingang am Gipfel des Pizzo Badile.
Quelle: Archiv Buhl

Hermann Buhl. Der beste Bergsteiger der Nachkriegsjahre. Ein Charaktermensch mit einem Charisma, das bis heute nur wenige Bergsteiger haben. Ein Kletterer, der nicht nur über ein immenses Können und einen unbändigen Willen verfügte: er besaß darüber hinaus einen Weitblick, was im Klettern möglich ist. Nicht nur sein bergsteigerisches Können machte ihn einzigartig, sondern sein Geist als sprühende Ideenfabrik.

Mehr als andere seiner Generation war er in seinem Denken und Tun ein Visionär.

1952. Die Nordwand des Pizzo Badile, von keinem Geringeren als Riccardo Cassin erstbegangen, ist eine der großen Wände der Alpen. Buhl reist einen ganzen Tag per Fahrrad aus Innsbruck an und klettert in nicht mehr als 6 Stunden durch die Wand. Allein! Am nächsten Tag muss er wieder arbeiten. Also zurück nach Innsbruck, wieder mit dem Fahrrad... Durch die Nacht schindet er sich den Malojapass hinauf, endlich geht es wieder bergab. Entspannt geht es jetzt zurück in Richtung tiroler Heimat… und auf einmal geht es in einer Kurve geradeaus. Sekundenschlaf. Das Fahrrad ist hin, den Rest des Weges legt Buhl zu Fuß und per Postbus zurück, um gerade noch rechtzeitig zu Arbeitsbeginn in Innsbruck zu sein... »wo ich mich wieder der Zivilisation fügen muss.«

Das überragende Können und der zähe Geist, den Buhl bei der Durchsteigung dieser berühmten Alpenwand an den Tag legte, war kein Zufall und diese Fähigkeiten legten auch den Grundstein für Buhl´s genialste Leistung: Die Erstbesteigung des 8125 Meter hohen Nanga Parbat, die ihm am 3. Juli 1953 im Alleingang gelang.

Damit wurde Hermann Buhl weit über die Bergsteigerkreise hinaus zum Star. Wohl als erster Bergsteiger überhaupt hält er auf internationaler Bühne Vorträge vor einem begeisterten Publikum. Schweiz, Frankreich, Jugoslawien, in Italien wird der gefeierte Star auf den Schultern getragen – so groß ist die Freude der Italiener über den Spitzenbergsteiger, der ihnen in ihrer Sprache vorträgt. Volkswagen stellt ihm für seine Vortragsreisen einen Käfer zur Verfügung. In dieser Hinsicht darf man ihn heute als einen der Ersten bezeichnen, die Bergsteigen nicht nur als Berufung, sondern auch als Beruf verstanden.

Buhl verlor 1957 – nur kurz nach der Erstbesteigung des Broad Peak – sein Leben, als er im undurchsichtigen Nebel an der Chogolisa durch eine Wechte brach. Der Ausnahmebergsteiger Buhl war tot, doch sein geistiges Erbe lebte weiter!

Mit Hermann Buhl fühlte ich mich immer schon geistig verbunden, schon allein dadurch, weil er einer von ›uns‹ war. Aufgewachsen ist Hermann Buhl zwar in Innsbruck, auch zum berühmten Bergsteiger reifte er in den Tiroler Bergen. Doch 1951 heiratete er nach Ramsau in Berchtesgaden. Die bayrischen Berge, in denen ich zuhause bin, wurden für Hermann Buhl zur zweiten Heimat. Klar, dass ich in der Zeit, in der ich zusammen mit meinem Vater und meinem Bruder Thomas die ersten Schitouren unternahm, noch nicht davon träumen konnte, das Bergsteigen nicht nur als Berufung, sondern auch als Beruf zu begreifen. Aber das Leben von Hermann Buhl zeigte den Weg. 1986 konnte ich darüber hinaus auch Reinhold Messner bei einem seiner Vorträge bewundern. Gerade hatte er seinen letzten Achttausender bestiegen und damit alle diese 14 Himalayariesen überlebt. Gefüllte Vortragssäle, begeistertes Publikum, hohe Auflagen bei den Büchern, zahllose Artikel in den Zeitschriften, gefragter Gast bei diversen Sendungen im Fernsehen... Das Leben des Berufsbergsteigers ist oft genug weit von den Bergen entfernt.

Als mir 1995 mit der ersten Rotpunktbegehung der Salathé im kalifornischen Yosemite Valley erstmals ein Erfolg gelang, der internationale Beachtung fand, begriff ich auch zum ersten Mal, wohin mein Weg führen könnte. Buhl, Bonatti, Messner haben als Pioniere gezeigt, wie es geht.

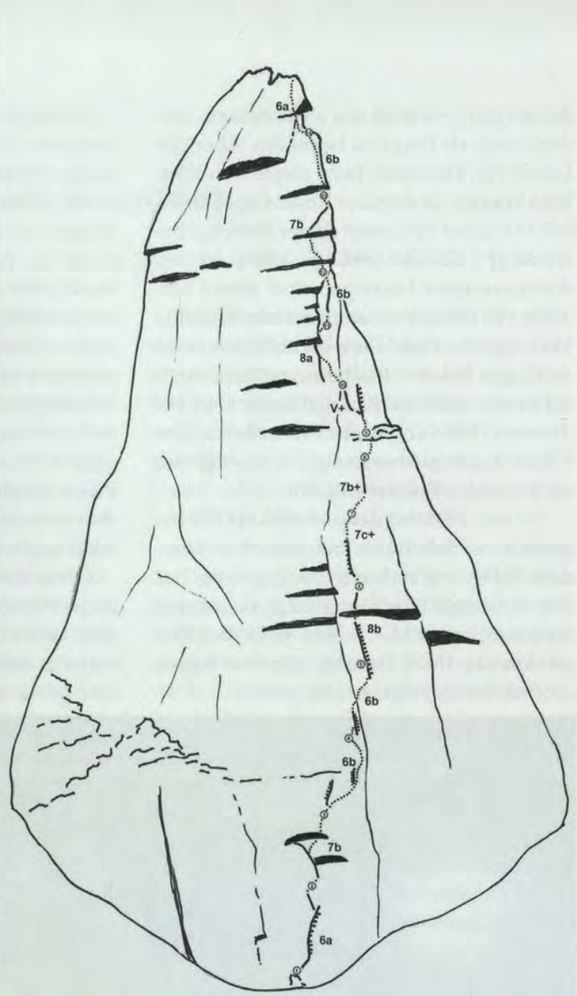
Ich begann meine erste Vortragsreise, finanzierte damit mein Studentenleben und meine Kletterreisen. Und begann vor allem, in die richtige Richtung zu denken. Bergsteigen und Klettern war und ist in erster Linie meine Passion – und bleibt es auch. Als Beruf peilte ich aber damals die Möglichkeit an, durch Erzählen meiner Erlebnisse, von meiner Passion leben zu können. Selbstverständlich lebe ich heute als Profi auch zum Teil von Sponsorverträgen, doch durch meine Vortragsreisen finanziere ich den weit größeren Teil meines Lebens. Damit hänge ich zwar von der Gunst des Publikums ab, aber es verschafft mir andererseits auch Unabhängigkeit von den Sponsoren.

Gerne wird ja von der Freiheit, die wir am Berg erleben, gesprochen, doch die Realität sieht anders aus... Die Gunst des Publikums verlangt den Erfolg und damit von uns auch eine gewisse Zielstrebigkeit. Solange wir



Alexander in der Schlüsselstelle der »Voie Petit«. Athletische Kletterei in phantastischer Ausgesetztheit, dazu das einzigartige Ambiente – ein zu Stein gewordener Klettertraum.
Farbfotos: Heinz Zak





Grand Capucin, Ostwand und die topographische Skizze der »Voie Petit«.

aber in den Bergen ein Ziel verfolgen, sind wir Gefangene unserer eigenen Idee.

Wir leben von unseren Erfolgen, indem wir darüber erzählen. Ohne Erfolg finden wir keinen Verleger, kommt kein Publikum zu unseren Vorträgen, will keiner über uns berichten. Das Gute daran ist, dass ich, solange es läuft, diesen Druck nur unterschwellig spüre und der Druck darüber hinaus auch meine Ideenfabrik am Laufen hält und damit den Antrieb dazu liefert, auch weiterhin nach vorne zu denken...

Zu jeder Zeit mache ich mir Gedanken, in welche Projekte ich meine Energie stecken werde und nicht selten ist es so, dass die Planungen über einen Zeitraum von ein, zwei Jahre reichen. Dabei orientiere ich mich durchaus an meiner Einschätzung, welche Aktionen welches Echo in der Öffentlichkeit hervorrufen könnten. Grundsätzlich folge ich zwar zuerst meinem ureigenen Interesse – wenn aber mehrere Projekte in meinem Kopf herumfliegen, dann entscheide ich mich für dasjenige, das mir für die Öffentlichkeit als das Interessanteste erscheint.

Im Juni 2005 tauchte ich nach langer Zeit mal wieder am Montblancmassiv auf. Schon lange wollte ich ein großes Projekt an dem wohl großartigsten Gebirgsmassiv der Alpen ins Auge fassen. Dieses Mal kam aber auch der Zufall als Baumeister einer Idee dazu. Obwohl…. War es wirklich Zufall? Oder wie soll man es nennen, wenn ich im Frühjahr 2003 mitten im Yosemite auf den französischen Spitzenkletterer Arnaud Petit treffe? Arnaud, einer der besten Felskletterer der Neunziger. 10. Grad on sight, 11. Grad rotpunkt. Weltcup Gesamtsieger im Wettkampfklettern. Das Yosemite Valley ist der Treffpunkt der internationalen Kletterszene, wie es ihn wohl kein zweites Mal gibt...

Ich erzählte ihm vom Projekt Zodiac, an dem mein Bruder Thomas und ich damals arbeiteten. Wir philosophierten über das Freiklettern an den großen Wänden, an den Bigwalls. Und Arnaud erzählte von seiner ›Voie Petit‹, seiner 400 Meter langen Erstbegehung am Grand Capucin, die er 1997 zusammen mit Stefanie Bodet erschlossen hatte.

Die Wand des Grand Capucin ist zwar nicht so groß und kompakt wie die des El Capitan, Arnaud erzählte mir aber begeistert von steilem Granit, von Verschneidungen, Rissen und den für den Grand Capucin so typischen Dächern. Ich wusste mehr oder weniger über seine Route Bescheid – als einem der Besten unserer Zunft blieben seine Aktivitäten natürlich nicht undokumentiert... Ein kleines, aber entscheidendes Detail war mir aber nicht bekannt! Was im Blätterwald immer wieder vorkommt, passierte auch hier: Die Presse unterschlug das wichtige Detail, dass eine durchgehend freie Begehung der ›Voie Petit‹ nach wie vor ausstand... Und dieses Detail lieferte mir Arnaud genau in diesem Moment.

Schon seit Jahren träumte ich von einem Projekt im Playground of Europe, dem Montblanc Massiv. Ein Gebirge, das auf kleinstem Raum eine ungeheure Vielfalt von Zielen bietet. Ein Gebirge, in dem jede große Wand den Namen berühmter Bergsteiger trägt. Auch ich dachte zwangsläufig schon oft genug darüber nach, mein im Yosemite Valley erlerntes Kletterkönnen im harten Granit auf die schwierigen Wände im Montblanc Massiv zu übertragen. Der Petit Dru ist – heute richtiger: war – die fantastischste Granitwand der Alpen; die Franzosendirettissima mit ihrem Zentralteil, dem Pilier Rouge, ein Fünf-Sterne-Ziel für mich als Freikletterer. Ich hatte über die Jahre Bilder und Informationen gesammelt und war gerade soweit, das Projekt konkret in Angriff zu nehmen, als der erste gigantische Bergsturz diesen zu Granit gewordenen Traum pulverisierte. Projekt Freiklettern im Montblanc Granit gestorben. Bis Arnaud Petit diesen Traum neu belebte.

Arnaud ließ mir alle Informationen samt ausführlichem Topo zukommen. Trotzdem war ein direkter Angriff im Sommer 2003 nicht drin. Der Plan musste reifen, die Realisierung warten. Tatsächlich lassen sich klettersportlich große Ziele nicht aus dem Handgelenk schütteln. Zuerst stellte sich die Zodiac im Yosemite quer, verlangte nach dem erfolglosen Versuch einer freien Durchsteigung im Frühjahr 2003 noch ein Nachsitzen im Herbst. Dazwischen kam dann noch überraschenderweise das Projekt, sich den Speedrekord an dieser Route zu holen. Die für den Herbst 2003 vorgesehene Expedition in den Gharwhal-Himalaya wurde genau ein Jahr später nachgeholt… und dazwischen löste sich die Zeit in Luft auf.

Erst der Sommer 2005 brachte die notwendige Luft und ich war soweit, dass ich das Projekt konkret in meine Kletterplanung aufgenommen hatte. Von Arnaud wusste ich, dass vor allem in den leichteren Seillängen mit Keilen und Friends gearbeitet



Das Finish einer langen Seillänge. Nach der Schlüsselstelle im Dach warten noch 10 Meter harte Fingerrisskletterei.

wurde, während die schwierigen Seillängen durchwegs mit Haken und Bohrhaken ausgestattet sind. Schwierig sollte es vor allem in der fünften Seillänge werden. Nach einer über 30 Meter langen rechtwinkligen Verschneidung kommt ein vier Meter ausladendes Dach. Arnaud konnte zwar alle Züge für sich genommen freiklettern, eine Rotpunktbegehung dieser Seillänge und eine durchgehend freie Begehung der Route stand allerdings noch aus.

Anmarsch zum Grand Capucin – inmitten der wohl großartigsten Bergkulisse der Alpen.





Alexander während eines Biwaks im Zuge der Vorbereitungen zur eigentlichen Rotpunktbegehung der »Voie Petit«.

Anfang Juni 2005. Zuerst ein vorsichtiges Herantasten. Mit Franz Hinterbrandner quere ich von der Turiner Hütte über den Glacier du Geant zum Grand Capucin. Mein Ziel an diesem Tag ist vergleichsweise bescheiden.

Die fünfte Seillänge ist die schwierigste. Bis dorthin und nicht weiter will ich klettern. Denn an dem vier Meter ausladenden Dach entscheidet es sich wohl, ob das Projekt für mich realistisch ist. An diesen wenigen athletischen Zügen wird es sich zeigen: Geht es oder geht es nicht?

Bereits die zweite Seillänge heizt mir gewaltig ein. Ein bisschen überrascht stolpere ich in diese anspruchsvolle Seillänge. Zwei Bolts, ansonsten selbstständiges Absichern mit Keilen, dazu lange Runouts: weite Abstände zwischen den Sicherungen. Zwei steile Abgänge sorgen dafür, dass sich meine Nerven ein wenig entspannen. Beim dritten Versuch stehe ich zwar immer noch eher neben als auf den Leisten, aber mit einem leichten Zittern rette ich mich schließlich doch über diesen luftigen Runout.

Danach die Crux, die fünfte Seillänge. Eine endlos lange Verschneidung und das Dach – gut gesichert, aber beeindruckend. Kraftvolle Züge, athletisches Klettern – besser bekommt man es auch im Yosemite nicht! Und vor allem: Es geht!

Kurz darauf macht aber das Wetter nicht mehr mit. Wir sind in Chamonix und damit ist das Wetter hier bei jeder Unternehmung ein entscheidender Faktor. Der Grand Capucin ist zwar nicht unbedingt ein Riese, trotzdem aber hoch genug, um in wenigen Minuten vom Sonnenschein ins Schneetreiben abzudriften.

Beim nächsten Versuch eine Woche später mache ich den ersten großen Schritt in Richtung Ziel. Nach mehreren Versuchen gelingt mir die erste Rotpunktbegehung der Schlüsselseillänge! Am nächsten Tag will ich den Durchstieg versuchen. Nur, das Wetter macht mal wieder nicht mit: Ich schaffe es erneut, die Schlüsselseillänge durchzusteigen und ich will natürlich nicht aufgeben. Es treiben sich zwar schon einige Schneeflöckchen herum, aber das will ich nicht wahrhaben. Franz will nicht mehr nachkommen, ich will durch....

Noch während wir – ich oben, der Franz einen Standplatz unter mir – diskutieren und ich mit den besten Versprechungen versuche, ihn zum Weitersteigen zu überreden, fängt es an: Dichter Schneefall, Wind und es wird kalt. Und ich stehe am Standplatz in meinen Sportkletterhosen und engen Schuhen. Na bravo – runter... Gottseidank ist dieser Berg nicht superalpin und ein Rückzug durch Abseilen ist alles andere als problematisch. So gesehen ist der Grand Capucin alpines Sportklettern mit dem hochalpinem Ambiente des Montblanc...

Eine Woche Pause... nächster Versuch! Wieder gelingt die Schlüsselseillänge und dieses Mal bleibt das Wetter schön, also weiter! Noch kenne ich aber den oberen Teil der Route nicht. Es warten noch drei Seillängen im neunten und eine im zehnten Grad. Noch bin ich aber positiv und denke, dass es schon gehen könnte.

Aber oft genug kommt es eben nicht so wie man es gerne hätte... Die Seillängen des oberen Pfeilers offerieren ausnehmend technisch hoch anspruchsvolles Klettern, sind alles andere als leicht zu knacken. Die Hoffnung ist schnell dahin und dazu wird es am Nachmittag im Schatten der Ostwand schnell sehr kalt... Auch beim Versuch am nächsten Tag wird es nichts. Ich bin fertig und ich kann froh sein, dass ich die Seillängen des oberen Pfeilers für sich genommen durchsteigen kann. Damit bin ich jetzt bereit für den Durchstieg, nur das Wetter nicht. Für zwei Tage soll es schlecht sein und vor allem muss der Franz nach Hause an die Arbeit.



Freitag Mitternacht bin auch ich wieder zu Hause. Nach den zwei Tagen um vier Uhr morgens aufstehen, genieße ich das Ausschlafen und stehe nicht vor Samstag Mittag auf. Ausgiebiges Brunchen. Abhängen und gut gehen lassen. Um 15 Uhr kommt der neue Wetterbericht. Er hat sich gegenüber dem vorhergehenden leicht geändert. Keine zwei Tage Schlechtwetter, sondern nur einer, nämlich heute. Der Sonntag wird strahlenden Sonnenschein bringen und am Montag soll's dann für längere Zeit schlecht werden.

Kann das Wetter bitte nicht ein klein wenig zuverlässiger werden? Nein, man kann vom Montblanc alles erwarten, nur das nicht! Und schon gar nicht während dieser verregneten Saison. Ich rufe den Max Reichel und den Wasti Schöndorfer an. Eine Blitzaktion steht an. Wir werden Samstag Mitternacht starten. Die sind zwar wenig begeistert über den anstehenden Marathon, aber ich setze meinen Kopf durch. Abends wird noch alles gepackt, dann geht es zur Weinprobe, die ich mit Freunden schon lange ausgemacht hatte. Die können es gar nicht glauben, dass ich morgen mein Projekt durchziehen will. Klingt auch abgefahren: um zehn Uhr abends sitzen wir noch bei bestem Rotwein zusammen und zwölf Stunden später soll ich schon am Grand Capucin beim Klettern sein...

Um elf Uhr nachts geht's los. Wir wechseln uns mit dem Fahren ab. Mitten in der Nacht gibt es keinen Verkehr. Brenner, Trento, Verona, Bergamo, Milano, Aosta und um halb acht morgens fahren wir mit der ersten Bahn zur Turiner Hütte, dem Tor

Die gut 30 Meter lange rechtwinklige Verschneidung ist nur das Vorspiel für die Schlüsselstelle, ein fast vier Meter ausladendes Dach (8b).



Notizen eines Gesprächs (18.5.2006)

›Lässig, körperbetont, extrem‹ – irgendwo zwischen Surfer-Image und Adrenalinjunkie pendelt die öffentliche Wahrnehmung vom Klettern, der trendigen Fun-Sportart unserer Spaßgesellschaft. Ein Besuch bei Alexander Huber schärft das Bild und liefert ein anderes Profil: ›Planung, Zielorientierung, Durchsetzungskraft‹ – das Phantom des coolen Funsportlers verblasst vor der ernsthaften Leidenschaft eines der wohl besten Bergsteiger unserer Zeit.

Er ist seit 1992 staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, hat zeitgleich studiert und sich 1997 – nach Abschluss seines Diploms als Physiker – zwei Jahre Bedenkzeit gegeben, um festzustellen, ob er vom Bergsteigen tatsächlich leben kann, ob die Erfolge nach seinem alpinistischen Durchbruch 1995 (Salathé, El Capitan) für eine Existenz tragfähig genug sind.

Wäre dieses Experiment gegen das Bergsteigen ausgefallen, hätte er versucht in der Wissenschaft Karriere zu machen, würde heute irgendwo in der Forschung arbeiten oder sich für einen Lehrstuhl habilitieren. Er wäre ein leidenschaftlicher Bergsteiger geblieben, aber er hätte den Schritt zum Berufsbergsteiger nicht gemacht.

So hat er sein Berufsziel Physiker ersetzt durch das Berufsziel Bergsteiger. Geblieben ist der Anspruch an Niveau und Methode: engagiert, zielbewusst und nach oben offen …

Seine Lebensplanung dokumentiert ein ausgeprägtes Gespür dafür, persönliches Wunschdenken und Realitätssinn erfolgreich miteinander in Beziehung zu setzen. Alexander weiß, dass seine berufliche Existenz von der Gunst des Publikums abhängt – seine Sponsorenverträge laufen immer nur einjährig und sind natürlich an vorzeigbare und vermarktbare Erfolge geknüpft. Andererseits vertraut er auf seine eigene Stärke und seine Fähigkeit Projekte zu realisieren, die von der Öffentlichkeit positiv aufgenommen werden. Damit kein anonymer Druck auf ihn und seine Zielsetzungen entsteht, legt er sehr viel Wert auf den unmittelbaren Kontakt mit den Menschen. Selbstverständlich nutzt er die Vermarktungsmöglichkeiten durch Fachzeitschriften, Bücher und Filme. Besonders wichtig sind ihm seine Vortragsveranstaltungen; im eigentlichen Sinne ist es die Funktion des »Vortragsredners«, die für ihn den Berufsbergsteiger vom Bergsteiger trennt – und die ihm zwei Drittel seiner Einkünfte sichert.

zur Gletscherwelt des Montblanc. Pause gibt es keine, dafür bleibt keine Zeit. Wir haben Ski dabei und so brauchen wir keine zwei Stunden zum Grand Capucin. Der ganze Berg leuchtet im gleißenden Sonnenlicht, der Tag ist phantastisch! Um zehn steigen wir ein, um zwölf sind wir an der Schlüsselseillänge. Beim ersten Versuch bin ich noch zu aufgekratzt, ich falle am letzten schwierigen Zug – nach vierzig Metern. Ich bin platt, brauche eine lange Pause und schlafe am Standplatz sogar ein.

Irgendwann weckt mich der Wasti wieder auf und eine Stunde später kommt der nächste Versuch. Es klingt unglaublich, aber es wird für heute auch schon wieder der letzte sein. Viele Versuche verbieten sich gerade in dieser Seillänge, weil die Schlüsselstelle erst nach 40 Meter kommt und jeder Versuch damit viel Kraft kostet.

Doch dieses Mal geht es besser! Wesentlich ruhiger und kontrollierter bringe ich die Verschneidung hinter mich, hänge im Dach, verklemme die Finger, viermal hintereinander, ziehe durch und bin oben. Das wär´s – aber soweit war ich ja beim letzten Versuch auch schon! Das Spiel ist hier noch lange nicht zu Ende und es wird jetzt vor allem auch noch zeitlich ein wenig eng. Mittlerweile ist es fast drei Uhr und wir haben noch neun Seillängen bis zum Gipfel! Fehlversuche darf es keinen mehr geben! Und es wird schattig in der Ostwand. Die Sonne verschwindet, Wolken verhüllen den Grand Capucin, es wird eiskalt. Schluss mit lustig, jetzt muss ich mich durchbeißen.

Um sieben Uhr stehen wir oben. Das Schlechtwetter ist im Anmarsch. Aber es reicht genauso wie das verbleibende Tageslicht, um ohne Probleme zur Turiner Hütte zurückzukommen. Ich habe es geschafft und bin überglücklich: denn ich weiß, wie viel Glück man braucht, um am Montblanc – der ja nicht unbedingt mein Hausberg ist – an einer großen Route Erfolg zu haben. Es kostete mich viel Energie, aber der hohe Einsatz wirkt wie ein Trigger. Das sich Quälen findet sein Ende und wenn es dann endlich passiert, dann macht es dich frei. Es erweitert den Raum für dich selbst, für die Zufriedenheit, für dein Glück und macht dich offen für das Leben.

Abbildung linke Seite: Alpines Sportklettern mit hochalpinem Ambiente. Alexander am oberen Pfeiler der »Voie Petit«.

Die unmittelbare Resonanz der Hörer und Zuschauer gibt ihm entscheidende Impulse für die Gewichtung seiner eigenen bergsteigerischen Pläne und die Gunst des Publikums ist für ihn auch eine immense Triebfeder, er spricht gerne vor Leuten, er freut sich, wenn er gut unterhält und den Nerv des Publikums getroffen hat.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass keine hochprofessionelle Management-Maschinerie für ihn tätig ist, sondern dass sich mit den Jahren ein kleines, relativ festes Team herausgebildet hat, das ihn bei seinen Unternehmungen unterstützt. Bei der Organisation der Vortragstouren ist sein Vater voll integriert, Max Reichel ist sein ständiger Partner was Filme betrifft und Heinz Zak arbeitet schon lange als Fotograf mit ihm zusammen; Symbiosen, die aus gegenseitiger Wertschätzung für beide Seiten Vorteile brachten und gemeinsame berufliche Perspektiven entstehen ließen.

Alexander Huber ist ein Allroundbergsteiger, der seine Fähigkeiten gezielt auslotet, spezialisiert und zu Höchstleistungen verdichtet, aber dank seiner Kreativität, nicht dort stehen bleibt, sondern dieses Spitzenkönnen immer wieder auf andere Bereiche überträgt. Am Anfang stand das Sportklettern, dann kamen die Bigwalls und jetzt sind die hohen Berge an der Reihe; diese Reihenfolge gibt nicht nur das Alter vor, vor allem sind Zielstrebigkeit, Leistungsbewusstsein und die Fähigkeit zur Selbsteinschätzung gefragt.

Das verlangt Leidenschaft und analytisches Gespür und ist – ebenso wie die Gratwanderung zwischen öffentlicher Erwartung und eigener Zielsetzung – eine Versuchsanordnung mit Risiken und Unwägbarkeiten, keine einmalige und endgültige Entscheidung, sondern ein ständiger Prozess.

Und weil er es für notwendig erachtet, mit dem Risiko zu leben, plädiert er auch dafür, die Grenze zwischen Hallenklettern und Bergsteigen nicht zu verwischen. Die Halle bietet Klettersport und fun, das Bergsteigen draußen ist kein fun. Wer raus in die Berge will, muss nicht nur klettern wollen, er darf nicht nur den Spaß haben wollen, er muss auch alles damit Zusammenhängende wollen: lange Wege, unberechenbares Wetter, Kälte, Unsicherheit…

Walter Theil

Elbrus-Besteigung

von Matthias Pinn

Abbildung gegenüberliegende Seite (von oben nach unten):

Akklimatisations-Wandern im Teberda Nationalpark, bei Dombai. Aufstieg zum Semenov.

Ein einheimischer Bergführer aus Terskol.

Die Kaukasus-Täler werden von reicher Vegetation geschmückt. Ein Hahnenfuß.

Alle Fotos vom Autor

Der höchste Europäische Berg steht ganz auf russischem Terrain, in der Republik »Kabardino-Balkaria«, die nicht weit von Tschetschenien entfernt ist. Durch das Baksan-Tal und dem Azau-Pass klar vom Hauptkamm des Kaukasus abgetrennt, steigt der 5642 m hohe Westgipfel nur elf Kilometer nördlich der Kontinentalgrenze in den Himmel. Als längst erloschener Vulkan erstrecken sich auf seinen typischen Hängen über 70 Gletscher mit einer geschlossenen Eisdecke von ca. 130 Quadratkilometern. Auf der gegenüberliegenden Talseite im Süden, erheben sich mit Ushba und Shehelda 1000 m niedrigere, aber ungleich steilere, wildere Berge. Eine einfache Schneewanderung über 30-45 Grad steile Schnee-und Eishänge ohne technische Schwierigkeiten ist die Besteigung des Elbrus, einem der Seven Summits.

Die Orientierung ist in der Saison selbst bei Nebel gesichert. Stangenmarkierungen bis in den Sedlowina-Sattel zwischen Ost- und Westgipfel geben Sicherheit. Die oft plötzlich hereinbrechenden Wetterwechsel treffen den freistehenden Berg mit voller Wucht. Das Gebiet des Elbrus liegt auf dem selben Breitengrad wie die Pyrenäen, doch ist die Wettersituation eine völlig andere. Das Kaspische und das Schwarze Meer haben deutliche Auswirkungen auf Temperatur und Niederschläge. Im Norden die russische Steppe, Wälder und der Polarkreis. Die Wüsten Arabiens und des Mittleren Ostens im Süden. Die Bergwiesen und Wälder des Elbrus liegen wie eingezwängt dazwischen. So sind die Nordhänge wesentlich kühler als die subtropischen, trockenen Südhänge.

Alpinlager »Alibek« auf 1850 m. In der Sowjetzeit gut besuchte Bergsteigerlager und Trainingscenter für Alpinistenkader.



Wetter, Höhe, mangelnde Akklimatisation lassen den Gipfel für viele in weite Ferne rücken.

Ein Direktflug bringt uns nach Mineralny Vody im Kaukasus. Von der Mineralwasserstadt geht es mit Kleinbussen über Tscherkessk nach Dombai auf 1600 m. Mit betagten Militärfahrzeugen und bewaffneten Soldaten rumpeln wir ins Alpinlager Alibek (1850 m), während der Sowjetzeit Trainingszentren für Alpinisten-Kader. Die Bergkulisse des Kaukasus-Frühlings entschädigt für den Anblick der zum Teil verwahrlosten Häuser und Hotels.

Seit mehreren Tagen bereiten wir uns mit Trekking im Nationalpark Teberda auf die Höhe vor. Die zerklüftete Hauptkette des Kaukasus ist schroff, ein typisches Faltengebirge. Großartig der Blick auf bekannte Kaukasus-Berge wie Ushba, Kasbek, Besengi und ein Meer von unbekannten Gipfeln. Von Alibek starten wir auf herrlichen Bergpfaden zum Semenov-Pass auf 3000 m. Je näher wir dem großen Semenov kommen, umso schmäler werden die Wegspuren. Weiter geht es über Blockwerk und eine Schneerinne auf den Felsgrat der zum Gipfel (3608 m) leitet. Am nächsten Tag steht die Gruppe schon auf dem nächsten Akklimatisationspunkt: dem 3100 m hohen Sulakhat-Pass.



Vom Alibeklager wechseln wir ins 140 km entfernte Uzunkolcamp auf 2050 m im gleichnamigen Canyon. Zahlreiche Schmelzwasser-Bäche ziehen ihre kurvigen Bahnen ins Tal.

Eine weitere Busfahrt bringt uns ins westlich des Elbrus gelegene Kubantal. Wir errichten unser Zeltlager neben alten, ursprünglichen Alpen, die hier schon seit Jahrhunderten stehen.

Auch oberhalb der Baumgrenze gibt es eine Vielfalt wilder Pflanzen und Blumen. Steinadler, Bären und Wölfe sind hier noch heimisch. Die Bären sind scheu und meiden den Menschen. Die Hunde der Schäfer sehen gefährlicher aus als die Wölfe.

Nach gut einwöchigem Trekking kommen wir, bestens akklimatisiert nach einem Aufstieg durch das Kuban-Tal über den Khoty-Tau Pass, 3546 m, bei den Botchky Biwaktonnen bei Regen-Schneefall-Gewitter an. Ein relativ komfortables Quartier mit Heizung. In den Tonnen ist es gemütlich warm. In der Nacht Sturm. Wie gestrandete U-Boote stehen die Schlafcontainer in der Landschaft. Am nächsten Morgen, wir trinken Tee in der Küche, tanzen Schneeflocken in der Atmosphäre. Wir entscheiden uns für einen Akklimatisationslauf zu den Pasukhova-Felsen (4690 m). Es ist ein Unterschied, ob man den Weg nur kennt, oder ob man ihn beschreitet. Gegen Mittag erreichen wir die Felsen und es klart plötzlich auf. Wir rasten. Die anderen steigen wieder ab. Ich steige in die andere Richtung, immer höher. Und stehe bald am Sedlowina-Sattel (5376 m). Das Wetter bessert sich zusehends und so stehe ich plötzlich auf dem Gipfel. Die Akklimatisation ist stimmig. Bald darauf bin ich wieder bei den Tonnen, wo das Abendessen wartet. In der Nacht ist es sternenklar. Um drei Uhr Morgens Aufbruch bei den Tonnen mit der Pistenraupe. Die Lichter der Petzl Stirnlampen zucken unre-







gelmäßig im Dunkel. Ich denke an die Erstbesteiger Gardiner, Grove und Walker aus England die mit dem schweizer Führer Peter Knubel als Erste den Westgipfel erreichten. Vor uns leuchtet das Morgenlicht in allen Farben des Spektrums. Im pastellfarbenen Licht steigt die Gruppe am Elbrus langsam weiter. Die Neugierde treibt uns weiter, ein Stück, noch ein Stück – immer höher. Beim Bergsteigen beschäftigen wir uns vor allem mit uns selbst. Bergsteigen macht Spaß und tut der Seele gut. Man vergisst Raum und Zeit. Es ist wie Zen-Meditation: Man wird eins mit dem Steigen, verliert sich im Steigen und findet sich im »Flow« wieder. Wenn nicht jetzt, wann dann?







Ein Blick zurück: das Lager liegt ruhig da. Jeder Tritt auf dem gefrorenen Firn sitzt und knirscht. Winzige, dunkle Punkte im riesigen Gletscher: eine aufsteigende Kolonne.

Info: Der Elbrus ist der günstigste und der am schnellsten zu besteigende Seven Summit Berg.
Durch Direktflüge nach Mineralny Vody ist er (Grundakklimatisation) in einer Woche zu machen. Die Normalroute von Terskol im oberen Baksan-Tal bietet durch den Seilbahn-Sessellift bis zu den Biwaktonnen einen bequemen Anstieg. Eine akklimatisierte Gruppe kann so den Gipfel innerhalb 24 Stunden erreichen und wieder im Tal sein. Durch den Höhenunterschied von 3500 m (Terskol-Gipfel) ist eine Akklimatisation zwingend notwendig.

Anreise: Direktflug von München nach Mineralny Wody. Mit Bus nach Terskol (2130 m) ins Baksan-Tal.

Visa: erforderlich.

Ausgangspunkt: Terskol die Talstation der Azau-Seilbahn im Talschluss. Auffahrt bis Station »Mir« 3470 m und weiter mit Sessellift (nicht immer in Betrieb) zu den Botchki-Tonnen.

Beste Jahreszeit: Ab Mai für Akklimatisationstouren um den Elbrus. Anfang Juni – Mitte Juli für Skitouren am Elbrus, Mitte Juli – Ende August für Besteigungen ohne Ski.

Charakteristik: Bei geschlossener Schneedecke mit und ohne Ski relativ leicht. Wegen der möglichen, schnellen Wetterwechsel keinesfalls unterschätzen. Bei Blankeis (auch im Winter möglich) nur mit Steigeisen möglich. Langer Aufstieg: 1900 m ab Botchki-Tonnen in großer Höhe.

Abbildungen linke Seite (von oben nach unten):

Die Botchki-Biwaktonnen auf 3850 m. Von den »U-Booten« neben der Bergstation der Seilbahn starten Elbrus-Aspiranten frühmorgens zum Gipfelgang.

Bergsteiger folgen der Spur zum Sedlowina-Sattel, der den Ostgipfel vom Westgipfel trennt

Bergmassiv im Unzukol-Tal im ersten Morgenlicht.

Im Anstieg zum Sedlovina-Sattel.

Abbildung rechte Seite (von oben nach unten):

Der Elbrus mit seinen beiden Gipfeln thront ohnegleichen auf dem Zentralkaukasus.

Auf dem Elbrus-Gipfel angekommen, 5642 m.

Während sich der Schatten des Berges langsam verändert.

Bei klarem Wetter und aus der Ferne macht der Elbrus einen harmlosen Eindruck. Doch bei Sturm verwandelt sich der doppelgipfelige Eisschild zu einem Windkanal. Wir steigen weiter. Kommen zum letzten kleinen Anstieg des Geländes. Jetzt ist nur noch der blaue Himmel über uns. 1900 Meter tiefer die Biwak-Tonnen. Der höchste Punkt Europas ist mit einem Monolith aus Vulkangestein markiert. Oben ist der Panoramablick befreiend. Nun stehe ich zum zweiten Mal in zwei Tagen auf dem Gipfel. Endorphine werden frei. Der Gipfel entschleunigt den Aufstieg. Abtauchen in die entspannende und Kraft gebende Schönheit der Natur. Wir richten uns nach dem inneren Nordpol. Unbeeinflusst von anderen, beeinflusst nur vom Wetter, unserer Fitness, den Gefahren am Berg.



Die Höhenstrahlung brennt. Es ist Mittag. Rastzeit. Zufriedenes Dasein: Sitzen – Schauen – Atmen – hier, heute und jetzt in einer natürlichen Freiheit. Ein Gefühl von Leichtigkeit und Lebendigkeit. Wir haben Kontrolle über unsere Zeit. Zu wissen wo man hingeht, aber nicht wie man dort ankommt. Gipfelglück erleben wir im selben Moment, indem wir oben stehen. Glück gibt es also nur in der Gegenwart. Zufriedenheit ist das, was wir im Kopf behalten und zurück mit ins Tal nehmen. Einen der Seven Summits, die Natur und sich selbst erleben. Die Zeit wird zu Gold.



»Chaddar« – Straße aus Eis

VON ANDREAS MÜHLLEITNER

Auf einem einzigartigen Winterweg nach Zanskar, in eines der kältesten und entlegensten Gebiete im westlichen Himalaya.



Auf schmalen Eisbändern wandern wir entlang der steilen Schluchtwände.
Alle Fotos vom Autor.

Der Morgen ist bitterkalt, -35°C. Wie in einer Fatahmorgana flimmert die klirrende Kälte über dem Talboden. Der Jeepfahrer zieht sich die Haube noch tiefer über die Ohren. Ohne funktionierende Heizung ist die Windschutzscheibe vollkommen vereist. Mit der Rückseite einer Musikkassette schert er sich über dem Lenkrad ein kleines Loch frei. Der Schnee auf der steinigen Piste ist so staubtrocken, dass sogar die Sommerreifen greifen – einfach unglaublich! Zanskar gleicht in dieser Jahreszeit einem Gefrierschrank, nur dass es hier an manchen Tagen 3-mal so kalt ist.

Wir sind gerade auf der Fahrt nach Zangla, dem letzten kleinen Dorf am Endpunkt einer holprigen Straße und am Beginn des einzigen Weges der im Winter von Zanskar hinausführt. Die Einheimischen nennen ihn »Chaddar«, den gefrorenen Weg, eine einzigartige Straße aus Eis. Auf einer Länge von über 100 km windet sie sich entlang einer 1000 m tiefen Schlucht, die der Zanskar-River in Jahrmillionen gegraben hat. Nur im Jänner und Februar ist es kalt genug, sodass der Fluss über weite Abschnitte eine begehbare Eisdecke bildet. Ansonsten sind die in diesem entlegenen Himalayawinkel lebenden Menschen für 7 Monate vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten. Alle Wege und Straßen die im Sommer über die 5000 m hohen Pässe führen liegen unter meterhohem Schnee begraben. Der »Chaddar« bildet während dieser Monate somit die einzige Chance die Dörfer in Ladakh zu erreichen. Schon seit Jahrhunderten wurde dieser Weg dazu benutzt um vor allem Butter und Wolle nach Leh zu bringen, heute hauptsächlich um dort während der Wintermonate Arbeit zu finden.

Vor zwei Wochen sind wir in Chilling, am Eingang der Schlucht aufgebrochen. Wir wussten nicht was uns erwarten wird, nur soviel, dass mit Allem zu rechnen ist. Wie uns Tundup, unser zanskarischer Führer versicherte, ist das Eis in ständiger Bewegung und die Verhältnisse ändern sich täglich. Er ist den »Chaddar« seit Kindesbeinen an oft gegangen, kennt das launische Eis und jede Biegung dieses Flusses.

Wenn alles gut geht erreicht man in 5-6 Tagen die ersten Steinhäuser in Zanskar. In dieser Zeit aber ist man dem Fluss, dem Wetter und der Kälte vollkommen ausgesetzt. Dazu die ständige Ungewissheit, ob das Eis die nächsten Schritte tragen wird oder nicht. Überall ist mit gefährlichen Unterspülungen und Lufteinschlüssen zu rechnen. An ein wirkliches Einbrechen wagt man nicht zu denken. Oft ist der Fluss mehrere Meter tief und die starke Strömung würde einem wohl kaum eine Chance geben.

Unsere ebenfalls zanskarischen Träger, mit den Zelten, einem Kerosinkocher und Proviant für eine Woche, gingen voraus. Markus und ich, die diese Tour organisierten, folgten auf Schritt und Tritt Tundup, wichen ihm nicht von der Seite. Mit einem Holzstock prüfte er immer wieder das Eis. Ein heller Ton bedeutete, dass es gut ist, ein dumpfer Gefahr.

Meist war der Fluss nur an seinen Rändern gefroren und wir balancierten auf schmalen Eisbändern entlang steiler Felsabbrüche. Wo er über eine durchgehende Eisdecke verfügte, mussten wir entscheiden, welche Seite für die nächsten Kilometer die bessere ist. An gewissen Stellen war dies schwierig und nie eindeutig zu bestimmen. Nur selten kamen uns andere Gruppen entgegen, und man nutzte jede Gelegenheit um nach den vorausliegenden Verhältnissen zu fragen.

> Hoffnungsvoll zu reisen ist besser als Ankommen und der wirkliche Erfolg liegt in der Anstrengung.
>
> Robert Louis Stevenson

Ständig änderte das Eis seine Beschaffenheit, wechselte seine Farbe und war oft von berührender Schönheit. Manchmal war es möglich, wie auf Schlittschuhen über feste gläserne Platten zu gleiten, und man konnte am Grund die Steine sehen, die wie riesige Türkise glänzten. Und oft schloss das Wasser Luftblasen ein, die dann, wie auf einem Fließband stehend, unter einem hindurch glitten. Immer aber war die Anspannung spürbar, die die Ausgesetztheit an die ständige Gefahr mit sich brachte.

Die ersten Tage war der Himmel wolkenlos und die Sonne schickte mittags ihre wärmenden Strahlen bis zum Fluss hinab. Wie Ameisen bewegten wir uns entlang einer gefrorenen Riesenschlange. Zu Eis erstarrte Wasserfälle hingen als glänzende kristallene Kronleuchter über die Steilstufen. Felswände leuchteten wie grenzenlose Leinwände, an denen entlang oft Geier ihre Bahnen zogen. Steinschlag deutete auf Steinböcke hin, die an schmalen Bändern die Schluchtwände querten. Wir genossen diese wenigen komfortablen Stunden im gleißenden Licht, machten Mittag an einladenden Sandbän-

Nach einem Schneesturm verwandelt sich die Schlucht in einen weißen Tunnel.



ken, schöpften Wasser aus dem Fluss und machten Suppe und Tee. Schon am frühen Nachmittag aber senkten sich wieder die Schatten herab und über den Graten, die den Himmel auf ein schmales Band reduzierten, tauchte schon bald der Halbmond auf. Schnell begann dann auch das Quecksilber wieder zu fallen.

Gegen Abend suchten wir meist nach Höhlen oder Felsüberhängen, die uns vor dem eisigen Wind schützten. Die Träger sammelten Holz von spärlich an den Geröllhängen wachsenden Sträuchern, um für die anbrechende Nacht ein wärmendes Feuer zu bereiten. Eng aneinander gerückt, mit erhellten Gesichtern und die Hände gegen die Flammen erhoben, waren wir in diesen ersten Nächten wie verzaubert. In der Mitte der Glut balancierten – auf Steinen – die Töpfe mit Reis und Gemüse. Die Sterne funkelten unglaublich klar und friedlich auf uns herab. Wir sprachen nicht viel. Die Welt um uns war still, nur manchmal hörten wir vom Fluss her das dumpfe Krachen einer brechenden Eisscholle.

Wir kamen gut voran, bis am vierten Tag das Wetter umschlug und Schneefall einsetzte. In nur wenigen Stunden verwandelte sich die Schlucht in einen blendenden Tunnel, der uns kaum mehr Orientierung bot. Die Sicht reduzierte sich auf wenige Meter. Eis und Fels verschmolzen zu einem einheitlichen Weiß. Mit vermummten Gesichtern versuchten wir dem kalten schneidenden Flockengestöber zu trotzen. Alle waren in erhöhter Alarmbereitschaft, denn einige kritische Abschnitte standen noch bevor. Tundup setzte seinen Prüfstock jeden Meter hart auf das Eis, sondierte die Stellen mit größter Sorgfalt. Wo es möglich war, wichen wir auf die Felsen aus. Doch durch die pulvrige Neuschneeauflage konnten wir kaum sehen, wohin wir unsere Tritte setzten, und die Blöcke waren extrem rutschig. Dennoch ging alles gut und wir erreichten am fünften Tag Hanumil, das erste zanskarische Dorf auf der orographisch linken Seite des Flusses.

An einer heiklen Stelle müssen wir den Fluss überqueren. Lobsang prüft das Eis und versucht einen Weg zu finden.



Drei Tage hielt uns das Schlechtwetter in Atem. Dann zerriss die Sonne die letzten Nebelfetzen und es offenbarte sich uns eine märchenhafte Winterlandschaft. Wir stapften durch einen halben Meter feinsten Pulverschnee, der in der Sonne glänzte als hätte jemand Diamanten darüber gestreut. Uns war als würden wir als allererste Menschen dieses so geheimnisvolle, verschlossene Land betreten. Wir spurten einen Hang hinauf und erreichten das Dorf Karsha, dessen Kloster sich steil an die Felsen lehnt. Vor 1000 Jahren schon wurde dieses buddhistische Zentrum hier gegründet und es ist das größte und reichste im Land. Verwirrend die vielfältigen Darstellungen von Buddha und so genannten Bodhisattven, die aus einem absoluten Zentrum heraus immer wieder geboren werden, um die erhabene Lehre zu verbreiten und zu beschützen. Einige Mönche sonnten sich im Innenhof und genossen offensichtlich die winterliche Ruhe. Keine Besucherströme wie im Sommer, nur Krähen spielten als Flugakrobaten mit den Winden entlang der uralten Mauern, Zeit zur wirklichen Einkehr. Dankbar drehten wir einige Gebetsmühlen an und konnten es kaum glauben, dass wir wirklich hier sind – im Herzen des Himalaya. Über die Dächer hinweg lag unter uns der weite Talboden



Für wenige Stunden schickt die blendende Mittagssonne ihre Strahlen bis zum Fluss hinab.

Zanskars als ein weißer glänzender Spiegel. Darüber spannten über 6000 Meter hohe Bergriesen wie wogende Wellen einen Bogen der Ehrfurcht. Alles glich einer Erscheinung in wunderbarem Licht.

Unseren ursprünglichen Plan, in weiteren vier Tagen das sagenumwobene Felsenkloster Phugtal zu erreichen, mussten wir aber aufgeben. Es liegt tief im Lungjaktal, einem Seitental, das noch abgeschiedener ist als das übrige Zanskar. Ich erinnerte mich an den Sommer, als ich den Himalaya-Hauptkamm über den 5200 m hohen Shinkon La überschritten hatte. Überall im Tal leuchteten goldgelb die Gerstenfelder und die Luft war erfüllt von fröhlichen Liedern der Bauern und Kinder. Es war die Zeit der Ernte. Sicheln in flinken Händen schnitten die Halme oder man verbrachte die Tage in den terrassenförmig angelegten Gemüsegärten. Ziegen weideten an den Hängen. Das Gehen war angenehm und die Wege ausgetreten. Wunderbar die Nacht in Phugtal, dessen Mönchswohnungen wie Wespennester an der Felswand kleben, die kleine rußgeschwärzte Koje in der ich schlief, die anregenden Gebete und Gespräche mit den Mönchen. Gerade im Winter das alles noch einmal zu erleben, müsste etwas Besonderes sein.



Mittagsrast, Chamba und Lobsang bereiten eine Suppe.

Aber die Gegensätze zwischen diesen Jahreszeiten sind zu groß. Zu beschwerlich war das Gehen im tiefen, oft windgepressten Schnee. Wir schafften es bis zum Dorf Raru in einem erschöpfenden Tagesmarsch von 11 Stunden. Dann setzte wieder Schneefall ein und ein Vorankommen war kaum mehr möglich. Bis weit über die Knie versanken wir an vielen Stellen im weißen Pulverteppich. Die Wege waren großteils unverspurt, kein Mensch begegnete uns zwischen den Dörfern und viele der Hänge erschienen lawinenträchtig. Es war klar, dass wir umkehren, zu groß die Gefahr, dass wir vollkommen abgeschnitten werden, so wie in besonders schneereichen Wintern die Menschen für Monate ihre Dörfer nicht mehr verlassen können. Nach einem notwendigen Rasttag erreichten wir wiederum Padum, den Hauptort in Zanskar.

Die folgende Woche verbrachten wir dann in den dort umliegenden, viel leichter



Oft sind die Bänder nur einen halben Meter breit und zwingen zu abenteuerlichen Manövern.

zu erreichenden Dörfern. Manche unserer Träger nutzten die Gelegenheit und besuchten für einige Tage ihre Familien. Auch sie waren über die Entscheidung nicht weiter zu gehen sehr erleichtert. Einer von ihnen – Anjuk – war gerade im Begriff Vater zu werden, und er freute sich natürlich besonders nach seiner schwangeren Frau zu sehen. Es ging ihr gut und er entschied sich weiter mit uns zu kommen. Sie hatte Geschwister und Tanten, die sich bestens um sie kümmerten. Das Zubrot, das er durch seine Dienste bei uns erwarb, konnte seine Familie gut gebrauchen.

In einfachen Lehmhäusern schliefen wir ebenfalls bei den gastfreundlichen Zanskaris. Es war eine wundervolle Zeit. Mönche kamen zu Besuch, um zum Segen für die Familien zu beten. Man saß um einen kleinen mit Viehdung beheizten Ofen, murmelte die heiligen Mantren, formte aus Teig kleine Opferkuchen für die Götter, trank Buttertee und vermischte ihn mit geröstetem Gerstenmehl zu Tsampa. Sonnenlicht viel schräg durch die winzigen Fenster auf die dampfenden Teetassen, erleuchtete in den dunklen Räumen da und dort ein Gesicht. Das Leben konzentrierte sich jetzt im Winter auf die Gemeinschaft. Fern vom geschäftigen Sommer, in dem in nur vier Monaten gesät und geerntet werden muss, hat man wieder Zeit für Kontakte, besucht Verwandte und Freunde. Niemals beobachteten wir Aggression oder Ärger, welche im Glauben dieser Menschen nur eine Schwäche des Geistes darstellen würden. Ihr Leben schien gelassen und ausgeglichen. Kinder spielten vergnügt im Schnee und rutschten auf Kanistern und Blechdosen zugefrorene Bachläufe hinab. Männer arbeiteten an sonnigen Tagen an den Häusern oder reparierten verschiedene Sachen für die Feldarbeiten. Ältere Menschen drehten zufrieden ihre Ge-



Ein Kind zeigt uns stolz sein Lieblingsschaf.



Strommasten weisen den Weg nach Padum, den Hauptort Zanskars.



Atemberaubende Aus- und Tiefblicke. Wie ein großer weißer Spiegel liegt uns Zanskar zu Füssen.

betsmühlen. Pferde und Yaks waren jetzt ebenfalls im Dorf und standen überall zwischen den Mauern. Ziegen stiegen munter gar auf die Hausdächer, fraßen von den dort gestapelten Strohvorräten oder liefen in ihre Ställe unterhalb der Wohnräume. Hunde bellten und wälzten sich im kalten Schnee.

Der Winter in Zanskar ist einmalig, ist Reduktion und Intensität zugleich, für uns fast wie ein Traum, wie eine nur flüchtige Imagination. Aber Traum und Wirklichkeit sind dasselbe, hat mir ein Mönch einmal gesagt. Wir alle leben in einer Illusion, in einer uns unbewussten Sinnestäuschung. Alles ist nur Traum, so wie es Buddha gelehrt hat. Selbst die ungeheuere Kälte, jetzt auf dem Rückweg, erscheint uns unwirklich. Minus 35°C hatten wir noch nie. Es ist der bisher kälteste Tag unserer Reise. Hände und Füße sind fast taub. Die 40 km lange Straße nach Zangla, die einzige die von Padum aus manchmal auch im Winter befahrbar ist, hat ihren Tribut gefordert. Als wir nach zwei Stunden aus dem Jeep steigen sind wir halb erfroren. Mit steifgefrorenen Gliedern betreten wir abermals das Eis des Zanskar. Wieder wissen wir nicht, was uns erwarten wird. Bei diesen Temperaturen, so vermuten wir, müsste der »Chaddar« jedoch gut sein.

Für drei Tage besuchen wir noch das kleine Dorf Lingshed, das in einem Seitental, umgeben von bizarren Felsformationen, 400 m über dem Fluss liegt. Lobsang, einer unserer Träger, hat uns eingeladen bei ihm zu wohnen. Er ist in Lingshed geboren, aufgewachsen und hat nun dort auch seine Familie. Es wurde uns ein herziger Empfang bereitet und wir bekamen gleich den besten Platz am Ofen zugewiesen. Wir sind inzwischen fast zu einer richtigen Familie geworden. Es geht schon lange nicht mehr darum, dass Tundup oder die anderen für uns einfach ihren Job machen, nein, mit den ge-



Überall begrüßen uns fröhliche Kinder. Im kalten Winter haben sie schulfrei.



Bild oben:
Entlegener Wachposten in der Bergwildnis – das Kloster Bardan im Lungjaktal.
Bild Mitte:
Die 8jährige Stanzin auf den Schultern ihres Vaters. In Leh soll sie eine bessere Schule besuchen.
Bild unten:
Unsere Träger – Anjuk und Otser – nach einem unfreiwilligen Fußbad.

meinsamen Erlebnissen ist eine Freundschaft entstanden.

Lobsangs 60jährige Mutter und der Bruder von Tundup mit seiner 8jährigen Tochter Stanzin wollen uns zudem auf dem Rückweg begleiten. Stanzin soll in Leh bei Tundup bleiben, um dort eine bessere Schule zu besuchen. Lobsangs Mutter benötigt hingegen dringend einen Arzt, ihr rechter Arm schmerzt und ist seit längerer Zeit bedenklich geschwollen.





Zuversichtlich brechen wir auf, obwohl sich der Himmel wieder bedeckt hält und es für einige Stunden leicht geschneit hat. Die Temperatur steigt auf -5°C. Tundup meint, dass es für den »Chaddar« zu warm sei. Und dann die ernüchternde Bestätigung einer entgegenkommenden Gruppe – das Eis ist schlecht. An vielen Stellen des Flusses ist das Wasser bereits über die gefrorenen Platten getreten und es wird nicht ausbleiben, dass wir nass werden. Tatsächlich gehen wir nicht lange, bis wir den Fluss überqueren müssen und knietief durch das Eis brechen. Trotz bester Gamaschen spüre ich, wie sich meine Schuhe langsam mit Wasser füllen. Eine halbe Stunde waten wir entlang senkrechter Schluchtwände in den eiskalten Fluten. Markus und ich kommen dabei noch ganz gut davon, unsere Träger aber, mit 30 kg Gepäck auf dem Rücken und viel schlechterer Ausrüstung, werden richtig durchgewaschen. Sie ziehen Schuhe und Hosen aus und tragen als Schutz vor dem messerscharfen Eis nur mehr ihre Socken. Trotz aller Vorsicht zerschneidet sich einer leicht die Füße. Lobsangs Mutter und Stanzin werden auf den Schultern getragen. Am Abend vor dem kleinen Feuer haben wir Mühe, die vielen Sachen wieder zu trocknen.

Die letzten drei Tage werden zu einer echten Herausforderung. Das Wetter bleibt ebenso schlecht wie der gesamte »Chaddar«, immer wieder schneit es leicht, und aus Zanskar kommend bläst uns der kalte Wind in den Rücken. Kein Vergleich mit dem Hinweg. Wir geraten in ernsthafte Schwierigkeiten. Ständig brechen wir ein. Dann ist das Eis plötzlich so schlecht, dass wir nicht weiter können. Wir müssen umkehren und sind gezwungen 300 Höhenmeter über dem Fluss, 4 km entlang einer steilen Felswand zu traversieren. Eine waghalsige Kletterei ernsthaften Charakters, besonders für die Träger mit den schweren Lasten. Stanzin klettert eng neben ihrem Vater. Es ist unglaublich, mit welcher Gelassenheit, ja sogar bester Laune dieses Kind die Strapazen hinnimmt. Wir gehen 8-10 Stunden am Tag und erreichen meist trotzdem nicht die geplanten Lager.

Am vorletzten Tag tritt dann an einer Stelle plötzlich wieder das Wasser über das Eis und es wird fast ein Wettlauf mit den immer tiefer werdenden Fluten. Tundup und Chamba rutschen dabei auf einer Platte aus und werden vollkommen durchnässt. Nur eine halbe Stunde später sind ihre äußeren Kleider steif gefroren. Ich vermag mir nicht auszudenken, dass mir jederzeit das gleiche passieren könnte. Mit voller Konzentration setze ich die Teleskopstöcke tastend auf die unter Wasser liegenden Platten um vage die Balance zu halten, jederzeit gefasst, den Halt zu verlieren. Nur nicht zu hart auftreten, wurden wir gewarnt. Langsam schiebe ich Fuß für Fuß nach vorn, den Geist still nach innen gekehrt.

Erschöpft erreichen wir schließlich Chilling im Schneetreiben. Doch wie vor mehr als drei Wochen vereinbart, steht der bestellte Jeep vor den wenigen Steinhäusern, zuverlässig auf uns wartend. Es ist der letzte an diesem Tag, der auf der neuschneebedeckten holprigen Straße die Fahrt nach Leh wagt. An einer engen Kurve, 200 m steil über dem Fluss, zeigt der Fahrer hinunter auf einen in den Fluten liegenden Lastwagen, der angeblich erst wenige Tage nach unserem Aufbruch hier abgestürzt ist. Ich schaue nur kurz hin und schließe dann die Augen. Bilder ziehen vorüber, unwirklich, wie in einem Traum.





Bild oben:
Tundup – unser Führer – nach einem Schneeschauer. Ohne seine Hilfe hätten wir Zanskar im Winter wohl niemals erreicht.
Bild unten:
An einer Stelle ist das Eis plötzlich so schlecht, dass es nicht mehr begehbar ist. 300 m über dem Fluss suchen wir in den steilen Wänden nach einem Weg.

Klettern zwischen Reisfeldern, Affen und heiligen Kühen

Bericht über die Kletterfahrt der AVS-Jugend nach Südindien

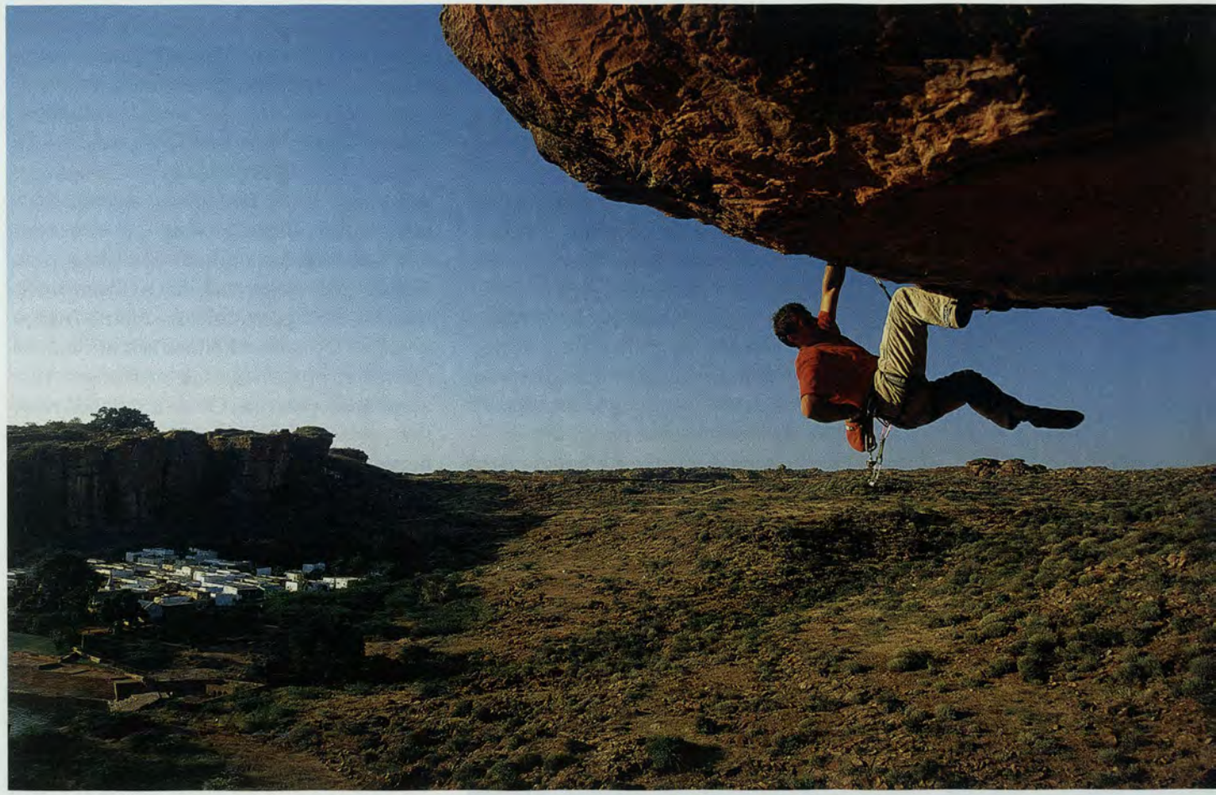
VON BERNHARD MOCK

Als ob jemand mit einem Preßlufthammer mein Bett zertrümmern würde, hört es sich an. An schlafen ist nicht mehr zu denken. Wie spät wird es wohl sein und was um Himmels willen macht so einen Höllenlärm? Auch Helli's Schlaf scheint vorüber und so begeben wir uns nach draußen. Es ist 10 Uhr. Auf der Straße vor dem Hotel herrscht geschäftiges Treiben. Vor 5 Stunden waren wir nach einer schier endlos langen Fahrt mit unserem Bus angekommen. Und Busfahren in Indien ist wirklich was Aufregendes. Hoffentlich werden unsere Klettereien mir weniger Angst einflößen. Gleich schon sind wir mitten im Treiben. »Da vorne ist noch viel mehr los, da müssen wir hin«, höre ich Helli sagen und schon bahnt er sich einen Weg durch das dichte Gewirr aus Menschen, Fahrrädern, hupenden Motorrädern und knatternden Lastwagen. Verschlafen trotte ich ihm nach. Hier ist nicht nur das Busfahren gefährlich, als Fußgänger lebt man auch nicht viel sicherer. Ich bin froh, als wir in einer Nebengasse unsere indischen Freunde Sachim und Vivek erblicken. Nun fühle ich mich wohler. Nicht etwa, dass mir fremde Länder und fremde Kulturen Angst machen würden. Vor allem weil wir hier im Süden Indiens auf freundliche, zurückhaltende Menschen treffen. Aber viel lieber würde ich noch schlafen. Wenn nur dieses ohrenbetäubende Stromaggregat mich nicht auf die Straße getrieben hätte. Und war es wirklich so laut? Sind die hupenden, knatternden Fahrzeuge, die ihre Waren anpreisenden Marktschreier nicht noch viel lauter? Zumindest vermitteln sie indisches Flair, Aggregate haben wir daheim auch genug. Doch nicht nur meine Ohren nehmen indisches Flair wahr, auch meine Nase. Es duftet nach frischem und verfaultem Obst, nach Gemüse und Gewürzen, nach Schweinen, Autoabgasen und der allgegenwärtigen Präsenz von Kuhausscheidungen fester und flüssiger Konsistenz. Natürlich nicht nur Kuhdreck, auch Schweine, Hunde und Inder verrichten ihre Notdurft mitten auf der Straße. Scheiße! Fast wäre ich hineingetappt. Verschlafen durch Badami trotten kann ganz schön gefährlich sein, zumindest wenn man Wert darauf legt, nicht in ebensolche oder sonstigen Müll zu treten.

Kinder in Badami.
Alle Fotos vom Autor.



Es wird ruhiger, wir sind bei Sachim und Vivek angekommen. Im Gegensatz zu uns scheinen sie hellwach. Kein Wunder, sie sind ja wahre Busfahr-Profis. Sie mussten nicht die halbe Busfahrt über beten, heil anzukommen. Und sie mussten sich auch nicht die andere halbe Busfahrt darüber ärgern, dass der Busfahrer aber



Helli klettert Puss Max (7b+) in Badami, dessen Häuser man im Hintergrund sieht.

auch wirklich jedes Schlagloch trifft. Und indische Schlaglöcher können tief sein! Meine Meinung über die Fahrkünste unseres Busfahrers soll sich später noch ändern, als ich mir bei Tag die Straßen betrachte – ich sehe vor lauter Löchern kaum noch Asphalt.

Aber zurück in die Gegenwart, zu den beiden verschlafenen Südtirolern und ihren zwei indischen Freunden, die mitten in Badami stehen. Das Treiben haben wir nun schon eine Weile beobachtet, so langsam zieht etwas anderes die volle Aufmerksamkeit auf uns: gleich hinter den letzten Häusern liegt ein kilometerlanger Felsriegel – das Ziel unserer Reise.

Zum Klettern sind wir hier – was sonst könnte man in Indien auch wollen. Natürlich gibt es auch Tempel und Kulturstätten. Doch wenn 13 junge Südtiroler nach Indien aufbrechen... Und wenn noch dazu alles gute Kletterer sind... Die Alpenvereinsjugend hatte einige junge Alpinisten angesprochen, um mit ihnen diese Fahrt zu unternehmen. Dabei können sie ein bisschen »Expeditionsluft« schnuppern. Und für so manchen wird es die erste Erfahrung in der unbekannten Vertikalen, sprich bei Erstbegehungen, sein.

Badami ist das Hauptziel unserer Reise. Inmitten des indischen Subkontinentes gelegen, eingebettet in riesige Reisfelder und andere landwirtschaftliche Flächen. Ein kleines Städtchen ist Badami, obwohl es über 20.000 Menschen beherbergt. Und es liegt abseits jeglicher Touristenströme. Hier verirren sich nur wenige Europäer her, und noch weniger Kletterer. Verwunderlich eigentlich. Läge diese Felslandschaft in unseren Breiten, Tausende von Kletterern turnten durch Hunderte von Routen. Aber es liegt nicht in unseren Breiten – zum Glück für all jene, die noch etwas Entdeckerblut in sich haben und gerne neue Kletterwege suchen.

Bilder rechte Seite: Josef klettert For my best friend...(7b), Sektor Painted Wall in Badami.

So wie wir. Und noch etwas macht Badami so reizvoll. Es liegt eben nicht in Europa, sondern auf einem fremden Kontinent, in einer uns völlig fremden Kultur. Und so können wir das Klettern mit dem Kennenlernen neuer Freunde verbinden. Vivek und Sachim sind schon zu Freunden geworden, obwohl wir sie erst ein paar Tage kennen. Sie kommen aus Pune, einer Dreimillionenstadt nahe Bombay. Zwei Tage sind wir schon mit ihnen geklettert, im Plus-Valley, einem kleinen Gebiet nahe ihrer Heimatstadt. Dort lebten wir wie im Paradies. Das Hotel idyllisch im Grünen gelegen, das feine Essen, die freundlichen Leute, die für Indien untypische Ruhe. Und wäre die Felsqualität etwas besser gewesen, ungern nur hätten wir diesen Platz verlassen. Dabei sehen die Felswände an sich sehr einladend aus. Das Tal ist tief in den Basalt eingeschnitten, die Wände ragen bis 200 m hoch empor. Beim Klettern dann die Enttäuschung. Griff um Griff können wir demontieren, dauernd donnern tellergroße Schuppen zu Boden.

Sektor Painted Wall in Badami.



Doch Badami lockte und so machten wir uns auf die Reise und fuhren die 600 langen Kilometer über holprige Straßen in Richtung Süden. Nun sind wir hier. Und ich bin froh darüber. Ich bin auch froh, dass ich diesem Aggregat doch entflohen bin und nun neben meinen Freunden in Richtung Felsen gehen kann. Die anderen im Hotel schlafen wohl noch. Wir aber wollen endlich mal sehen, was an den Erzählungen über die großartigen Felsriegel dran ist. Gemeinsam gehen wir durch die engen Gassen in Richtung Felsen. Plötzlich sind wir umzingelt von Kindern. Sie sind auf dem Weg in die Schule und fragen uns nach unseren Namen, nach Kugelschreibern und nach Schokolade. Doch leider können wir nur mit unseren Namen dienen. Und auch unsere Herkunft interessiert sie. Ob sie mit Italien wirklich etwas anfangen können, wage ich zu bezweifeln, doch sie sind mit unseren Antworten zufrieden und unsere Wege trennen sich, denn sie haben die Schule erreicht. Wir aber gehen weiter und erreichen durch ein Steintor die Tempelanlage, die es zu durchqueren gilt. Vorbei an einem Jahrtausende alten Stausee, der einzigen Waschgelegenheit für viele hier, kommen wir unseren Felsen immer näher. Gleich hinter dem Stausee schon der erste Felsriegel. Und links und rechts davon auch welche. Doch auf einigen ist das Klettern verboten, sie liegen direkt über der Tempelanlage. Endlich ist es soweit. Wir haben ersten Felskontakt. Sandstein von allerfeinster Qualität. Fest und stark strukturiert. So gibt es Wandpartien, von Rissen durchzogen, andere sind spiegelglatt, wieder andere löchrig oder die Wand ist voll von Griffen aller möglichen Formen. Als ob jemand eine Menge großer Kletterhallengriffe in die Wand geschraubt hätte. Nur ist dies eben Natur.

Unsere indischen Freunde zeigen uns einige Routen. Die wollen wir natürlich gleich klettern, denn die Müdigkeit ist längst verflogen. Und auch unzählige neue Linien entdecken wir. Am liebsten würde ich gleich einsteigen, doch ganz ohne Material geht's halt doch nicht. Also wieder zurück zum Hotel. Unterwegs kommen wir wieder an der Schule vorbei, und wieder belagern uns eine Menge Schüler. So soll's in den kommenden Tagen immer sein, wenn wir hier vorbeikommen werden. Wahrscheinlich

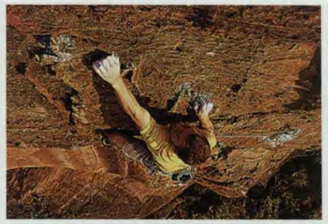
kommen wir immer genau vor Unterrichtsbeginn, nach Schulende oder zur Pause vorbei, denn immer sind die Kinder vor der Schule.

Inzwischen sind alle wach und nach einem gemeinsamen Frühstück treten wir den Weg zu den Felsen an, voll bepackt mit Kletterausrüstung, genügend Wasser und frischen Bananen. Und gleich schon werden wir überfallen. Auf den Dächern Badamis ist eine räuberische Bande beheimatet, die skrupellos über jeden herfällt, der interessante Beute bei sich trägt. Hämisch lachen die Affen vom Dach, während sie unsere Bananen verzehren. Das nächste Mal passen wir besser auf.

Vom Schreck haben wir uns bald erholt. Spätestens nach den ersten Kletterzügen. Die Risskletterei ist für uns eher ungewohnt, doch im Laufe der Zeit kommen wir auch damit zurecht. Leichter gewöhnen wir uns an die überaus gute Reibung. Hier stehe ich fast überall. Angenehm, wenn die Füße halten und man nicht Angst haben muss, vom Griff zu rutschen.

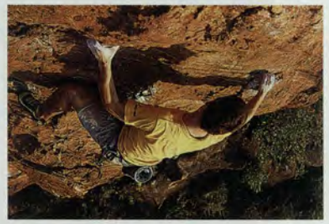
Die Routen sind elegant und abwechslungsreich. Meist sind sie steiler und schwerer als von unten erwartet. Wie gesagt, es gibt nicht viele Routen. Und so müssen wir halt selber einige erschließen. Doch genau deshalb sind wir ja hier. Ruck zuck sind wir in unseren Klettergurten drinnen und starten zur Eingehtour.

Gut, gut, Separate Reality ist viel bekannter, lädt viel weiter aus und das Dach liegt so ca. 200 m hoch über dem Boden. Das Rissdach unter dem wir stehen kann man aber sehr wohl als Miniaturausgabe bezeichnen. Leider ist es schon durchstiegen, was uns aber nicht daran hindern soll, die Zweitbegehung zu probieren. Ich sichere Helli. Geschickt arbeitet er sich über die Verschneidung bis unter das weit ausladende Dach. Er wechselt von der Vertikalen in die Horizontale und hängt bald schon mitten im Rissdach, und kurz darauf im Seil. Es ist zu warm, er schwitzt, hat vergessen die Hände zu tapen und außerdem ist der Riss platschnass. Kühe und Schweine verrichten ihre Notdurft auf der Straße, indische Fledermäuse in Rissdächern. Aber wir sind ja noch einige Tage hier und so bleibt alles Material im Riss, der nächste Versuch wird hier wohl nicht lange auf sich warten lassen.





Ich lasse es etwas gemütlicher angehen, und wähle eine leichtere Eingehtour. Die Piazschuppe überwinde ich nach anfänglichen Schwierigkeiten und Ausrufen wie: »ich hasse Piazen« doch noch, der sich anschließende Riss bietet dann wunderbare Kletterei.



Der Tag ist noch lange nicht zu Ende, die Sonne steht noch hoch am Horizont. Und unser Enthusiasmus ist sowieso nicht zu bremsen. Also nochmals Ausrüstung raus aus dem Rucksack und ran an den Fels. Helli startet los in die unbekannte Vertikale. Bald schon rattert die Bohrmaschine, die Schlüsselstelle liegt nur wenige Meter über dem Boden. Danach geht's zügig weiter, der Mittelteil scheint leicht, er sieht auch nicht so steil aus (dass meine beiden Vermutungen falsch sind, stelle ich später beim Klettern fest; die Wand ist senkrecht, nicht plattig und die Schwierigkeiten nehmen nicht wirklich ab, dafür nimmt der Bohrhakenabstand jedoch beträchtlich zu). Weiter oben wird's überhängend. Helli klettert langsam nach oben. Manchmal gerät er ins Stocken, probiert dann eine Stelle, sucht den besten Weg, taucht wieder ab und startet erneut. Diese Kletterei ist ziemlich kraftraubend.







Das Wichtigste über Badami in Kürze

Lage

Badami liegt im südlichen Teil des indischen Subkontinentes; im Bundesstaat Karnataka. Bis zur Küste im Osten, zum bekannten Reiseziel Goa, sind es etwa 200 km, ins Bouldermekka Hampi, weiter südöstlich gelegen, 120 km. Badami liegt auf dem 16. Breitengrad, vergleichbar mit der südlichen Sahara oder der Dominikanischen Republik.

An die 20.000 Einwohner wohnen in der kleinen Stadt, inmitten von landwirtschaftlichen Flächen gelegen. Dementsprechend ländlich sind auch die Bevölkerung und die gesamte Infrastruktur. Internet und andere moderne Kommunikationsmöglichkeiten fehlen fast gänzlich, Telefonate funktionieren nur mit viel Glück, vor allem nach Übersee. Hat man jedoch nach langem Warten eine stabile Verbindung bekommen, kann man seinen Lieben daheim ruhig ausführlich von der köstlichen Küche und den tollen Klettermöglichkeiten erzählen, denn Telefonieren kostet nur eine Bagatelle.

Klima/Reisezeit

In Indien gibt es keine klassischen Jahreszeiten wie in unseren Breiten. Im Laufe des Jahres lassen sich drei Jahreszeiten unterscheiden: die heiße, die feuchte und die kalte Jahreszeit. Entsprechend der südlichen Lage ist auch das Klima in der Region um Badami sehr heiß, so dass der Begriff kalte Jahreszeit nur bedingt stimmt, eher könnte man von einer heißen und einer noch heißeren Jahreszeit sprechen. Jedenfalls sind die Temperaturen in den Monaten von November bis etwa Februar am erträglichsten. Danach steigen sie bis zum Einsetzen des Monsuns ständig an. Und auch die Regenzeit bringt keine Abkühlung, eher verwandelt sich die Landschaft von einer heiß-staubigen in eine heißschlammige. Danach, so ab Oktober klingt der Monsun ab und die Temperaturen fallen allmählich.

Während unseres Aufenthaltes zeigte das Thermometer so um die 25-28 Grad an, und die Sonne brannte erbarmungslos vom strahlend blauen Himmel, so dass Klettern nur an schattigen Wänden möglich ist.

Anreise

Badami kann mit Bus oder Zug erreicht werden. Vom Busterminal in Stadtmitte starten täglich Busse nach Hubli, Bangalore, Hospet und in andere, kleinere Städte in der Nähe. Der Bahnhof liegt etwa 5 km außerhalb der Stadt, auf der Strecke Hubli – Sholapur.

Unterkunft

In Badami gibt es einige einfache Hotels, die jedoch durchaus empfehlenswert sind. Die Zimmer sind sauber und es gibt immer ein eigenes Restaurant, in dem man Frühstück und Abendessen bekommt.

Wir waren im Hotel Satkar untergebracht. Dort hinterlegten wir übrigens auch ein Routenbuch mit den Topos der ganzen Sektoren. Vielleicht ist inzwischen ja schon einiges dazugekommen.

Touren

Harten, festen Sandstein, ähnlich jenem am Mt. Arapiles in Australien oder in Rockland in Südafrika hält man in den Händen, wenn man an den verschiedenen Sektoren klettert. Der Fels ist stark strukturiert und bietet neben zahlreichen Quer- und Längsrissen auch einige interessante Haltemöglichkeiten an Schuppen und großen Noppen. Generell werden Klemmkeile und Friends benötigt, vor allem kleine bis mittelgroße. Alle Touren sind nur dort mit Bohrhaken versehen, wo wirklich keine andere Sicherungsmöglichkeit besteht.

ACHTUNG: nachdem Stahl in Indien scheinbar sehr begehrt ist, scheuen einige Inder nicht davor zurück auch die Bohrhakenlaschen (sofern irgendwie zugänglich) aus der Wand zu entfernen, um sie dann zu Geld zu machen. Nehmt also einige als Reserve mit. Vor allem die von oben zugänglichen Stände wurden schon kurz nach unserer Montage wieder in Rupien umgewandelt.

Insgesamt sind 4 verschiedene Sektoren erschlossen. Die meisten Touren gibt es am Painted Wall. Dort kann man vormittags genüsslich im Schatten klettern, während man nachmittags erbarmungslos von der Sonne geröstet wird. Auch in der Ganesh Area erreicht die Sonne am Nachmittag die Touren. Dort allerdings findet man immer ein schattiges Plätzchen zum Relaxen. Den ganzen Tag über kann man im Sektor Badami Deluxe verbringen, denn die eine oder andere Tour liegt immer im Schatten.

Potential für Neutouren gibt es noch massenweise. Der gesamte Felsriegel ist ca. 7 km lang und bietet also noch reichlich Platz für weitere Sektoren. Stören tut sich an den Kletterern auch Niemand. Die vielen Neugierigen rund um uns herum wollten uns nur zusehen, nicht aber vom Klettern und Erschließen abhalten. Nach Auskunft unserer indischen Begleiter muss auch keine Genehmigung fürs Klettern oder Erschließen eingeholt werden.

Was es außer Klettern sonst noch gibt

Badami war Hauptstadt der frühen Chalukyas-Dynastie und liegt eingebettet zwischen zwei Felsgürteln (wo eben geklettert werden kann), in welchen sich die 4 bekannten Felsentempel befinden. Zwei von ihnen sind Vishnu geweiht, je einer Shiva und Jain. Zu sehen ist aber auch eine Naturhöhle, die als buddhistischer Tempel diente. Direkt am Agastyatirtha, einem künstlichen See aus dem 5. Jh., liegen zwei weitere sehenswerte Tempel, Bhutanatha genannt, und das archäologische Museum, welches ebenfalls einen Besuch wert ist.

Weitere Infos

Weitere Informationen zum Klettern in Badami können bei der Alpenvereinsjugend Südtirol in Bozen, Vintlergallerie 16 eingeholt werden:
Tel.: +39 0471 303201, Fax: +39 0471 980011, jugend@alpenverein.it
Dort bekommt man auch Kontaktadressen in Indien.

Die untergehende Sonne taucht den gesamten Felsriegel in ein warmes, braunoranges Licht. Helli fehlen nur noch wenige Meter bis zum Ende des Felsriegels. Er kämpft gegen die Schwerkraft und gegen den inneren Schweinehund. Bis jetzt, er hängt inzwischen im letzten Bohrhaken 30 Meter über mir, hat er erst fünf Bohrhaken gesetzt, also einen alle sechs Meter. Dies soll auch in den restlichen Metern beibehalten werden. Zwar ist der Wille da, bis zum Ausstieg zu klettern, doch die Kraft ist lange schon zu Ende. Weil heute der erste Klettertag ist, wollen wir's lassen, Morgen ist ja auch noch ein Tag. Und überdies sind wir hungrig und müde.

Wir packen zusammen und marschieren durch die Dämmerung zurück zum Hotel. Badami liegt nun im Finsteren da. Die Bauern kehren von ihren Feldern zurück, die Marktschreier sind müde vom Schreien und packen langsam ihre Sachen zusammen. Zufrieden mit dem heute Erreichten schlendern wir durch die noch immer vollen Straßen. Bis sich das ganze Gewimmel auflöst wird wohl noch einige Zeit vergehen. Sachim und Vivek haben schon das Abendessen organisiert. Sie wissen um die indische Küche und den schwachen Gaumen der Europäer Bescheid, und haben den Koch unseres Restaurants angewiesen, nicht allzu scharf zu kochen. Einige müssen dennoch kämpfen, bis der Teller leer ist. Dabei ist das Essen in Indien äußerst schmackhaft. Nur eben scharf! Es gibt Reis mit den verschiedensten Gemüsebeilagen. Beliebt ist Dhal, eine Linsenart, in allen Variationen. Aber es gibt auch jede Menge Gemüse, die bei uns vollkommen unbekannt sind. Und es gibt auch jede Menge Chapati, ein köstliches Fladenbrot, von dem ich kaum genug kriegen kann. Mit vollem Bauch legen wir uns zu Bett und erwarten den nächsten Morgen.



Zu unserer Verwunderung weckt uns diesmal nicht das Stromaggregat, sondern der Muezzin. Doch er ist nach wenigen Minuten wieder ruhig und lässt uns weiter schlafen. Draußen ist es noch finster. Nach dem Frühstück wieder das gleiche Spiel: Wasser und Bananen kaufen und mit voll gepackten Rucksäcken zur Felswand gehen.

Helli will seine Tour beenden und steigt gleich ein. So frisch ausgerastet ist dies auch kein Problem und schon nach kurzer Zeit erreicht er das obere Ende des Felsriegels. Stand. Ich lasse ihn ab. Jetzt bin ich an der Reihe, die Tour zu klettern. Gespannt binde ich mich ins Seil und starte los.

Wie gesagt, die Schlüsselstelle liegt nur knapp über dem Boden. Zuerst in einer Linksschleife auf einen kleinen Absatz. Danach sich nach rechts schummeln, in einer senkrechten Wand stehend, ohne rechte Tritte und ganz und gar ohne Griffe. Lediglich ein Untergriff-Aufleger hilft mir, auf zwei Reibungstritten aufzustehen. Danach heißt's beißen, denn die zwei folgenden Griffe sind klein und vor allem scharf. Die Haut ist fast fertig, dafür ist auch ein größerer Griff erreicht und die Stelle überwunden. Es folgen wenige Meter leichtes Gelände, bis ein Absatz erreicht wird. Von hier aus schräg links ums Eck. Zwei kleine Löcher fixieren, Füße sortieren und hoch stellen, denn es folgt ein endlos langer Zug

Bild linke Seite: Chili.
Bild rechte Seite: Helli klettert Surya & Sawli (7a) Sektor Badami Deluxe in Badam.

Abbildung rechte Seite: Gruppenfoto in Hampi.

in ein gutes Loch. Wer's nicht gleich erlangt, der muss auf einer seichten Delle zwischengreifen und sich so zum erlösenden Griff emporarbeiten. Der zweite Spit liegt nun schon zwei Meter unter meinen Füßen, der Nächste kommt erst in Sichtweite. Gut griffig schaut die Wandpassage aus. Senkrechte Kletterei an großen Löchern, die sich beim Hineingreifen als optische Täuschungen entpuppen. Die Löcher sind zwar vorhanden, aber derart seicht, dass sie lediglich als Aufleger verwendet werden können. Zudem ist knapp unter der nächsten Sicherungsmöglichkeit der ansonsten überaus raue Fels wie poliert. Ich bin froh, diesen Haken zu klinken. Nochmals rasten, denn nun fängt der überhängende Teil an. Leicht links haltend kommen weite Züge an großen Griffen. Wie in der Halle denke ich mir. Große Henkel, Löcher und Risse in alle Richtungen erfordern viel Kraft. Aber das Höherklettern ist elegant. Mal eine Zange, dann ein Seitengriff, kurz darauf der nächste, nur ist dieser falsch herum montiert, ich muss also mein ganzes Gewicht auf die andere Seite bringen. Alle paar Meter kommt wieder ein Bohrhaken, andere Sicherungsmöglichkeiten gibt es nicht.

Nicht nur Helli und ich wollen heute klettern, auch alle anderen sind uns gefolgt und klettern, was die Finger halten. Alle suchen nach einer schönen Linie und keiner wird enttäuscht. Tour um Tour wird geklettert und bis zum Ende unseres Aufenthaltes werden so ca. 40 Routen dazugekommen sein. Einige bieten steile Wandkletterei an Schuppen, Leisten und Querrissen, andere verlaufen durch Risse. Das



Berni klettert Surya & Sawli (7a), Sektor Badami Deluxe in Badami.

Klemmen in Faust- und Handrissen ist für uns dolomitverwöhnte Kletterer ganz schön mühselig, dementsprechend ungeschickt stellen wir uns auch an. Und immer sind wir bestrebt, möglichst nur mit Friends und Keilen zu sichern, was auch meist gelingt, so dass nur wenige Bohrhaken in der Felswand zurückbleiben.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass es uns ein großes Anliegen war und ist, die Ethik nicht zu vergessen. Alle Routen wurden von unten erschlossen. Zur Sicherung verwendeten wir häufig mobile Sicherungsgeräte. Die unzähligen Querrisse boten oft Platz für Keile und Friends. War dies nicht möglich, wurden Bohrhaken gesetzt – doch dies spärlich. So müssen schon einige Klettermeter zurückgelegt werden, um den nächsten Haken zu erreichen.

Im Sektor Ganesh Area gibt es bereits eine handvoll Touren. Arnaud Petit stattete vor Jahren Badami einen Besuch ab und hinterließ seine Spuren. Dort treffen wir auch auf 2 Japaner, die einzigen Kletterer, die sich außer uns noch hier tummeln. Wir wechseln ein paar Worte und tauschen Informationen aus. Das Klettern insgesamt gehen sie wesentlich relaxter an als wir. Eigentlich haben sie ja recht, die Sonne lässt den Felsen glühen und ich bin schließlich im Urlaub. Eine Tour noch, dann soll Schluss sein für heute. Immerhin bin ich neugierig, was Arnaud Petit da für Touren eröffnet hat. Die Linie sieht zwar nicht leicht, aber dafür vielversprechend aus. Ich richte mich her und studiere kurz die Route. Warum sich nur alle so für meine Tour interessieren? Langsam dämmert mir, dass vielleicht doch nicht meinen Kletterabsichten die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Anwesenden gilt. Ich schaue noch mal in die Wand. Da! Der Querriss hat sich bewegt. Langsam schlängelt er sich abwärts. Gibt es doch nicht, seit wann bewegt sich denn die Felsstruktur. Was von unten nach einem soliden Fingerriss aussah, entpuppt sich nun als dunkle, lange, sicherlich hochgiftige Schlange. Elegant liegt sie im Riss, sucht nach weiteren Haltemöglichkeiten, schlän-



Kletterexpedition Badami/Südindien

eine Aktion im Rahmen des Projektes »Förderung junger Alpinisten« der AVS-Jugend:
Vor 2 Jahren hat die AVS-Jugend das Projekt »Junge Alpinisten« initiiert, um in der alpinen Jugendarbeit wieder neue Akzente zu setzen. Dabei wurden unter anderem Aktionswochen (Skitouren, Fels und Eis) durchgeführt, bei denen wir jenen Alpinisten unter die Arme gegriffen haben, die das Bergsteigen auf einem höheren Niveau betreiben möchten. Bei den Aktionswochen konnten die Jugendlichen ihre alpintechnischen Fertigkeiten verbessern und bei anspruchsvollen Touren umsetzen.
Dieser Ansatz sollte im Zuge der Kletterexpedition weiter verfolgt und ausgebaut werden. Es wurde jungen Alpinisten die Möglichkeit geboten, in den umfassenden und überaus reizvollen Bereich »Kletterexpedition« zu blicken. Ziel war es, den Jugendlichen das Know-How in Planung und Durchführung einer derartigen Aktion zu geben. Neben Planung und Organisation der Expedition und der notwendigen Ausrüstung konnten auch Aspekte wie Linienführung und Sicherheit vermittelt werden. Vom Sicherungstechnischen her war es ein Anliegen, möglichst wenig Material in der Wand zu belassen. Sofern möglich wurde mit Friends und Klemmkeilen abgesichert. Konnten keine anderen Sicherungsmöglichkeiten gefunden werden, wurden Bohrhaken gesetzt.
Insgesamt haben 13 Personen an der Kletterfahrt teilgenommen, eingeladen waren junge und talentierte Bergsteiger. Die Teilnehmer sind in der Kletterszene durchwegs bekannt und waren uns nicht nur aufgrund ihrer Fähigkeiten, sondern vor allem aufgrund ihrer großen alpinen Begeisterung und Motivation aufgefallen. Das Durchschnittsalter lag bei 22 Jahren. Begleitet wurden die Jugendlichen vom Expeditionsbergsteiger und Profibergführer Helmut Gargitter. Er ist seit vielen Jahren in den Bergen der Welt unterwegs und hat zahlreiche neue Kletterrouten erschlossen.
Neben diesen ganzen technisch-organisatorischen Inhalten war es aber auch ein Ziel, den Jugendlichen beim Zugang zu einer fremden Kultur zu helfen. Für viele war es der erste Aufenthalt in einem außereuropäischen Land. Um mit dieser uns fremden Kultur leichter in Kontakt treten zu können, wurden wir während der gesamten Reise von zwei indischen Kletterern begleitet. Es sollte klar sein, dass Fernreisen nicht nur das Konsumieren der dortigen Landschaft beinhaltet. So wie das Besteigen fremder und unbekannter Berge uns als Alpinisten prägt, so prägt uns als Mensch der Kontakt zu fremden und unbekannten Kulturen.



Feldarbeiter in Hampi.

gelt sich von Riss zu Riss, immer darauf achtend, dass noch genug Schlange im Riss steckt um nicht herauszufallen. Soviel Kletterkunst lässt uns blass aussehen. Oder ist es doch die Angst vor ihr? Mein Gehirn fängt an zu arbeiten, kramt alte Mathematik- und Physikformeln aus einem verstaubten Eck hervor und rechnet aus, was ein Sturz – der Schreck über das fauchende Reptil hätte mich aus der Wand katapultiert – für Folgen gehabt hätte. Für heute ist mein Kletterdrang jedenfalls gestillt und ohne große Worte lege ich Kletterschuhe und Gurt ab.

Dies war zum Glück die einzige Begegnung dieser Art. Doch von nun an war klar: Geklettert wird nur noch im Schatten. Am Nachmittag, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Wand erreichen, legen wir uns zum Entspannen in den Schatten. Doch weil der ganze Nachmittag zum Entspannen zu lange dauert, machen wir uns auf die Suche nach neuen Sektoren. Wir finden noch zwei davon, so dass wir insgesamt an drei verschiedenen Sektoren klettern. Ein Sektor liegt in einem Canyon, die Felswände links und rechts bieten schöne Routen. Und außerdem liegt eine Wand dort immer im Schatten. Allerdings müssen wir auf dem Weg dorthin nicht an der Schule vorbei und Sätze wie »I'm sorry, I have no schoolpen«, »my name is Bernhard« und »We are from Italy«, die wir inzwischen wie ein Tonband abspulen, sobald wir in die Nähe von Kindern kommen, brauchen wir hier nicht zu sprechen. Irgendwie sind sie uns schon ans Herz gewachsen, die Kinder und Jugendlichen, Männer und Frauen, die uns fast rund um die Uhr umgeben. Ist auch verständlich, ihre Neugierde. Und seien wir ehrlich. Auch uns in unseren Breiten täte es gut, mal mit dem Einen oder Anderen zu sprechen, mal dazusitzen und etwas zu beobachten. Nur fehlt uns halt die Ruhe.

Irgendwie zogen wir »Exoten« die Kinder magisch an.

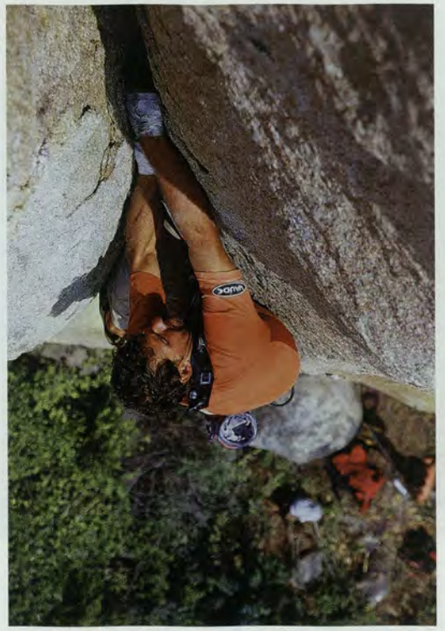


Und sind mal keine Menschen um uns herum, werden wir von Affen umzingelt. Vorsichtig schleichen sie sich heran. Ein ganzes Rudel hat es auf unser Essen abgesehen. Aber wir können es noch rechtzeitig in Sicherheit bringen und so ziehen sie unverrichteter Dinge wieder ab. Allerdings nicht, ohne uns ihre Kletterkünste zu demonstrieren. Beeindruckend. Weite, dynamische Züge, rasend schnelle Bewegungsfolgen an Mikroleisten, atemberaubende Sprünge. Und das alles ohne Sicherung hoch oben über dem Boden.

Als wir Badami verlassen, sind nicht nur die Felsen um einige Kletterrouten reicher, auch ein jeder von uns hat viele Erlebnisse und Eindrücke im Gepäck. Einige suchten das erste Mal ihre Linie durch noch unberührten Fels. Dass das oft schwieriger ist, als man meinen möchte, wissen wir jetzt aus eigener Erfahrung. Nicht nur einmal wünschte ich mir einen sicheren Haken vor meiner Nase, zitterte am ganzen Leib, krallte mich an kleinen Griffen fest, obwohl gleich daneben ein großer Griff gewesen wäre. Doch wenn man als Erster da ist, weisen keine Magnesiaspuren den Weg, keine Schwierigkeitsbewertung gibt einem die Gewissheit, es doch eigentlich schaffen zu müssen. Und obwohl der Fels sehr fest ist, kann man nicht blindlings jeden Griff antauchen. Doch das kennen wir ja aus den Dolomiten.

Ja, Badami müssen wir leider verlassen. Wir sitzen im Bus und sind schon ganz gespannt auf unser nächstes Ziel. Hampi, 200 km weiter südlich ist weitaus bekannter. Nicht erst, seit Chris Sharma dort ein Klettervideo gedreht hat. Millionen, was sage ich, noch viel mehr Granitblöcke liegen hier in der Landschaft, als ob ein Riese sie in die Landschaft rieseln lies, wie eine Handvoll Salz. Inmitten dieser Granitblöcke liegt Hampi. Eine alte Kultstätte der Hindus. Hier wurde der Affengott geboren, viele Tempel und Ruinen gibt es zu besichtigen. Wir treffen auf viele Touristen aus aller Herren Länder und vereinzelt auf Kletterer, Verzeihung, Boulderer. Denn Hampi ist ein Bouldergebiet. Die Felsblöcke sind meist nur zwei oder drei Meter hoch. Manche auch höher, der größte Felsblock an die 60 Meter. Aber aus Ehrfurcht vor der Tempellandschaft ist hier das Hakensetzen nicht gerne gesehen. Also starten wir bepackt mit Bouldermatten in's Felslabyrinth. Der Fels ist rau, und je kürzer die Route desto kleiner werden die Griffe. Bereits bald schmerzen die Finger, auch meine Kraft lässt nach. Ich bin diese Art der Kletterei nicht gewohnt. Nur knapp über dem Boden, extrem kraftaufwändig werden oft Bewegungsfolgen erforderlich, die beim normalen Klettern nicht vorkommen. Und kommt man nicht rauf, so springt man einfach runter auf den Boden. Wenn ich recht überlege, bin ich ja schon gebouldert, da wusste ich noch nicht einmal, was Klettern bedeutet. Schon als Kind war kein Stein vor meiner Ersteigung sicher. Und noch heute habe ich die gleichen Probleme wie damals. Erst einmal den Aufstieg geschafft, stellt sich das wahre Problem. Jetzt stehe ich 4 Meter über dem Boden. Die Bouldermatte erscheint mir so klein wie ein Planschbecken vom 3-m-Turm aus betrachtet. Mit viel Geduld dirigieren meine Freunde mich wieder hinunter und zeigen mir die von oben nicht einsichtigen Tritte. Bouldern ist wirklich nicht ganz das meine. Doch das Babas-Kaffee umso mehr. Es liegt gleich neben zwei bekannten Felsblöcken. Also lege ich mich in den Schatten, beobachte die Anderen beim Bouldern und genieße meinen Kaffee.

Auch hier wird's gegen Mittag drückend heiß. Der Nachmittag kann also zum Souvenierkaufen, zum Massieren oder zum Bummeln durch die Tempelanlagen genutzt werden.



Helli klettert den Hanuman Crag (7b+) in Hampi.

Doch nur vier Tage können wir dies genießen, langsam geht der Urlaub zu Ende. Für ein paar zumindest. Man hat ja auch zu Hause Verpflichtungen und außerdem kommt bald das Christkind. Ein Teil der Gruppe bleibt noch länger in Indien. Sie haben sich für die weite Fahrt mehr Zeit genommen. Also nehmen wir Abschied und wechseln nochmals unseren Urlaubsort. Noch zwei Tage wollen wir in Goa verbringen. Strandurlaub vom Feinsten erwartet uns dort. Goa ähnelt ganz und gar den klassischen Touristenhochburgen an der Adria. Warmes Wasser, Liegestühle so weit das Auge reicht, weiter hinten Hotels und Souvenierläden. Nur dass hier neben Badeurlaubern auch Kühe den Strand bevölkern. Und spätestens nach dem ersten Strandspaziergang weiß ich wieder, warum es mich in's Abenteuer zieht, und nicht nach Rimini.

Gerlinde Kaltenbrunner

Fasziniert von eisigen Höhen

VON GABY FUNK

Die Österreicherin Gerlinde Kaltenbrunner ist die derzeit erfolgreichste Höhenbergsteigerin der Welt. Ihr Ziel ist es, alle 14 Achttausender zu besteigen – aber nur auf ihre eigene Art. Sie hat die besten Voraussetzungen dazu.



Gerlinde Kaltenbrunner im Cholatse Basislager. Alle Fotos: Archiv Kaltenbrunner.

Am 14. Mai 2006 hatte sie es geschafft: Um 16:30 Uhr Ortszeit stand Gerlinde Kaltenbrunner zusammen mit ihrem Lebensgefährten, dem Expeditionsveranstalter Ralf Dujmovits aus dem badischen Bühl, sowie den ebenfalls sehr erfahrenen Höhenbergsteigern Hirotaka Takeuchi aus Japan, Veikka Gustafsson aus Finnland und Andrew Lock aus Australien auf dem Gipfel des 8586 Meter hohen Kangchendzönga in Nepal. Damit hatte die sympathische Österreicherin ihren neunten Hauptgipfel der 14 Achttausender erreicht und ist inzwischen die erste Frau der Welt, die so viele Achttausender erfolgreich bestiegen hat. Zudem stand Kaltenbrunner bei früheren Expeditionen noch auf dem 8041 Meter hohen Vorgipfel des Broad Peak und dem 8013 Meter hohen Vorgipfel des Shisha Pangma, die beide kaum niedriger sind als ihre – wegen Wechten und Lawinengefahr oft nicht erreichbaren – höchsten Punkte. Bei der Sammlung der 14 Achttausender, die Reinhold Messner als erster vollständig hatte, werden allerdings nur die Hauptgipfel gezählt. Nach der Britin Ginette Harrison, die 1995 die erste Frau auf dem Kangchendzönga war und im Oktober 1999 in einer Lawine am Dhaulagiri ums Leben kam, ist Kaltenbrunner die zweite Frau, die auf dem Gipfel dieses von allen Seiten sehr abweisend wirkenden Kolosses stand. Auch Kaltenbrunners Teamgefährten hatten am Gipfel viel Grund zur Freude: Für Dujmovits war es der elfte Achttausender, wobei er auf dem Cho Oyu und Shisha Pangma sogar zweimal stand. Gustafsson und Lock hatten damit ebenfalls ihren elften Achttausender geschafft, für Hirotaka Takeuchi war es der achte.

Der »Kantsch«, wie er im deutschen Sprachraum genannt wird, gehört zu den anspruchsvollsten unter den höchsten Bergen der Welt. Kaltenbrunners erster Versuch im Jahre 2003, zusammen mit Dujmovits, Takeuchi und Gustafsson den dritthöchsten Berg der Erde zu besteigen, war gescheitert. Sie mussten damals in der von Hängegletschern strotzenden Nordwand wegen des schlechten Wetters umkehren. Jetzt hatte das Team die Route der englischen Erstbegeher über die Südwestseite gewählt. Auf einer Höhe zwischen 8000 und 8500 Metern wird dabei Klettern im kombinierten Gelände mit Fels im III. und IV Schwierigkeitsgrad verlangt und Kaminklettern kurz unter dem Gipfel.

Die Voraussetzungen für einen Erfolg waren zunächst schlecht: Acht Tage lang saßen sie nach der Ankunft wegen zu viel Neuschnee im Basislager fest, danach war harte Spurarbeit erforderlich. Am Gipfeltag verzögerte das Wetter den Aufbruch von

Abbildungen rechte Seite von oben:

Vom Gipfel des Kangchendzönga zum Yalung Kang.

Gerlinde nach dem Gipfel im Lager III nach durchfrorener Nacht.

Gerlinde fast steif vor Kälte (Kantsch Lager III).



Lager III auf 7700 Meter Höhe. Statt um Mitternacht gingen sie fünf Stunden später los. Es schneite, am Gipfel riss es jedoch kurz ganz auf, so dass sie auch den beeindruckenden Rundumblick genießen konnten, bevor sie den Abstieg begannen. Um 19 Uhr wurde es dunkel. Da die Fixseile in der Route zu alt waren, um sie für einen raschen Abstieg zu nutzen, kletterten sie im Schein ihrer Stirnlampen ab und bewältigten die schwierigen Felsabschnitte durch Abseilen. Sturm kam auf, den Dujmovits und Kaltenbrunner auf eine Stärke von 100 Stundenkilometer schätzten. Kurz bevor sie Lager III erreichten, brach Dujmovits bei schlechter Sicht durch die Schneedecke einer Gletscherspalte, konnte sich aber halten. Gegen 21 Uhr erreichten sie wieder Lager III auf 7700 Meter Höhe. Ein Portugiese hatte ihre Zelte inzwischen wegen des Sturms vorsorglich abgebaut. Der Lagerplatz war völlig zugeweht. Schon bei starkem Wind ist der Aufbau eines Zeltes eine anstrengende und nervtötende Angelegenheit – umso schwieriger, oft sogar aussichtslos ist es in einem Sturm, bei eisiger Kälte, in dehydriertem, erschöpftem Zustand und mit klammen Fingern, die in dicken Handschuhen stecken. »Es war brutal. Im Zelt mussten wir uns zuerst gegenseitig das Eis aus dem Gesicht kratzen. Wir lagen zu zweit auf einer Isomatte, mehr Platz gab es im notdürftig aufgestellten Zelt nicht. Unsere Schlafsäcke waren völlig durchnässt. Es war eine eiskalte, sehr stürmische und schlaflose Nacht. Erst am frühen Morgen waren wir in der Lage, Schnee zu schmelzen und zu trinken«, berichtet Kal-







Unbeschreiblicher Ausblick vom Lager III am Lhotse Richtung Cho Oyu (morgens).

tenbrunner, die nun wirklich nicht zu denen gehört, die ihre Berichte dramatisieren. Dabei stellte sich heraus, dass Dujmovits sich die Nase angefroren hatte.

Umkehr am Lhotse – nur 116 Höhenmeter vor dem Ziel

Nach dem Abstieg ins Basislager waren sie alle so erschöpft, dass Takeuchi, Kaltenbrunner und Dujmovits beschlossen, sich vor ihrem nächsten Ziel, der Besteigung des Lhotse (8516 m), eine dreitägige Erholung in der Ama Dablam Garden Lodge bei Tengpoche auf etwa 3700 Meter Höhe zu gönnen. Am 22. Mai waren sie wieder im Everest-Basislager zurück, das gleichzeitig Ausgangspunkt ist für die Besteigung des Lhotse. Die meisten Expeditionen waren jetzt, zum Ende der Saison, bereits abgereist, die anderen packten. Am 26. Mai, nur 12 Tage nach dem hart erkämpften Kantsch, brechen Kaltenbrunner, Dujmovits und Takeuchi von ihrem Hochlager in 7200 Meter Höhe auf zum Gipfel. Ihnen bleibt nur dieser einzige Tag, um ihr Ziel zu erreichen, da für den nächsten schon wieder schlechtes Wetter angekündigt ist – die Vorboten des Monsuns. Kaltenbrunner und Dujmovits spuren abwechselnd rund 1200 Höhenmeter durch die Wand, Takeuchi folgt den beiden langsam nach. Um 17 Uhr befinden sich Kaltenbrunner und Dujmovits nur noch 116 Höhenmeter unter dem Gipfel. Dujmovits beschließt, trotz des nahen Zieles umzukehren. Es ist zu spät, das Risiko eines nächtlichen Abstiegs durch die teils über 50 Grad steile Lhotse-Rinne bei Neuschnee, auf teils harter Unterlage und in völlig verausgabtem Zustand ist viel zu groß. »Auch ein ungeplantes Biwak hätten wir nicht überlebt«, schreibt er in seinem Expeditionstagebuch. Kaltenbrunner zögert, will zunächst weiter, der Gipfel ist schließlich so nah. Dujmovits hat Angst um sie und steigt mit feuchten Augen ab, schließlich folgen ihm Takeuchi und Kaltenbrunner doch nach. »Die Entscheidung, so kurz unter dem Gipfel umzudrehen, war schwierig. Ich brauchte gut zehn Minuten dafür, doch dann spürte ich, dass ich vom Gipfel vielleicht nicht mehr zurückkommen würde und musste an den Tschechen denken, der vier Tage zuvor tödlich abgestürzt war und am Einstieg der Rinne lag«. Im Nachhinein sei sie sehr froh über ihre Entscheidung, die an einem Achttausender jeder für sich allein treffen müsse. Umdrehen zu können, auch so kurz unter dem Gipfel, ist dort oben von existenzieller Bedeutung. Viele, darunter auch sehr erfahrene Höhenbergsteiger, schafften das nicht in einer ähnlichen Situation und bezahlten dafür mit dem Leben –

Beispiele dafür gibt es in der Geschichte des Höhenbergsteigens sehr viele und jährlich kommen neue dazu.

Besteigungsstil – Wege zum Gipfel

Alle ihre Achttausender hat die 35jährige Höhenbergsteigerin ohne Nutzung von künstlichem Sauerstoff bestiegen. »Durch künstlichen Sauerstoff wird die Besteigung eines Achttausenders zu der eines Sechstausenders degradiert«, sagt sie und fügt hinzu, dass dies zwar jeder für sich entscheiden müsse, aber dass sie lieber auf die Besteigung eines Achttausenders verzichten würde, wenn sie dazu Sauerstoff aus der Flasche bräuchte. Außerdem habe sie keine Lust, am Berg mit einer Maske im Gesicht unterwegs zu sein. Bei ihren ersten Expeditionen war sie zwar noch in größeren Gruppen, teils auch mit Fixseilen unterwegs, inzwischen bevorzugt sie bei ihren Achttausender-Besteigungen aber längst den wesentlich anspruchsvolleren alpinen Stil im kleinen Team, wobei jeder im Rucksack mitschleppt, was er braucht. Dabei wird einem der Auf- und Abstieg nicht durch Sherpas erleichtert, die am Berg Fixseile legen, eine Hochlagerkette errichten und die schweren Lasten schleppen, oft sogar noch den Rucksack der Gipfelstürmer, wie das bei vielen kommerziellen Expeditionen, vor allem am Mount Everest üblich ist. »Der Alpinstil ist eine wesentlich größere Herausforderung, vor allem in anspruchsvollen Routen. Dafür sind dort dann nicht so viele Leute unterwegs.« Sie habe die Einsamkeit am Lhotse und auch den Rückmarsch nach Lukla am Ende der Saison sehr genossen: »Wir waren völlig allein in dieser faszinierenden Landschaft mit ihren gewaltigen Dimensionen. Das war genial und ein sehr eindringliches Erlebnis.«

Die Besteigung des Kantsch war bei diesen Verhältnissen sehr anstrengend und hart, doch Kaltenbrunner ist bekannt dafür, dass sie sich auch bei schwierigsten Verhältnissen durchbeißt, wenn aus ihrer Sicht das Risiko dabei vertretbar ist. Ein eindringliches Beispiel dafür ist ihre Besteigung des Gasherbrum II (8035 m) im vergangen Jahr: Nach 16 Stunden Aufstieg in teils hüfttiefem Schnee und bei Temperaturen von bis zu minus 28 Grad Celsius erreichte sie den Gipfel. Nur zwei Mitglieder eines italienischen Teams konnten ihr folgen, 13 weitere, die mit ihr aufgebrochen waren, mussten umkehren. Darunter auch ein italienischer Bergsteiger, der sie als Einziger beim Hinaufwühlen durch den Schnee mal eine Stunde lang ablöste und sich dabei so verausgabte, dass er absteigen musste. Allein fürs Spuren der letzten 200 Höhenmeter benötigte die schmale, besonnen und überhaupt nicht verbissen wirkende Bergsteigerin fünf Stunden und wühlte sich dabei teils rittlings auf dem Grat sitzend bis zum Gipfel durch. Nach dieser »Tour de Force« bewältigte Kaltenbrunner auch noch den Abstieg über 3000 Höhenmeter vom Gipfel bis ganz hinab ins Basislager, weil sie leichte Erfrierungen an den Zehen davongetragen hatte und sie so schnell wie möglich richtig versorgen wollte. Als sie im Basislager eintraf, war sie rund 30 Stunden am Stück unterwegs!



Gerlinde beim Spuren nach Lager II am Gasherbrum II.

Ihre extreme Leistungsfähigkeit in dieser Männerdomäne hat Kaltenbrunner auch schon früher bewiesen: Während ihrer Besteigung des Nanga Parbat (8125 m) im Juni 2003 verliehen ihr kasachische Höhenbergsteiger den Spitznamen »Cinderella Caterpillar«. Fragt man Kaltenbrunner, wie sie zu diesem Spitznamen kommt, der das schöne

Aschenputtel mit einem leistungsstarken amerikanischen Bulldozer vereint, lacht sie und erzählt gerne die Anekdote:

»Während meiner Besteigung des Nanga Parbat gab es viel Neuschnee, und als ich das Hochlager erreichte, kamen mir kasachische Bergsteiger entgegen und wollten mir meinen schweren Rucksack abnehmen. Ich wollte aber weiter, packte zusätzlich Fixseil auf meinen Rucksack obendrauf, ging an ihnen vorbei und sicherte den weiteren Aufstieg für alle ab. Die Kasachen waren völlig überrascht und nannten mich fortan ›Cinderella Caterpillar‹. Als ich dann beim Abstieg zusammen mit meinem damaligen Expeditionsgefährten, dem Spanier Iñaki Ochoa de Olza, einem höhenkranken Kasachen das Leben retten konnte, in dem wir ihn durch die Kinshofer Flanke hinab brachten ins Camp zu seinen Gefährten, hatte ich neue Freunde gewonnen.«

Ralf und Gerlinde in Lager I am Kangchenzönga.



Im Abstieg vom Annapurna I in der Querung zu Lager III.



Viele ihrer Achttausender musste sie sich bei sehr schlechten Verhältnissen erkämpfen. Ihre anspruchsvollste Achttausender-Besteigung, die in Bergsteigerkreisen weltweit Aufsehen erregte, war jedoch die erste Überschreitung des Shisha Pangma (8027 m) im reinen Alpinstil – mit Aufstieg durch die steile, rund 2000 Höhenmeter hohe Südwand und Abstieg über den Normalweg auf der Nordseite – die ihr im Mai 2005 zusammen mit Takeuchi und Dujmovits gelang.

Shisha-Pangma: die erste Überschreitung

Am 2. Mai stiegen sie in die steile Südwand ein, am 7. standen sie auf dem Gipfel, danach erfolgte der Abstieg über den Normalweg an der Nordseite des Berges. Nie zuvor hatte jemand diesen Berg von Süden nach Norden überschritten. Beim Aufstieg durch die Südwand mussten sie mit ihrem schweren Gepäck senkrechte Abschnitte im kombinierten Gelände und lange, 60 Grad steile Rinnen mit Blankeis bewältigen, wobei sie sich im Vorstieg abwechselten oder seilfrei kletterten. Es schneite, der Fels war mit Neuschnee bedeckt und dazu brüchig: »Das war das Brüchigste, was ich je geklettert bin«, lautet Kaltenbrunners Kommentar dazu. Zu den geplanten Wand-Biwaks kam auf 7400 Meter Höhe durch starken Schneefall und akute Lawinengefahr auch noch ein nicht eingeplanter Ruhetag in einer kleinen Felsnische hinzu. Ralf Dujmovits, der in seiner langjährigen Laufbahn als Extrembergsteiger schon viele heikle Situationen erlebte, hat die Situation eindringlich in seinem Expeditionstagebuch beschrieben: »Erstmals kommen Zweifel in mir auf: Das Gas geht zur Neige, wir sind an absolut exponierter Stelle, die Erholung in den tropfnassen Schlafsäcken geht gegen Null, der Appetit ist ebenfalls am Nullpunkt und draußen donnern die Lawinen. Selten habe ich vor einem Gipfelaufstieg schlechter und unruhiger geschlafen. Gerlinde hält die Moral aufrecht und lässt sich nicht wirklich einschüchtern ... Wir werden es schaffen!« Über 600 Höhenmeter schwieriges Klettern in dünner Luft bis zum Gipfel liegen da noch vor ihnen – und danach der Abstieg.

Was eine Übernachtung und ein solcher »Ruhetag« in einer steilen Wand in dieser Höhe bedeuten, können sich nur Wenige richtig vorstellen: In ihrer dicken Daunenbekleidung und den feuchten Schlafsäcken liegen die Drei auf einer Fläche von 1,50 Meter Breite und 2 Meter Länge dicht aneinander gezwängt, die beiden Männer mit dem Kopf nach hinten, Kaltenbrunner mit dem Kopf nach vorn. Jeder spürt die kleinste Bewegung der anderen, Umdrehen ist nur nach Absprache möglich. Durch Kondensation bildet sich eine Raureifschicht an der Innenwand, nasskalter Reif splittert herab, wenn einer an die Zeltwand stößt. Schneeschmelzen, Kochen und Pinkeln sind mühsame Tätigkeiten, da dies auf kleinstem Raum nicht nur sehr viel Geduld, sondern auch viel Geschick verlangt. Im Gegensatz zu den Männern, die in eine Weithals-Flasche pinkeln, muss Kaltenbrunner dazu jedes Mal ihre Schuhe anziehen und das Zelt verlassen – bei Temperaturen von bis zu minus 32 Grad und Wind. Ein erholsamer, die lange Wartezeit verkürzender Schlaf ist – wenn überhaupt – nur kurz möglich. Selten wird einem die Relativität der Zeit so stark bewusst wie an einem solchen Tag – sie verrinnt so langsam, als würde sie angehalten und als hätten die gewohnten Zeit-Einheiten völlig andere Dimensionen angenommen. Außer Kochen, Trinken, Essen, Pinkeln und vor sich Hindösen hat man nichts zu tun, und die Gedanken darüber, wie es weitergeht, drehen sich gebetsmühlenartig im Kopf, wenn man es nicht schafft, sie auszublenden. Es sind nicht nur die bergsteigerischen Fähigkeiten, eine ausgezeichnete Höhen-Akklimatisation und eine extreme Leistungs- und Leidensfähigkeit, die für solche Unternehmen benötigt werden. Die mentale Stärke, die Fähigkeit, all dies gelassen zu ertragen und fest daran zu glauben, dass man die Situation bewältigen wird, sind dabei mindestens ebenso wichtig. Der Unterschied zwischen einer technisch schwierigen Achttausender-Besteigung im Alpinstil zu einer kommerziellen Achttausender-Expedition auf einem technisch einfachen Normalweg mit eingerichteten Hochlagern, künstlichem Sauerstoff und Sherpas, die die Lasten schleppen und den Auf- und Abstieg mit Fixseilen absichern, könnte jedenfalls kaum größer sein.

Dramatische Rettung am Everest

Nach der erfolgreichen Überschreitung des Shisha Pangma hatte das Trio im vergangenen Jahr eigentlich noch die Durchsteigung der Everest-Nordwand mit ihren rund 3000 Höhenmetern im alpinen Stil durch das Supercouloir geplant – eine kühne und technisch schwierige »Magic Line«, deren Begehung im alpinen Stil 1986 erstmals den Schweizer Spitzenbergsteigern Erhard Loretan und Jean Troillet gelang und seither ohne Nutzung künstlichen Sauerstoffs nicht wiederholt wurde. Starker Höhenwind vereitelte den Versuch des Trios jedoch bereits im Vorfeld. Als sie stattdessen auf die Normalroute am Everest auswichen, entwickelte der eigentlich bestens akklimatisierte Takeuchi im Hochlager auf 7750 Meter Höhe völlig unerwartet ein Höhenhirnödem. Dujmovits und Kaltenbrunner schafften es in einer dramatischen nächtlichen Rettungsaktion dank ihrer medizinischen Kenntnisse, dass er überlebte. Zutiefst bewegt und glücklich brachten sie ihn hinab ins Basislager – der Everest war damit in diesem Jahr abgehakt. Die Verhältnisse waren gut, Kaltenbrunner bestens akklimatisiert und in ausgezeichneter Form. Sie hätte wohl kaum Schwierigkeiten gehabt, den Everest ohne künstlichen Sauerstoff zu erreichen. Kaltenbrunners Kommentar dazu: »Es ist eine große Bereicherung im Leben, wenn man einem Freund das Leben retten kann!«



Im Eisbruch nach Lager I am Hidden Peak (G I).

Ereignisse, wie sie sich in diesem Frühjahr am Everest abgespielt haben, wo etwa 30 bis 40 auf- und absteigende Gipfelbezwinger an David Sharp, einem 34jährigen Briten, vorbei stapften, ohne dem in einer Schneehöhle im Sterben liegenden Mann zu helfen, verurteilt sie aufs Schärfste. »Es ist furchtbar. Da fehlen einem schlicht die Worte. Welchen Wert hat für die denn ein Menschenleben, wenn sie nur wegen eines Gipfels an einem Sterbenden vorbeigehen, ohne nach ihm zu schauen und ohne wenigstens zu versuchen, ihm zu helfen. Kein Gipfel ist es wert, dass man jemanden anderen sterben lässt!«

Takeuchis Rettung am Everest war nicht das einzige Mal, dass Kaltenbrunner dank ihrer medizinischen Kenntnisse als Krankenschwester anderen Bergsteigern helfen und sogar Leben retten konnte. Sie kennt aber auch die andere Seite: Vom hilflosen Zuschauenmüssen beim tödlichen Absturz eines Bergsteigers, über ihre vergeblichen Versuche, einen völlig erschöpften österreichischen Bergsteiger, den sie kannte und schätzte, vom weiteren Aufstieg in den sicheren Tod abzubringen, bis hin zur Angst um ihren Lebensgefährten, als der am Shisha Pangma von einem großen Stein getroffen, fast aus der Wand geschleudert, zum Glück aber nur an der Wade verletzt wurde. Und bei ihrer erfolgreichen Besteigung des Annapurna I (8091 m) im Mai 2004 hatten Kaltenbrunner und Dujmovits beide viel Glück, als bei der berüchtigten Querung unter dem Gletscherbruch die Eisbrocken knapp an ihnen vorbeidonnerten. Sie weiß genau, wie schnell auch die Besten und Vorsichtigsten in diesen wunderschönen, lebensfeindlichen Höhen umkommen können. Durch eine optimale Vorbereitung versucht sie das Risiko so gering wie möglich zu halten: »Ein gewisses Restrisiko bleibt aber immer beim Höhenbergsteigen. Ich denke aber, dass ich die Risiken inzwischen gut einschätzen kann. Außerdem glaube ich, dass es vorbestimmt ist, wann das Leben endet. Ralf und ich haben uns mit der Möglichkeit, dass dem anderen etwas passieren könnte, intensiv auseinandergesetzt. Die Vorstellung ist furchtbar und lähmend – unterwegs muss man das ausblenden können, sonst geht man gar nicht los.« Ein ängstlicher Typ sei sie nicht, das bedeute aber nicht, dass sie in eher alltäglichen Dingen keine Angst kenne: »Unbeschreibliche Angst hatte ich beispielsweise, als ich in Skardu in Pakistan zum Zahnarzt musste«, bekennt sie und lacht. »Ralf war nicht da, unser pakistanischer Fahrer ging netterweise mit und hielt mir die ganze Zeit über die Hand«.

Beim Klettern in der Hitze Thailands.



Beginn einer tiefen Leidenschaft

Ihre Bergbegeisterung verdankt Kaltenbrunner dem Pfarrer ihrer Heimatgemeinde Spital am Pyhrn in Oberösterreich, Dr. Erich Tischler. Der begeisterte Alpinist nahm sie nach der Sonntagsmesse auf zahlreiche Bergtouren mit. Ihre ersten Klettertouren machte sie im Alter von 13 Jahren, während sie die Skihauptschule Windischgarsten besuchte und dort zur Rennläuferin ausgebildet wurde. Sie gewann zwar unter anderem den Landestitel ihrer Altersklasse, Wettkämpfe machten ihr aber keinen Spaß, weil sie dabei gegen ihre Freundinnen antreten musste. Sie hörte damit auf. Ihre große Leidenschaft war das Bergsteigen, und in den kommenden Jahren nutzte sie auch während ihrer Ausbildung zur Krankenschwester jede Möglichkeit für Ski-, Eis- und Klettertouren. Als sie dann im Alter von 23 Jahren zum ersten Mal auf einem Achttausender stand, dem Vorgipfel des Broad Peak, war sie zutiefst fasziniert. Vier Jahre später erreichte sie den Gipfel des Cho Oyu (8021 m). Das Geld für ihre ersten Expeditionen verdiente sie sich zum Teil durch die Geldprämien, die sie bei Mountain-Bike-Rennen gewann. Auch in diesem Bereich brillierte Kaltenbrunner, die schon seit vielen Jahren täglich mehrere Stunden intensiv Ausdauer und Kraft trainiert. Am liebsten auf Touren in den Bergen, daheim in Bühl, wo sie inzwischen zusammen mit Dujmovits lebt, beim Biken, Langlaufen, Joggen, an der Kletterwand oder auf dem Fahrrad-Ergometer.



Die letzten Schritte zum Gipfel des Gasherbrum I.

Konkurrenz in dünner Luft?

In vielen Medien wurde Kaltenbrunner gleich nach ihren ersten Achttausendern mit der bis dahin berühmtesten und erfolgreichsten Höhenbergsteigerin verglichen, der seit 1992 am Kangchendzönga verschollenen Polin Wanda Rutkiewicz, die vom Besteigungsversuch ihres neunten Achttausenders nicht zurückkehrte.

Auch als weiblicher Reinhold Messner wurde Kaltenbrunner schon bezeichnet. Vergleiche wie diese können die sonst sehr gelassene Österreicherin richtig ärgern: »Rutkiewicz war in einer anderen Zeit und unter ganz anderen Bedingungen erfolgreich. Und ein Vergleich mit Messner ist völlig absurd. Mein Traum ist es, alle 14 Achttausender zu besteigen. Natürlich wäre es schön, die erste Frau zu sein, die das schafft. Aber darum geht es mir überhaupt nicht. Mir geht's ums Erlebnis, um jeden einzelnen dieser Gipfel, manchmal auch um eine ganz bestimmte Route.« Auch die Spanierin Edurne Pasabán, die am 1. August 33 Jahre alt wird, hatte seit ihrer Besteigung des Nanga Parbat im vergangenen Jahr wie Kaltenbrunner acht der 14 Achttausendergipfel auf ihrer Erfolgsliste, darunter den technisch schwierigen und gefährlichen K2, an dem sie sich im September 2004 beim Abstieg so schwere Erfrierungen zugezogen hatte, dass ihr an beiden Füßen jeweils das vordere Glied eines Zehs amputiert werden musste. Den Mount Everest hat Pasabán auch schon bestiegen, allerdings als einzigen ihrer Achttausender mit Unterstützung durch künstlichen Sauerstoff. Ferner gehört die Italienerin Nives Meroi (Jahrgang 1961) zum sehr exklusiven Club der erfolgreichen Sammlerinnen von Achttausendern – ohne Nutzung von künstlichem Sauerstoff und meist im alpinen Stil. Zusammen mit ihrem Mann Romano Benet gelang Meroi im Frühjahr dieses Jahres mit der Besteigung des Dhaulagiri (8167 m) ihr siebter der 14 Achttausender. Letztes Jahr standen beide sogar schon einmal dort oben, bis sie erfuhren, dass sie bei schlechter Sicht den Vorgipfel mit dem Hauptgipfel verwechselt hatten, der 30 Meter höher ist. In diesem Jahr überschritten sie daher den ganzen Gipfelgrat, um sicher zu sein. Meroi und ihr Mann versuchten nach dem Erfolg am Dhaulagiri mit ihrem kleinen Team gleich noch eine Besteigung des gefährlichen Annapurna I (8091). Sie drehten aber um, als im Gletscherbruch ganze Séracs zusammenbrachen und herabdonnerten. Kaum wieder zurück in Italien, wollen Meroi und Benet Mitte Juni mit ihren Gefährten zu einem weiteren Besteigungsversuch ihres Traumgipfels K2 über den Abruzzi-Grat aufbrechen, nach-

dem sie in den Jahren zuvor am K2 schon zweimal wegen schlechter Verhältnisse umkehren mussten.

In vielen Medien war die Rede vom Konkurrenzkampf der Frauen um den Titel, die erste Frau zu sein, die auf allen Achttausendern stand. Kaltenbrunner betont, dass sie sich durch die Medien in keinen Konkurrenzkampf drängen lasse. Das sei beim Höhenbergsteigen völlig fehl am Platz. Im Frühjahr hat Kaltenbrunner Meroi erstmals bei der Zwischenlandung auf dem Flugplatz Doha im Scheichtum Quatar getroffen. »Ich habe mich sehr darüber gefreut, Nives end-



Zurück im letzten Biwak nach dem Gipfel des Annapurna.

lich einmal persönlich kennenzulernen. Man hört immer nur voneinander, und dann fragt man sich natürlich schon, wie die andere ist und welche Einstellung sie hat. Sie ist total nett und war mir auf Anhieb sehr sympathisch. Ich halte ihr die Daumen für den K2, den sie sich in diesem Jahr nochmals vorgenommen hat « Edurne Pasabán hat Kaltenbrunner bereits früher kennengelernt und steht in E-Mail-Kontakt mit ihr: »Edurne ist sehr sympathisch, sie empfindet dieselbe Leidenschaft wie ich und ist auch sehr stark«. Auch Pasabán wehrt sich gegen den Druck durch Medien, die über einen Konkurrenzkampf der drei Frauen beim Sammeln aller Achttausender berichten, wie er Reinhold Messner und dem Polen Jerzy Kukuczka nachgesagt wird. Der Pole hatte seine Achttausender-Sammlung etwa ein Jahr nach Messner vervollständigt – ebenfalls mit Alleingängen, Erstbegehungen schwierigster Routen und sogar mehreren Wintererstbegehungen. 1989 kam er am Lhotse ums Leben.

Im vergangenen Jahr hatten Kaltenbrunner und Pasaban bereits geplant, den Broad Peak (8047 m) gemeinsam zu besteigen. Das scheiterte daran, dass Kaltenbrunner nach der Besteigung des Gasherbrum II wegen ihrer Erfrierungen an den Zehen kein Risiko eingehen wollte. »Vielleicht klappt es bei einem anderen Projekt.« In diesem Frühjahr versuchte Pasabán nicht einmal, ihre Sammlung »voranzutreiben«. Sie ging lieber zum Bergsteigen nach Südamerika. Und Kaltenbrunner beschloss nach dem hart erkämpften Kantsch und dem kurz unter dem Gipfel gescheiterten Besteigungsversuch des Lhotse, diesmal im Sommer in den Alpen zu klettern. »Diese beiden Achttausender im Frühjahr waren sehr anstrengend für uns. Wir spüren beide, dass der Körper nun eine Regenerationszeit braucht. Jetzt freue ich mich sehr auf unsere Touren in den Alpen.«

Tiefe Begeisterung als Antrieb

Wer Kaltenbrunner näher kennt, weiß, dass sie wirklich meint, was sie sagt. Es geht ihr nicht um irgendwelche Rekorde, sondern ums »Erlebnis Berg« in dieser grandiosen Urlandschaft mit ihren gewaltigen Dimensionen und um das Ausleben ihrer Leidenschaft. Es ist eine tiefe, fest in ihr verwurzelte Begeisterung fürs Bergsteigen, die sie antreibt – kein kurz aufloderndes Feuer, angefacht durch Eitelkeit, Ehrgeiz und Suche nach Selbstbestätigung im Zusammenhang mit dem Erreichen eines mythisch aufgeladenen Höhensuperlativs, der so viele andere dazu treibt, den Mount Everest zu besteigen – teils ohne jegliche bergsteigerische Erfahrung und wirklich um jeden Preis.

Kaltenbrunner genießt es, monatelang im Himalaja und im Karakorum unterwegs zu sein mit Freunden und Menschen aus völlig verschiedenen Kulturbereichen. Bergsteigen bedeutet für sie eben nicht »Kampf um den Berg« oder die »Eroberung des Unnützen«, sondern Lebensform und Lebensinhalt zugleich. Und wenn sie von ihren Erlebnissen oder ihrem nächsten Projekt erzählt, dann strahlen ihre braunen Augen, ganz egal, wie schwierig und anstrengend eine Besteigung war oder werden wird.

Während in unserem Kulturraum bei Männern das Bergsteigen als Lebensform und Lebensinhalt seit vielen Generationen problemlos akzeptiert, wenn nicht sogar bewundert wird, zumal einst eine bedeutende Erstbesteigung oder Erstbegehung als Eroberung, als nationale Heldentat zum Ruhme des Vaterlandes gefeiert wurde, war das bei bergsteigenden Frauen bekanntlich anders. Diesbezüglich hat sich inzwischen vieles verändert, im Vergleich zu anderen Disziplinen wie beispielsweise dem Sportklettern, ist Höhenbergsteigen aber auch heute noch eine Männerdomäne.

»Beim Höhenbergsteigen muss man als Frau am Anfang schon mehr Leistung bringen als ein Mann, um akzeptiert zu werden. Es gibt so wenige Frauen in diesem Bereich, und noch weniger, die richtig stark sind. Inzwischen habe ich bezüglich Akzeptanz aber überhaupt kein Problem mehr« sagt Kaltenbrunner und lächelt. Oft wird das Höhenbergsteigen für etwas Männlich-Kriegerisches gehalten und als heroische Bewährung im Kampf gegen die Natur verstanden. Kaltenbrunner betrachtet technische Schwierigkeiten oder schlechte Verhältnisse bei ihren Expeditionen zwar auch als Herausforderung, aber nicht zum Kampf gegen den Berg und die Natur, sondern als Herausforderung an ihre Fähigkeiten, ihre Erfahrung, ihre Intuition und ihren Instinkt. »Viele Menschen können sich nicht vorstellen, dass das Besteigen von Gipfeln einen tatsächlich ausfüllen kann. Momentan ist das bei mir aber so, vielleicht ändert sich das einmal. Das kann ich nicht ausschließen. Grundsätzlich ist es aber schon so, dass männliche Extrembergsteiger nie danach befragt werden, ob ihnen das Bergsteigen als Lebensform und Lebensinhalt genügt. Auch die Frage, ob sie Kinder haben wollen und ob Höhenbergsteigen dann für sie noch in Frage käme, wird einem Mann nicht gestellt. Gleichzeitig stelle ich aber bei meinen Diavorträgen fest, dass viele Menschen, Männer und Frauen, davon fasziniert sind, was ich mache. Die verstehen mich und finden es gut.«

Seit 2003 ist Kaltenbrunner Profibergsteigerin dank ihrer Sponsoren Schöffel, Lowa, Deuter, Komperdell, Petzl, Gore Footwear sowie ihrer Heimatgemeinde Spital am Pyrnh, der VKB-Bank und dem Verein der Österreichischen Naturfreunde. Ferner bekommt sie Honorare für Fernsehauftritte und den Abdruck von Fotos. Auch ihre Dia- und Filmvorträge sind inzwischen sehr gefragt im deutschsprachigen Raum. Wer je die Gelegenheit hat, bei einem Vortrag von ihr dabei zu sein, wird begeistert sein – von der Art wie sie erzählt, von den beeindruckenden Bildern und von ihrer Ausstrahlung. Ohne Sponsoren könnte sie die extrem teuren Achttausender-Expeditionen nicht finanzieren und ihre Träume nicht verwirklichen. Einen kleinen Haken hat dieser Lebensstil eines Profis dann aber doch: Nach dem monatelangen Aufenthalt in diesen faszinierenden Urlandschaften, in denen es allein ums Bergsteigen geht, um ihre Traumziele, ihre Freunde und die existenziellen Dinge des Lebens, fällt es ihr gleich nach der Rückkehr schwer, sich wieder dem stressigen Alltag eines Profis zu stellen. Der Kontrast zwischen diesen beiden Welten ist ihr kurz nach der Rückkehr zu extrem. »Aber man gewöhnt sich daran. Außerdem steht jetzt immer schon fest, wann ich wieder aufbrechen darf.« Und wenn sie ihre Achttausender-Sammlung eines Tages zusammen haben sollte – an weiteren Traumzielen in den Bergen fehlt es ihr nicht. Es sind nämlich nicht nur die höchsten Berge der Welt, die sie faszinieren.

Gerlinde Kaltenbrunner,
geb. am 13. Dezember 1970 in Kirchdorf/Krems.

Bestiegene Achttausender:
1994 Broad Peak (Vorgipfel, 8041 m)
2000 Shisha Pangma (Vorgipfel, 8013 m)
Achttausender-Hauptgipfel:
1998 Cho Oyu (8201 m)
2001 Makalu (8463)
2002 Manaslu (8163 m)
2003 Nanga Parbat (8125 m)
2004 Annapurna I (8091 m)
2004 Gasherbrum I (8068 m)
2005 Shisha Pangma (8027 m, erste Überschreitung)
2005 Gasherbrum II (8035 m)
2006 Kangchendzönga (8586 m).

Infos:
www.gerlinde-kaltenbrunner.at

»Vom Winde verweht«

Die Geschichte einer Erstbegehung

VON STEFAN GLOWACZ

Ich steckte fest. Der grundlos tiefe Pulverschnee reichte mir bis über die Hüfte. Es waren nur noch wenige hundert Meter bis zum Einstieg, aber er erschien mir in unerreichbarer Ferne. Auf den Tag genau vor einem Jahr war eine riesige Lawine über diese Stelle hinweggefegt. Zusammen mit Robert Jasper, einem der weltbesten Alpinisten und Eiskletterer, wühlte ich mich im Zeitlupentempo aus der Gefahrenzone. Ich kämpfte gegen die aufsteigende Panik und verfluchte in diesem Moment meine Leidenschaft für diese Art von Abenteuer. Wir lagen für die Naturgewalten wie auf einem Präsentierteller, an einem Ort, der nicht für den Mensch bestimmt ist...

Und doch waren wir freiwillig hier, schon zum dritten Mal in Folge. Wir waren besessen von einer 1000 Meter hohen, abweisenden Nordwand eines Berges am Ende der Welt, im patagonischen Inlandeis. Diese Wand war für uns ein Juwel, und wir begehrten sie und buhlten um sie, wie um eine schöne Frau.

Immer zur gleichen Zeit, in den Monaten November und Dezember der Jahre 2003, 2004 und 2005 quälten wir uns an den Fuß dieser Wand und wurden die ersten beiden Male harsch abgewiesen. Die Diva Murallón zog uns in ihren Bann und wir wären bei einem erneuten Scheitern – wider jegliche Vernunft und gesunden Menschenverstand – auch ein viertes und fünftes Mal zurückgekehrt. So lange, bis sie uns erhört hätte.

Es gab und es wird auch in Zukunft in meinem Klettererleben nur wenige Berge und Wände geben, die mich dermaßen faszinieren wie die Nordwand des Cerro Murallón. Jeder Kletterer hat seine ganz persönlichen Beweggründe, warum er auf Berge klettert. Der Cerro Murallón symbolisiert für mich das vollkommene Ziel: der mühsame und schwierige Anmarsch, die Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Berges, die unkalkulierbaren Witterungsbedingungen und unter all diesen Umständen die extremen klettertechnischen Schwierigkeiten der Wand. Ich empfinde unbekannte, menschenfeindliche Gebiete nicht als Bedrohung, vielmehr bin ich neugierig darauf, was mich dort erwartet. Ich bin neugierig, ob ich unter diesen extremen Umständen bestehen kann, körperlich und vor allem mental.

Jede Expedition ist auch eine Reise in mir unbekannte Regionen meiner Psyche. Während ich unter der Last meines Rucksacks leide, im Schneesturm friere, oder mich die Einsamkeit in der Eishöhle überwältigt, in jeder Situation bekomme ich schonungslos den Spiegel vorgehalten. Darin erkenne ich keine Fassade oder mein Wunschbild, sondern immer deutlicher mich selbst. Bei Abenteuern dieser Art erlebe ich auch immer wieder auf wunderbare Weise, wie wenig ich eigentlich brauche, um glücklich zu sein. Einmal abgesehen von den Menschen, die mir lieb und wichtig sind, reicht mir nach einem anstrengenden Klettertag ein trockener Schlafsack, eine warme Mahlzeit und ein sicherer Biwakplatz für eine tief empfundene Zufriedenheit.

Stefan Glowacz am Stand.
Alle Fotos: Klaus Fengler





Cerro Murallón (Nordwand) mit der Route »Vom Winde verweht«, die über den Pfeiler links der Mitte verläuft.

Rückblick

Ich saß mit Robert in der Küche und wir kletterten gemeinsam in Gedanken durch unsere Traumwände und stiegen auf Gipfel, die nur in unserer Fantasie existierten. Es gab dabei nur ein Problem: Robert ist Eiskletterer und als Alpinist dem kombinierten Gelände nicht abgeneigt. Ich bevorzuge nach wie vor die reinen Felswände, zumindest versuche ich bei der Auswahl meiner Ziele den Eis- und Schneeanteil so gering wie nur irgend möglich zu halten. So prallten zwei Gegensätze aufeinander, die nur schwer unter einen Hut zu bringen waren. Wir blätterten in unzähligen Ausgaben des *American Alpine Journals*, auf der Suche nach einem Ziel, das uns beide gleichermaßen begeistern könnte. Bei jedem Bild einer Eis- und Schneewand, auf dem nur mit Mühe einige Flecken Felsen zu erkennen waren, rollte Robert vor Verzückung mit den Augen. Mir dagegen sträubten sich vor Entsetzen die Nackenhaare. Langsam resignierte ich und stöberte zunehmend unmotiviert in Roberts alpinem Literaturfundus. Dann hielt ich es plötzlich in der Hand. Es war nur ein historisches Bild mit der Lagerszene einer argentinischen Expedition aus den sechziger Jahren. Doch im Hintergrund war die Nordwand des Cerro Murallón deutlich zu erkennen. Ich spürte sofort, dass ich unser Ziel, den zur Wirklichkeit gewordenen Traum, in der Hand hielt. Selbst Robert war begeistert, wobei er wahrscheinlich nur die Gipfeleispilze wahrnahm. Ein riesiger, vorspringender Pfeiler ragte weit überhängend, mindestens 500 Meter auf. Nach einem kurzen waagrechten Gratstück folgte ein nochmals 500 Meter hoher Aufschwung. Eine zu Stein erstarrte, riesige brechende Welle. Ein natürliches Kunstwerk, welches an Ästhetik kaum zu überbieten ist.

Ich kann mich nicht erinnern, was uns mehr faszinierte: Dieses alte Wandfoto, oder das Zitat des großen italienischen Patagonienkletterers Casimiro Ferrari, der über den Cerro Murallón schrieb: »Wenn der

Cerro Torre der Berg ist, der mich am meisten gezeichnet hat, und wenn der Fitz Roy der technisch am schwierigsten zu bezwingende Berg war, dann war der Murallón der, der meine physischen und psychischen Kräfte am meisten auf die Probe gestellt hat.« Was für ein Berg musste das sein, vor dem der große Casimiro Ferrari einen derartigen Kniefall machte? Vier Expeditionen zwischen 1979 und 1984 benötigte er, um zuerst einen Zugang an den Murallón zu erkunden und anschließend den kolossalen Nordostpfeiler zu durchsteigen. Anfangs mit vielen Helfern, stand er am Ende aber nur mit Paolo Vitali und Carlo Alde auf dem Gipfel.



Der Pfeiler des Cerro Murallón, über den der untere Teil der neuen Route führt.

Vor Casimiro Ferrari war nur eine einzige Expedition an diesem Berg erfolgreich verlaufen. Kein Geringerer als der unermüdliche Brite Eric Shipton erreichte mit seinem Partner Jack Ewer sowie den beiden Chilenen Eduardo Garcia und Cedomir Marangunic im Januar des Jahres 1961 von Nordwesten her, über den vielleicht leichtesten Anstieg, das Gipfelplateau. Es herrschten katastrophale Witterungsbedingungen. Ob sich das Team bei seinem Aufstieg tatsächlich auf dem höchsten der Eispilze befand, ist unklar. Daher ist die erste Besteigung des Cerro Murallón nicht geklärt. Für Robert und mich spielt diese Feinheit jedoch keine Rolle. Den Gipfel des Murallón bildet ein kilometerlanges Plateau mit kleineren, unbedeutenden Erhebungen, die klettertechnisch keine Schwierigkeiten darstellen. Deshalb sehen wir Shipton und sein Team als die Erstbesteiger des Cerro Murallón an.

(Exkurs) Wir werden wieder zu Entdeckern

Oftmals sind es die Äußerungen und Erzählungen der älteren Kletterer, die wie Impulse für neue Herausforderungen wirken. Meine Generation, vor allem jedoch die jüngeren Kletterer, wir werden in Zukunft wieder mehr zu Entdeckern werden, da so ziemlich alle bekannten und lohnenden Ziele erschlossen sind, oder, wie der Trango Tower oder ein Fitz Roy, es in absehbarer Zeit sein werden. Doch hinter dem Horizont gibt es noch immer Wände und Berge, die noch nie fotografiert oder beschrieben wurden – manche haben bislang nur in der Fantasie Gestalt angenommen. Im Spitzenalpinismus wird es meiner Meinung nach in Zukunft nicht mehr allein darum gehen können, höher, schneller, schwieriger und weiter zu kommen als andere. Die Qualität einer Expedition bemisst sich nicht nach dem Grad des Spektakulären, vielmehr kommt es auf die Kreativität bei der Auswahl von Weg und Ziel an.

Es gibt noch immer sehr viel Neuland zu entdecken. Regionen, die alpinistisch noch völlig unerschlossen sind, die einfach nur da sind und warten. Ihr besonderer Reiz besteht darin, dass sie aus eigener Kraft nicht leicht erreichbar sind. Mich beeindruckt eine Expedition in die völlig unbekannten, nördlich von Samford- und Gibbsfjord gelegenen Regionen von Baffin Island, ohne die Zuhilfenahme von Motorschlitten, Motorbooten oder Hubschraubern, viel mehr, als die zwanzigste Route am Trango Tower. Natürlich sind, momentan noch, die Expeditionen unter solchen Umständen leichter, vielleicht nicht so spektakulär, da bei Weitem nicht so viel Ausrüstung und vor allem Verpflegung aus eigener Kraft transportiert werden kann und dadurch ein entsprechendes Zeitlimit vorgegeben ist. Aber diese Unternehmen müssen im Gesamtkontext gesehen werden. Ich höre immer wieder Stimmen, die bei unseren Expeditionen nach Baffin Island, Grönland oder Kanada, bei denen wir ausschließlich Kajaks oder Kanus für den Anmarsch verwendet hatten, behaupten: »Na ja, die Idee mit dem Anmarsch ist zwar beeindruckend, aber die Route ist ja am Ende doch nicht so schwer geworden.« Ist der Schwierigkeitsgrad einer Erstbegehung wirklich das einzige Kriterium, nach denen Expeditionen bewertet werden? Der bewusste Verzicht auf künstliche Hilfsmittel beim Anmarsch und der Rückkehr in die Zivilisation, ich bezeichne diesen Stil als »by fair means«, ist in meinen Augen eine mögliche Weiterentwicklung des modernen Expeditionsbergsteigens, die ich in Zukunft immer wieder praktizieren werde. Natürlich schließe ich nicht aus, dass auch ich einmal mit Trägern, Koch und Verbindungsoffizier eine Expedition im Himalaya durchführen werde. Aber wenn ich diesen Aufwand vermeiden könnte, würde ich es tun. Ich frage mich, wie viele Berge und Wände in unserer Zeit wohl bestiegen wären, wenn sich die Kletterer nicht mit dem Flugzeug auf den Gletschern in Alaska absetzen lassen könnten oder ihre Ausrüstung im Karakorum aus eigener Kraft ins Basislager transportieren müssten? Ich glaube, nur ein Bruchteil der Routen, die heute existieren. Es ist heutzutage möglich, sich an so gut wie jedem Punkt dieser Erde absetzen und auch wieder abholen zu lassen. Es ist lediglich ein finanzielles und logistisches Problem. Aber ich glaube nicht, dass ein Tomas Humar bewusst ein höheres Risiko bei seinem Soloversuch am Nanga Parbat eingegangen ist, weil er für den Notfall eine Rettungsaktion fest eingeplant hatte. Dafür ist die Wahrscheinlichkeit einer Rettung aus dieser Höhe einfach zu gering. Ganz im Gegensatz zu den Rettungsaktionen bei diversen Versuchen, den Nordpol zu Fuß zu erreichen. Schon im Vorfeld werden oftmals sämtliche logistischen sowie finanziellen Aspekte einer Rettungsaktion abgeklärt, das Vorwärtskommen der Protagonisten durch Satellitentechnik überwacht. So mancher große »Abenteurer« würde ohne diese Möglichkeiten nicht mehr unter uns weilen. In den Medien hört man natürlich nichts davon, es könnte ja den Heldenstatus beschädigen.

Als viel hilfreicher bewerte ich die Möglichkeit, über ein Satellitentelefon zuverlässige Wetterprognosen abzurufen. Was in meinen Augen einen entscheidenden Vorteil all jenen gegenüber darstellt, die nur durch die eigene Beurteilung der Wetterverhältnisse vor Ort zu einem Versuch aufbrechen und oftmals ihr Pulver ergebnislos verschießen. Wir haben in der heutigen Zeit diese technischen Möglichkeiten, umso wichtiger ist es, dass wir Spitzenkletterer, Alpinisten und Bergsteiger im Anschluss ehrlich unsere Unternehmen in den Medien darstellen und den Einsatz dieser technischen Errungenschaften nicht verheimlichen. Im Gegensatz zu anderen Sportarten stellen wir unsere Regeln selbst auf und können Leistungen nur durch die wahrheitsgetreue Darstellung beurteilen.

Es wird in letzter Zeit viel über Stilfragen und in diesem Zusammenhang über den Einsatz von Bohrhaken oder Fixseilen diskutiert. Ich finde diese Diskussionen sehr positiv. Es ist Bewegung in der Frage, wie der Alpinismus von morgen aussehen wird. Nur leider wird diese Diskussion am leidenschaftlichsten von jenen geführt, die selbst gar nicht in die Situation kommen, in der sie die Entscheidung treffen müssen, ob sie einen Bohrhaken schlagen oder ein Fixseil verwenden. Wir Kletterer und Alpinisten sind uns sicherlich einig, dass der bewusste Verzicht auf Bohrhaken oder Fixseile, den besten und fairsten Begehungsstil



Stefan Glowacz und Robert Jasper beim Rückmarsch vom Cerro Murallon, nachdem sie erfolgreich ihre Route »Vom Winde verweht« durchsteigen konnten. Foto: Klaus Fengler

darstellt. Es wird vielleicht in Zukunft Kletterer geben, die eine Route wie »Gone with the Wind« am Cerro Murallón frei, im Alpinstil, erstbegehen werden. Das ist auch der Stil, den ich anstrebe. Im Moment kann ich mir es jedoch nicht vorstellen. Aber auch für diese Generation wird es in Zukunft noch genügend Ziele und Möglichkeiten geben. Unsere Erstbegehung am Murallón, ohne die Verwendung eines einzigen Bohrhakens, ist sicher ein Schritt in diese Richtung, weitere werden folgen.

2003 – der erste Versuch

Über drei Wochen quälten wir uns ins Basislager des Cerro Murallón. Wir genossen dabei kurze Momente der Euphorie, wenn das tägliche Leiden unter unseren Rucksacklasten abends endlich ein Ende hatte. Aber vor allem durchlitten wir lange Phasen tiefer Resignation, als wir tagelang im Schneesturm in unseren kleinen Zweimannzelten gefangen waren. Endlich am Wandfuß angekommen, stellten wir fest, dass Klettern in Patagonien die kontinuierliche Steigerung der Unannehmlichkeiten bedeutet. Wir gruben eine Eishöhle und mussten wieder eine Woche in diesem Kühlschrank ausharren, während draußen der Himmel über uns zusammenbrach.

40 Kilometer Luftlinie sind es von der südlich gelegenen Estancia Christina bis ins Basislager. Der Fotograf Klaus Fengler, der Kameramann Sebastian Tischler, Robert Jasper und ich stolperten tagelang über Blöcke, versanken im knöcheltiefen Sand der Gletschermoränen und kämpften uns durch das Spaltengewirr des wild zerklüfteten Upsala-Gletschers. Drei Mal mussten wir die gesamte Strecke laufen, um unser Gepäck endlich im Basislager abwerfen zu können. Spätestens nach dieser Schinderei wussten wir, was Ferrari mit seinem Ausspruch gemeint hatte. Viel zu lange waren wir zu diesem Zeitpunkt schon unterwegs. Unsere Verpflegung hätte selbst bei drastischen Einsparungen nie für die Dauer eines realistischen Erstbegehungsversuches an unserem Pfeiler gereicht. Wir entschlossen uns für eine leichtere, alternative Linie im rechten Wandteil, ohne jedoch das eigentliche, große Ziel aus den Augen zu verlieren. Für Robert und mich stand trotz aller Strapazen, Unannehmlichkeiten und Unwägbarkeiten fest, dass wir bereits im darauf folgenden Jahr wiederkommen werden. Zusammen mit Klaus Fengler gelang Robert und mir in diesem Jahr die Erstbegehung »Lost World« 5.10/M8 im rechten Wandteil der Nordwand im Alpinstil.

Eishöhle als Basislager am Murallón.



2004 – der zweite Versuch

Ich versuchte in den Monaten vor der zweiten Murallón-Expedition eine Antwort auf die Frage zu finden, warum diese Wand so wichtig für mich war, warum ich für ein Stück Fels ans Ende der Welt reiste, obwohl ich wusste, was mich dort erwartet. Ich war bereit, mein ganzes Leben auf diese Erstbegehung abzustimmen und erschrak, welchen Egoismus ich entwickelte und dass ich meine Familie wieder diesen Ängsten und Sorgen aussetzte.

Es ist dieser Tiger in mir, den ich zu bestimmten Zeiten immer wieder spazieren führen muss, der seinen Freiraum sucht und ausbräche, wenn ich ihn einsperrte. Mit dem Cerro Murallón definierte ich mir eine neue Grenze für meine körperliche und mentale Leistungsfähigkeit. An diese Grenze möchte ich stoßen und setze sie sofort ein Stück höher, sobald sie erreicht ist. Der großartige deutsche Bergsteiger und Fotograf Reinhard Karl prägte einmal den Satz: »Richtig oben bist du nie«. Er drückt genau diesen Drang aus, den ich beim Klettern empfinde. Expeditionsbergsteigen ist für mich wie ein Pokerspiel. Ich bin besessen vom Gewinnen, gleichzeitig jedoch fasziniert von den Unwägbarkeiten, die mich davon abhalten können. Es ist absurd sich einer Aufgabe zu stellen, bei der das Wort Erfolgsaussicht gar nicht vorkommt. Aber andererseits brauche ich diese Schwierigkeiten als Reibungspunkte, an denen ich mich messen muss.



Zelte im Sturm auf einer Gletschermoräne.

Basislager

Endlich lag ich im Zelt im Schlafsack auf meiner Isomatte. Meine Füße waren von Blasen übersät und pochten schmerzvoll. Vom Passo Marconi aus, also dieses Mal von Norden her, hatten wir nach knapp einer Woche das Basislager erreicht. Auf der ersten Etappe halfen uns drei Freunde beim Transport der Ausrüstung mit Schlitten, doch einen Tag vor Erreichen des Basislagers trennten wir uns. Die nächsten fünf Wochen waren der Fotograf Klaus Fengler, Robert Jasper und ich auf uns alleine gestellt. Wir sahen in dieser Zeit keinen anderen Menschen, kein Lebewesen, keine Pflanzen, Blumen oder Bäume. Als wir spät am Abend den Wandfuß erreichten, mussten wir feststellen, dass es unmöglich war, wie noch im Jahr zuvor, eine sichere Eishöhle für ein Basislager zu graben. Es lag viel zu wenig Schnee. Am nächsten Tag zogen wir riesige Schneemauern um unsere Zelte, um nicht völlig schutzlos den unglaublichen Stürmen ausgesetzt zu sein.

Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl. Ich spürte, dass dieses Basislager nicht sicher war, und auch Robert war es nicht wohl in seiner Haut. In den letzten Stunden hatte der Wind ständig zugenommen. Mittlerweile trieben die scharfen Eiskristalle waagrecht über die Schneeoberfläche.

Am Murallón gibt es keinen Platz für ein sicheres Basislager. Obwohl wir zu dritt waren, empfanden wir unsere Ausgesetztheit und die Einsamkeit, ohne einen sicheren Zufluchtsort, besonders intensiv. Sollte sich einer von uns verletzen, wären wir trotz Satellitentelefon völlig auf uns alleine gestellt gewesen. Und dann brach mit der Nacht das Inferno über uns herein. Der Sturm entwickelte sich zum Orkan. Wütend fegte er über unseren jämmerlichen Schutzwall und innerhalb nur weniger Stunden betonierte der feuchte Schnee förmlich unsere Zelte ein. Um ein Uhr nachts gruben wir uns panisch durch einen zwei Meter langen Tunnel aus den Zelten. Auf allen vieren krochen wir um unsere Zelte und versuchten verzweifelt, sie von den Schneemassen zu befreien. Mit den Schaufeln rissen wir immer wieder Löcher in die Überzelte, der Orkan knickte die Gestänge wie Zahnstocher ab. Wir konnten nur noch reagieren und hoffen, dass wir diesen patagonischen Albtraum heil überstünden. Aber waren wir nicht genau wegen dieser Umstände, die diese Berge zu den größten Herausforderungen im Alpinismus machen, nach Patagonien gereist? Zu Hause an Roberts Küchentisch war es jedenfalls viel leichter ein Held zu sein.



Warten und Teetrinken – Expeditionsalltag.

Aber schon zwei Tage später lagen Robert und ich auf einem großen Granitblock auf dem Weg zum Einstieg und beobachteten den Pfeiler mit dem Fernglas, während Klaus im Lager die Spuren der Verwüstung zu beseitigen versuchte. Wie eine riesige, überdimensionale Leinwand lag die Nordwand vor uns, wir mussten das Kunstwerk nur noch auf sie übertragen, in unseren Köpfen war es schon längst fertig. Obwohl Robert und ich nur einmal vor der ersten Patagonienreise zusammen geklettert waren, verstanden wir uns so gut, als seien wir unser Leben lang schon gemeinsam geklettert. Noch verwunderlicher ist diese Harmonie, da wir beide typische Alphatiere sind. Uns beiden fiel es gleichsam schwer, in den Fußstapfen des anderen zu gehen. Nur wenn der Schnee Knietiefe erreichte, überließ ich gerne Robert den Vortritt. Wir waren beide von dieser Wand begeistert, und so einig wir uns vor einem Jahr waren, wieder an diesen Ort zurückzukehren, so einig waren wir uns auch bei der Auswahl der Linie. Was für ein Augenblick war das, als wir zusammengedrängt in der kleinen Nische standen und Robert begann die ersten Meter zu klettern! Wir fühlten uns wie Christopher Columbus, am Rand eines riesigen, unentdeckten Meeres aus Fels und Eis. Wir berührten Griffe und Tritte, die noch nie ein Mensch vor uns berührt hatte. Die Erwartung darauf schuf bei den vielen harten Trainingseinheiten immer die Grundlage für meine Motivation. Nur ein Augenblick, entschädigte er jedoch für alle Zweifel und Ängste sowie für sämtliche Entbehrungen und Schmerzen des Anmarsches. Es mag pathetisch klingen, aber es war ein erhabener Moment, jetzt am Ziel seiner Träume angekommen zu sein. Nicht viele Menschen haben die Möglichkeit, so außergewöhnliche Momente erleben zu dürfen. Wir fühlten uns wie Könige, wie Glücksritter am Ende der Welt.

Stefan im Vorstieg der 6. Seillänge, Schwierigkeit 7b.



Wir hatten zwar vorsichtshalber einige Bohrhaken dabei, aber wir wollten von vornherein versuchen, ohne einen einzigen Bohrhaken auszukommen, selbst an den Standplätzen. Unser Plan war, Fixseile bis über die Wandmitte einzusetzen. Eine Begehung im Alpinstil schien uns in Anbetracht der exponierten Lage, der hohen klettertechnischen Schwierigkeiten und der enormen Steilheit der Wand, vor allem jedoch wegen der unberechenbaren Witterungsverhältnisse, als unmöglich. Am Ende sollten wir Recht behalten. Ich verstehe nicht ganz die Argumentation einiger Kritiker, die auch in diesem Fall die Fixseile kritisieren. Wir waren überwiegend nur zu zweit in der Wand, kletterten und fixierten jeden Meter selbst. Am nächsten Tag, oder wenn es das Wetter wieder zuließ, stiegen wir erneut zu zweit ein und starteten an dem höchsten zuvor erreichten Punkt. In einem größeren Team, mit verschiedenen Seilschaften bringen Fixseile natürlich enorme Vorteile, aber unser Zweimannteam ist damit nicht zu vergleichen.

Wir kletterten den überwiegenden Teil der Seillängen frei. Nur an einigen Stellen und in eisigen und nassen Rissen kletterten wir technisch. Es war unglaublich. Obwohl der Luftdruck immer weiter fiel, blieb das Wetter konstant gut, fast eine Woche lang. Nach vier Tagen in der Wand waren Robert und ich so erschöpft, dass wir bei bestem Wetter einen Ruhetag einlegen mussten. Das rächte sich schrecklich. Wir erreichten in dieser Schönwetterphase bereits den etwas flacheren Teil der Headwall, 300 Meter unter dem Ausstieg. Es war genau dieser eine Ruhetag, der uns für die letzten 300 Meter fehlen sollte. Der Sturm brüllte in der Nacht ohne jede Vorwarnung los und zeigte uns schonungslos auf, dass wir in dieser Gegend nur geduldet waren. Als nach drei Wochen die Zelte völlig zerfetzten, nachdem wir nächtelang zu dritt in einem Zelt gelegen und uns mit aller Kraft gegen die Zeltwand und den Sturm gestemmt hatten, sahen wir keine Chance mehr. Während einer kurzen Wetterberuhigung, konnten wir 400 Meter der Fixseile abbauen, bevor wir in einem Gewaltmarsch zur Estancia Christina zurückkehrten.

Erklärung

Wir hatten verloren und doch gewonnen. Wir kletterten den Großteil einer Route an einem der schwierigsten Berge der Welt. Eine für uns magische Linie, für die es sich lohnte zu kämpfen. Wir waren besessen von einem Traum und spürten, dass erst, wenn wir diesen Traum gelebt hätten, wir wieder frei in unserem Denken wären. Dieses Mal wurde der Traum »Vom Winde verweht« und die Route hatte ihren Namen: »Gone with the Wind«.

Zu Hause spürten wir, wie erschöpft wir wirklich waren. Körperlich und vor allem mental. Ich fiel in ein Motivationsloch, doch selbst wenn ich mich zum Trainieren aufraffen konnte, schrie mein Körper nach Ruhe: Wir waren knappe acht Wochen unter einer enormen Anspannung gestanden. Keinen einzigen Tag konnten wir uns erholen, jede Minute waren wir in Alarmbereitschaft gewesen. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Schlaf ein Mensch über einen so langen Zeitraum auskommt und trotzdem leistungsfähig bleibt. Erst als wir wieder die kleine Blechhütte auf der anderen Seite des Upsala-Gletschers erreicht hatten, hatten wir das Gefühl endlich in Sicherheit zu sein, und brachen innerlich regelrecht zusammen.

2005 – die Entscheidung

...Wir wechselten uns nach wenigen Metern mit der Wühlarbeit ab. Schweiß rann mir unter dem Helm hervor, obwohl es bitterkalt war. Robert und ich waren auf uns alleine gestellt, zumindest für die ersten Wochen. Danach wollte Klaus mit Hans Martin Götz nachkommen, doch das war in diesem Moment kein Trost. Ich starrte schwer atmend auf den riesigen Pfeiler über mir und spürte die Resignation in mir aufsteigen, die ich bereits während des gesamten Anmarsches verspürt hatte. Jeder für sich alleine, versuchten wir uns mental auf den dritten Anlauf und die veränderten Umstände vorzubereiten. Ich wollte unbedingt ein drittes Mal an diesen Berg, obwohl ich nicht mehr darauf brannte, endlich wieder unter der Wand zu stehen. Ich konnte dieser wunderbaren Landschaft beim Anmarsch nichts mehr abgewinnen, die mich in den Jahren zuvor so unglaublich fasziniert hatte. Ich sah jeden Klettermeter bis zu unserem höchsten erreichten Punkt des Vorjahres als notwendiges Übel an. Das Unbekannte lag irgendwo dort oben in der Gipfelregion und das war mein alleiniger Antrieb.

Wir wollten unser Kunstwerk zu Ende malen, und ohne dass wir viel darüber sprachen, wusste jeder von uns, dass wir bei einem wiederholten Scheitern auch ein viertes oder fünftes Mal an die Wand zurückkehren werden. Es gab nicht mehr diese Neugier, was uns wohl hinter der nächsten Kuppe, in der nächsten Seillänge oder nach dem ersten Pfeiler erwartete. Wir wussten es bereits, wir kannten so gut wie jeden Stein, über den wir beim Anmarsch wieder stolpern würden, jede Griffabfolge an den Schlüsselstellen und wir wussten genau, an welcher Schuppe sich das Seil wieder verfangen wird. Die Motivation kam dieses Mal aus einer anderen Richtung. Ihr Geheimnis lag irgendwo da oben, verborgen in den letzten 300 Metern.

Nur an wenigen Stellen hingen noch Fetzen unserer alten Fixseile aus dem Vorjahr. Um keine Zeit zu verlieren, jümarten wir in zwei Seillängen sogar an diesen durchgescheuerten, teilweise nur noch aus fünf Litzen bestehenden Seilen. Obwohl wir zusätzlich sicherten, blieb uns das eine oder andere Mal beinahe das Herz stehen. Ich

stieg eine Seillänge vor und hing mit meinen Steigklemmen an einem dieser alten Fixseile. Fünf Meter über mir hing es nur noch an wenigen Litzen, den Zustand darüber konnte ich Gott sei Dank nicht sehen. Mein letzter Keil war fünf Meter unter mir. Ich traute ihm nicht, genauso wenig wie den nächsten beiden darunter. Ich schob eine Steigklemme im Zeitlupentempo über den zerschlissenen Mantel und wagte dabei kaum zu atmen. Als ich die zweite Klemme nachschieben wollte, raste ich plötzlich nach unten, als kappte jemand die Seile eines Fahrstuhls. Ich stand in meinen Steigklemmen und umklammerte die Griffe. Meine Handrücken und Knöchel schabten über den rauen Granit. Plötzlich stoppte meine rasante Talfahrt. Ich hing zehn Meter tiefer und umklammerte immer noch die Steigklemmen, die nach wie vor in dem alten Fixseil hingen. Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich realisierte, was passiert war. Nicht das Seil riss, sondern nur der Mantel, mit dem ich über die wenigen Litzen nach unten rauschte, bis das nächste Mantelstück die Talfahrt bremste. Zwei Tage konnten Robert und ich in der Wand arbeiten. Es lief hervorragend. Wir gewöhnten uns sogar zwischenzeitlich an das Alleinsein in dieser Abgeschiedenheit. Doch bei Zwischenfällen dieser Art wurde uns das Risiko, in dem wir uns bewegten, immer wieder aufs Neue vor Augen geführt. Risiken, die wir akzeptieren mussten, um eine Chance auf den Gipfel zu behalten.

Der Schatten des Murallón zog sich bereits weit auf den Upsala-Gletscher hinaus und oben im Norden glühten Cerro Torre und Fitz Roy um die Wette, als wir endlich das Biwakband unter der Headwall erreichten. Siebzehn Stunden waren wir auf den Beinen an diesem Tag und erst jetzt spürten wir die Müdigkeit, die Erschöpfung und die Kälte der bevorstehenden Nacht. Die Biwakausrüstung opferten wir für Seile und so saßen wir in unseren Gore-Tex-Kombis in den Biwaksäcken und schlürften die Suppe mit einem V-Profilhaken. Es war ein anstrengender Tag gewesen. Wir standen dermaßen unter Druck, dass Robert und ich uns sogar wegen einer Lappalie in die Haare geraten waren, was bisher in dieser Form noch nie vorgekommen war. Ich zog seiner Ansicht nach nicht schnell genug die Seile ein, nachdem ich ein großes Band erreicht hatte. Dieser Vorfall zeigte, unter welchem enormen Druck wir standen, wie angespannt und nervös wir beide waren. Doch nun wärmte uns die Suppe. Aufgedreht wie kleine Kinder, redeten wir über Gott und die Welt, über die Bars, die wir in Buenos Aires besuchen, und welche Weihnachtsgeschenke wir für unsere Lieben kaufen würden. Wir plapperten uns die Anspannung von der Seele und amüsierten uns köstlich über unsere Meinungsverschiedenheit Stunden zuvor. Wir waren in diesem Moment glücklich, die reichsten Menschen auf dieser Welt, die wir umarmen wollten. Plötzlich erkannten wir im letzten Licht auf dem Gletscher zwei winzige, schwarze Punkte, die sich langsam in Richtung Eishöhle bewegten. Klaus und ›Pater‹ kamen endlich an, leider jedoch zu spät. Durch Blinkzeichen begrüßten wir uns, bevor Robert und ich uns ans Zittern machten.

Showdown

In der Nacht zogen Wolken auf. Ich boxte von innen gegen meinen Biwaksack, in der Hoffnung wieder aufzutauen. Kurz nach fünf Uhr betrat Robert die vertikale Bühne für den letzten Akt, nur noch drei Seillängen waren es, bis zu unserem höchsten erreichten Punkt des vergangenen Jahres. Dieser Abschnitt ist so extrem überhängend, dass wir ihn in jedem Fall fixieren mussten, ansonsten hätten wir keine Chance gehabt, uns darüber abzuseilen. Mühsam arbeitete sich Robert technisch Meter für Meter höher, zum Freiklettern war es viel zu kalt. Immer mehr hohe Wolken zogen auf und verdeckten die aufgehende Sonne. Erst gegen elf Uhr betraten wir Neuland.

Als ich vor Tagen am Einstieg stand und dieses Bollwerk über mir thronte, verließen mich der Mut und der Glaube, ich zweifelte, ob wir jemals wieder so hoch in dieser Wand kämen. Aber da war es wieder, das Gefühl des Entdeckers, die Euphorie und der Glaube an die Chance, vielleicht doch noch den Gipfel zu erreichen.

Ich übernahm den Vorstieg und von Seillänge zu Seillänge legte sich die Wand etwas zurück. Wir gelangten in ein riesiges Riss- und Kaminsystem, das völlig vereist war. Fast jede Stelle, an der ich einen Keil oder Friend platzieren wollte, musste ich erst mühsam aus dem Eis freihaken, während eine tiefschwarze Wolkenbank von der Steppe bedrohlich schnell heranraste. Die Umrisse von Fitz Roy und Cerro Torre strahlten unwirklich, als die Wolkenbank sie verschluckte. Noch einmal wechselten wir die Führung, mit meinen Freikletterkünsten war ich kurz unter dem Ausstieg in diesen vereisten Rissen machtlos. Wir waren so angespannt, dass wir jegliches Zeitgefühl verloren, wir sahen das Gipfelplateau zum Greifen nahe, genauso wie das drohende Unwetter in unserem Rücken. Es wurde immer dunkler, kälter und die ersten Flocken trieben als Vorboten des Infernos zu uns herüber. Es war ein Wettlauf mit den Naturgewalten.

Um 21 Uhr stieg Robert auf das Gipfelplateau aus. Wolkenfetzen jagten um die Kante. Vielleicht ging am Ende alles viel zu schnell, vielleicht waren wir auch zu angespannt und hatten bereits die bevorstehende, nächtliche Abseilaktion im Kopf. Aber wir standen einfach nur da, fielen uns in die Arme, mehr nicht. In meinen kühnsten Träumen hatte ich mir immer ausgemalt, wie sich dieser Moment wohl anfühlen würde? Dabei trieb es mir jedes Mal die Tränen in die Augen. Doch nichts davon in der Realität. Drei Jahre waren wir besessen gewesen von dieser magischen Linie. Wir stimmten unser ganzes Leben darauf ab. Ich glaube, wir waren in diesem Augenblick einfach nur unglaublich erleichtert.

Der Sturm wurde immer stärker. Die ganze Nacht hindurch seilten wir Seillänge für Seillänge ab und bauten dabei trotzdem noch die Fixseile im oberen Wandteil ab. Im unteren Wandteil war es durch den starken Sturm einfach unmöglich. Um sechs Uhr morgens erreichten wir unser Lager. Wir harrten noch eine weitere Woche im Orkan in der Eishöhle aus, um die restlichen 500 Meter Fixseile abzubauen. Aber das Wetter sollte sich für die nächsten Wochen nicht mehr verbessern. Wir deponierten zwei Haulbags mit Ausrüstung und Trockennahrung in einem sicheren Depot für unsere argentinischen Freunde, die 2006 zum Murallón aufbrechen wollten, und kehrten bei orkanartigen Stürmen zurück zur Estancia Christina.

Wir hatten einen Traum, den wir leben durften. Was bleibt, sind Erfahrungen und Eindrücke, die wir nie vergessen werden. Das ist der eigentliche, wahre Reichtum im Leben.

Stefan Glowacz und Robert Jasper wurden mit ihrer Route »Vom Winde verweht« 9+/A2 2005 für den Piolet d'Or – der für herausragende internationale alpine Leistungen vergeben wird – nominiert.



Stefan und Robert am Stand in der Nordwand des Murallón.

Fränkische Andenkundfahrt 2004

Apolobamba einst und jetzt

VON HERMANN WOLF

»Harry 's Eis bricht!!!« Blitzschnell hacken die Geräte in das Eis und das Seil ist entlastet. »Huh!« Nach ein paar weiteren Abseillängen in der Wand schmeckt die letzte Dose Schmalzfleisch auf dem Gletscher. Der Pulsschlag beruhigt sich beim Anblick des ruhigen Gletschersees in den letzten Sonnenstrahlen. Später ist dann Zeit, die Ereignisse Revue passieren zu lassen:
Als wir zwei Wochen zuvor Lusuni und die Quebrada Punkupata erreichten, war ja noch nicht klar, wohin uns unsere Unternehmung führen würde. Nach Erkundungen suchte eine Gruppe den besten Zustieg zum Hauptgipfel des Nevado Chaupi Orco. Die unbegangene peruanische Nordseite imponierte mit komplexen Spaltensystemen und Eisabbrüchen – nicht nur ein Orientierungsproblem. Es galt auch, einen geeigneten Lagerplatz zu finden. Am 14. Juni brachen wir, Stephan, Benjamin (Ben) und Andreas (Harry) auf – Peter blieb krank im Basislager zurück. Der Weg führte über lose Moränenschutthalten an den westlichen Rand des Vizcachani-Gletschers. Wir entschlossen uns, keine Zeit zu verlieren und versuchten an diesem Tag noch ins obere Gletscherbecken aufzusteigen. »Jungs, noch ein Stück gerade, dann auf den Rücken hinauf«, hörten wir über Funk. Manchmal hatte Hermann von der anderen Talseite einen besseren Überblick. Am Ende des Spaltenlabyrinths fanden wir einen Platz für unser Zelt. Nach einer eiskalten Nacht in zwei Schlafsäcken und dem frühen Anstieg durch die Nordwestflanke wurden unsere Füße erst wieder in der Sonne auf dem Nordgrat warm. Das Büßereis plagte uns bis mittags, dann endlich standen wir auf dem 6059 m hohen Gipfel. Nur kurz – die aufziehenden Wolkenberge und Erinnerungen an die letzte Nacht trieben uns schnell wieder ins Tal. Spät war die Rückkehr ins Basislager und gemeinsam feierten wir an der üppigen Tafel des Lagerkochs Andres. Vorletzter Abend: »Geht noch was?« »Der Sorapata II taugt dir auch, gell.« Beim ersten Besteigungsversuch hatten wir eine interessante Anstiegsvariante ausgemacht. Vor dem Morgengrauen richteten wir, Harry und Ben, noch einmal die Rucksäcke und kurz darauf waren wir schon wieder in den garstigen Moränen unterwegs. Auf dem Gletscher konnten wir noch die Spuren der vergangenen Tage nutzen, doch dann ging es nach links in die Südostflanke. Zunächst durch lockeren Pulver, dann immer steiler durch vereiste Rinnen bis zu einem Riegel. Endstation? Ein bisschen links, ein bisschen rechts, so können wir uns durch ein Rinnensystem aus Eis und Fels mogeln. Spannend wird es an einem Eiswulst. »Mist, der Funk!« An der Schlüsselstelle hatten wir die Funkzeit vergessen. (Im Lager atmete Stephan später auf, als er Ben und Harry auf dem höchsten Punkt des Nev. Sorapata II ausmachen konnte.) Der Abstieg über die Aufstiegsroute forderte noch einmal höchste Konzentration – und der Ausbruch der Eisschraube im Abseilstand jagte uns gottlob nur einen großen Schrecken ein.

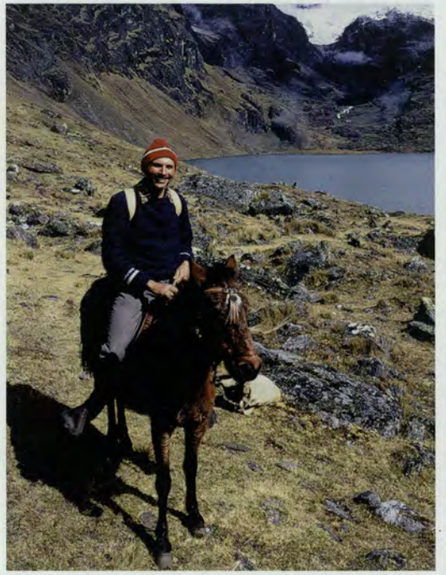
(Bericht der »jungen« Expeditionsteilnehmer)

Freund Maixl ritt unserer Gruppe voraus. Plötzlich war sein Pferd leer. Der Kumpel rutschte in einer Staubwolke den Hang hinunter, sein Sattel hing dem Gaul zwischen den Beinen. In der Nähe rauschte ein starker Wasserfall über einen Gletscherschliff.

Das war noch zu jener Zeit, in der mit klobigen Bergstiefeln durch schwere Wände geklettert wurde, gesichert an Haken undefinierbaren Durchrostungsgrades. Zur Ausrüstung im Steileis gehörten ein langer Pickel mit Holzschaft und ein Eisstichel in der Faust. Am Stand wurde mittels Hammer ein langer gezahnter Eishaken gesetzt.

Wir umrundeten 1968 erstmals die Cordillera Apolobamba, und zwar zu Pferd. Dafür hatten wir zuhause einen Proberitt gemacht. Von indianischen Ponys, wie man sie lenkt, Gas gibt oder bremst, von ihrer Psyche hatten wir trotzdem keine Ahnung.

Die Cordillera Apolobamba ist eine stark vergletscherte Berggruppe im Norden Bo-





Chaupi Orco 6055 m, Viscachani-Gletscher, Lag. Japuccocha 4996 m.
Foto: Hermann Wolf

liviens. Ein kleinerer Teil gehört zu Peru. Die Grenze verläuft über den Hauptkamm. Eine Berchtesgadener Expedition unter Werner Karl holte sich 1957 die höchsten Gipfel. Danach kamen weitere Gruppen aus mehreren Ländern, darunter unsere Oberfränkische Andenexpedition 1968. Nachdem die lohnendsten Berge bestiegen waren, wurden Expeditionen selten. Trekkinggruppen begannen, durch die einsame und reizvolle Kordillere zu wandern. Dennoch ist die Apolobamba im Vergleich zu den benachbarten Kordilleren Real und Vilcanota eine touristisch eher ruhige Gegend geblieben.

Bei Expeditionsberatungen und bei der Suche nach Trekkingmöglichkeiten fiel mir ein großer Talkessel westlich des Hauptkammes in Peru auf. Ein Kranz von Gletschern und Gipfeln zwischen 5000 und 6000 m umrahmte ihn. In der Fachliteratur fanden sich keine Hinweise. Alle Bergbesteigungen waren von außerhalb erfolgt. Sollte es sich um andines Neuland handeln? Eine aufregende und verlockende Entdeckung. Hatten die hohen Gipfel bisher den Zugang verborgen? Lag es an der Grenze? Da brachte mich Maixl's fast vergessener Sturz auf eine Spur. War der Wasserfall vielleicht der Abfluss der Gletscher aus den unbekannten Tälern? War noch niemand auf den Gedanken gekommen, zuerst gegen das Amazonas-Tiefland abzusteigen und dann, den Bächen folgend, wieder bergwärts zu gehen? Ein reizvolles Rätsel, das auf eine Lösung wartete.

Die ersten Versuche gingen daneben. Einmal fanden sich nicht genügend Teilnehmer für die Leserreise einer Bergsteigerzeitschrift. Vielleicht, weil ich vorsichtig war und dem Kind nicht den vollen Namen gab. Einige Zeit später konnten sich Kärntner Bergfreunde nicht für eine Kundfahrt ins Ungewisse erwärmen. Der oft missbrauchte Begriff Expedition erschien mir unpassend für das Unternehmen.

Dann verhinderten plötzlich unerwartet schwierige Zeiten weiteres Planen. Als Folge einer Fehlstellung aus der Kindheit schmerzte seit Jahrzehnten eine Hüfte. Es wurde unvermeidlich, sie durch eine Endoprothese zu ersetzen. Man versicherte zwar, dass ich danach wieder problemlos in die Berge gehen könnte. Doch zumindest Zweifel blieben und Furcht vor einem Misserfolg. Wenige

Abbildung linke Seite: Hermann Wolf an der Laguna Soral 1968.
Foto: Hermann Wolf

Tage vor der Operation wurde bei einer Vorsorgeuntersuchung eine andere, fatalere Entdeckung gemacht: Prostatakrebs! Alle Pläne, viele Ziele wurden plötzlich unwichtig. Gleichzeitig mit der folgenden Therapie galt es, über die Krankheit positiv denken zu lernen. Zu einem neuen Lebensverständnis zu kommen, aktiv zu bleiben, sich nicht hängen zu lassen oder abzusondern. Die Anteilnahme der Familie und von Freunden war sehr wichtig. Als bedeutsam erwies sich die Erkenntnis, dass Ziele notwendig sind. Dafür half die Zusage der Kollegen vom DAV Summit Club, dass ich natürlich weiter arbeiten könnte. Dies motivierte auch zum Trainieren der neuen Hüfte. Die vielen Behandlungen, das Auf und Ab der Befindlichkeiten zogen sich über eineinhalb Jahre hin. Dann endlich die erlösende Nachricht: Gesund! Aber noch in die Auseinandersetzung mit den Therapiefolgen, in den körperlichen Wiederaufbau, fiel der nächste Schlag. Die zweite Hüfte brauchte ebenfalls eine Prothese! Nach weiteren 6 Monaten war auch das überstanden. Dank konsequentem Muskelaufbau vor der Operation sogar besser als erwartet.

So kam es schließlich doch, dass sich Anfang Juni 2004 elf Mitglieder einer etwas ungewöhnlichen fränkischen Apolobamba-Mannschaft in Juliaca am Titicacasee trafen. Da waren die vier grauhaarigen »Alten« Gerd Dauch, Manni Obermaier, der bewährte Otto Reus aus der 68er-Expedition und ich. Wir wollten den erhofften Zugangsweg bestätigen, feststellen, ob es sich wirklich um Neuland handelte. Vielleicht den einen oder anderen Gipfel erstbesteigen und das Gebiet dokumentieren. Und da gab es überraschend die »Jungen« Andreas Bayerlein, Peter Butzhammmer, Dr. Stephan Fuchs und Benjamin Reuter. Wir kannten uns, zwei von ihnen sind Söhne alter Bergkameraden. Die Vier waren seit zwei Monaten in Peru unterwegs und hatten in der Cordillera Vilcanota über ein Dutzend schöner Berge bestiegen. Sie hatten sich in Cuzco kurz entschlossen, bei uns mit zu machen. Durch ihre Verstärkung konnten wir die Ziele nach oben und in ihrer Schwierigkeit erweitern. Besonders reizte die Erstbegehung des Hauptgipfels Chaupi Orco 6059 m von Peru aus. Hinzu kamen noch die peruanischen Helfer Andrés B. Zevallos, Modesto F. Huaman und Antonio B. Delgado. Mit einem gemieteten Bus starteten wir an einem frühen Morgen erwartungsvoll zur Rätselauflösung.

Abbildungen von oben nach unten:
Im Bruch des Sorapata-Gletschers.
Foto: Benjamin Reuter
Lag. Japuccocha 4996 m dahinter Salluyo III 5614 m und Salluyo II 5818 m mit Eisrinne. Besteigungen fraglich, von dieser Seite (N) aus noch nicht.
Foto: Hermann Wolf





Damals, vor fast vierzig Jahren, hatten wir in La Paz große Mühe einen Fahrer zu finden, der wusste, wo die Apolobamba lag. Und der bereit war, mit seinem Laster das Risiko miserabler Pisten und anderer Unbilden auf sich zu nehmen. In einem Dorf verwickelten ihn misstrauische Bewohner prompt in eine Schlägerei. Nachts kroch jemand unter die Abdeckplane der Ladefläche, wo zwei von uns aufpassten. Er faselte etwas von Zollkontrolle und verschwand. Halbwilde Hirtenhunde versuchten zähnefletschend über die Bordwand unseres fahrenden Lasters zu springen, hinter der wir hockten. Sie verbissen sich geifernd in die rollenden Reifen. In den Spitzkehren eines Passes musste der Fahrer zentimetergenau vor- und zurückstoßen. Der äußere Zwillingsreifen hing öfters in der Luft über heftig bröselnden Trockenmauern.

Diesmal waren wir schon am Nachmittag ohne Zwischenfall am Ziel. Es hatte sich sehr viel zum Guten geändert. Eine saisonal befahrbare Straße führt nicht nur bis zum Abra Iscaicruz, dem Pass zum Tiefland, sondern sogar weiter hinunter nach Sina. Anstelle von Reitern trifft man jetzt nicht selten Radfahrer, Autos und wacklige Busse. In größeren Orten kann man mit Europa telefonieren. Über die wellige Puna verstreut gibt es jetzt viele Gehöfte und neue ansehnliche Dörfer. Schafe und Rinder teilen neuerdings die kargen umzäunten Weiden mit den heimischen Alpakas und Lamas. Aus den windigen Hütten im Lusunital ist das kleine Dorf Corihuara geworden, mit festen Steinhäusern und schönen Schulgebäuden. Die Mädchen tragen Schuluniform, ihre Eltern sind sauber gekleidet.

Der Lehrer empfing uns sehr liebenswürdig. Wir durften im Schulhof zelten und die Küche in einem Klassenzimmer einrichten. Unsere erste und wichtigste Frage wurde schnell und eindeutig beantwortet: Noch nie sind Bergsteiger von hier aus dort hinauf gegangen!

Wie verabredet erschienen am nächsten Morgen die Arrieros mit den Tragtieren. Sieben Pferde und sechzehn Lamas. Wir hatten es eilig und warteten das Beladen der Tiere nicht ab. Der Weg zum Gletscherschliff mit dem Wasserfall war uns bekannt. Nach vier Stunden öffnete sich vor uns ein weiter Talboden. Große Freude, Erleichterung und Staunen. Der Schlüssel hatte genau gepasst! Den linken Talrand teilten hinter hohen Moränen gewaltige, zerrissene Gletscherströme, darüber die Eisgipfel des Hauptkammes. Im Talhintergrund der Chaupi Orco mit einer ausapernden Nordwand, rechts zwei Reihen dunkler Felsberge. Ungeduldig erwarteten wir die Tragtiere. Sie erschienen sehr verspätet, weil die Arrieros die schweren Lasten der Pferde selbst über die felsigen Steilstufen schleppen mussten. Die Lastlamas dagegen hatten keine Probleme. Rechtzeitig vor der Dunkelheit errichteten wir das Lager auf der ebenen Weide Punkupata neben einem Bach auf 4630 m.

Bei unserem nicht ganz legalen Ritt am Lusuni-Pass damals über die Grenze von Bolivien nach Peru waren die wenigen grasgedeckten ärmlichen Hütten von Lusuni die einzigen menschlichen Behausungen weit und breit. Wir rasteten vor dem letzten harten Anstieg zum Iscaicruz-Pass. Zwei Erlebnisse warfen Schlaglichter auf den Entwicklungsstand der Bevölkerung. Eine der Indianerinnen wollte von uns wissen, wie unsere Frauen die leuchtend rote Farbe herstellten, mit der sie die Wolle unserer Pullover gefärbt hatten. Mit ihren Pflanzenfarben würde die Alpakawolle nie so schön! Ein Indio erstarrte vor Schreck, als ich aus kaltem Wasser und Brausepulver eine sprudelnde Limo mixte. Als ich ihm davon etwas anbot, zögerte er lange, das scheinbar kochend heiße Gefäß in die Hand zu nehmen. Dann schwangen wir uns auf die kleinen Indiopferde und machten uns auf den steinigen Weg. Droben am Pass fand der jährliche Markt statt. Indianische Familien mit schwer beladenen Schultertüchern kamen uns in ihrem typischen Trippelschritt entgegen. Häuptlinge mit scharf geschnittenen Gesichtern galoppierten vorbei. Sie trugen fein gewebte Festtagsponchos, hatten Federkronen auf dem Kopf und würdigten uns Fremde mit keinem Blick. Noch nie hatten wir so edle Rösser in der Kordillere zu Gesicht bekommen.







Abbildungen von oben nach unten:
Sorapata III 5440 m und Sorapata II 5511 m.
Foto: Benjamin Reuter
Beladen der Last-Lamas am Lagerplatz Punkupata.
Foto: Hermann Wolf
Goldwäscher Campamento Minero Kunuyo, Cord. Apolobamba.
Foto: Hermann Wolf

Literatur:

»Mountaineering in the Andes«
A Sourcebook for Climbers, 1994, Jill Neate
»Die Gletscher der bolivianischen Anden« Erdwissenschaftl. Forschung Bd. 32 Karte 4
Prof. Dr. E. Jordan
»The High Andes«
A Guide for Climbers, John Biggar, 1996
»Bolivia« A Climbing Guide, Yossi Brain, 1999
»Cordillera Apolobamba« DAV Expedition 2005, Sektion Oberland
Verschiedene Exped. Berichte und Jahrbücher, DAV Bibliothek
IGN Karte Nr. 3041
»Rinconada«
1:100 000

Längst gingen wir zu Fuss und zogen unsere scheinbar todmüden Ponys hinter uns bergauf. Im Lager auf der Passhöhe wurde in der nächsten Nacht im Küchenzelt aus einem 50-Liter Wasserbehälter ein einziger Eisblock. Die indianischen Helfer schliefen wie üblich nebeneinander unter Pferdedecken hinter einem Windschutz aus Sattelzeug. Sie teilten gewissenhaft, was wir ihnen zum Abschied schenkten. Eine große Plastiktonne voll Hörnchennudeln schütteten sie auf ein großes Tuch. Sie hockten sich an die Seiten und reihum schob jeder jeweils ein einzelnes Hörnchen zu sich herüber. Wir zahlten sie aus und sie machten sich auf den weiten Heimweg nach Bolivien. Mit ihren enormen Tragtuchballen, den dünnen Waden und nackten Füßen in Gummisandalen erschienen sie uns wie Spinnen, die langsam in den Weiten der Puna verschwanden. Ein berittener Polizist überraschte uns. Er durchsuchte unsere Ausrüstung und kontrollierte unsere Pässe. Wegen der Skistöcke und Eispickel hielt er uns für illegale Goldsucher. Der Laster, der uns schließlich in die Zivilisation zurückbrachte, rumpelte die ersten Kilometer weglos über die Puna, alten Fahrspuren folgend. Vor ein paar Tagen noch hatte Maixl gefragt: »Meinst du, wir kommen hier jemals wieder raus?«

Gemeinsam verschafften wir uns am nächsten Tag von einer Anhöhe über der großen Lagune Japuccocha 5000 m einen ersten Überblick. Das Panorama war sehr vielversprechend. Es war aber auch nicht zu übersehen, dass wir es mit größeren Entfernungen und mit riesigen, zerklüfteten Gletschern zu tun haben würden. Ein Felskamm teilte das beeindruckende Gipfelrund in zwei Täler. Wir konnten wie geplant mit der Erkundung beginnen. Die Einen würden sich den niedrigeren Bergen zuwenden, während sich die Anderen der Eroberung höherer und anspruchsvollerer Etagen widmeten.

Während der folgenden zehn Tage waren wir viel unterwegs und erkundeten die Topographie der Gegend. Die ältere Gruppe bestieg in unterschiedlicher Besetzung die leichten Fünftausender Huejoloma I, II, und III. Nirgends fanden wir Spuren oder Gipfelzeichen. Wir scheiterten am Felskletterberg Co. Yanaloma wegen fehlender Ausrüstung und am Sorapata III auf einem Vorgipfel im Schneetreiben. Unsere bergbegeisterten peruanischen Helfer, die sich sonst vorbildlich um ihre Hauptaufgaben, Lager und Küche kümmerten, begleiteten uns oft. Sehr hilfreich war manchmal ihre Verbindung nach Cuzco mit dem Satellitentelefon.

Unsere jungen Freunde holten sich zwischen Schwimmschnee, Spalten und Eistürmen eine erste Abfuhr am schwierigen Sorapata II. Sie verzichteten auf eine weit entfernte, sportlich verlockende Eisrinne zwischen zwei Salluyo-Gipfeln und stellten sie zugunsten des Hauptzieles zurück. Dafür wurde der weite Zugang über loses Moränengeröll zum Sechstausender Chaupi Orco erkundet, dem höchsten Berg der Kordillere. Einige Tage später standen die Jungen nach einer kalten Nacht im Hochlager als Erste von peruanischer Seite aus auf dem Gipfel. Der Anstieg über den wild zerrissenen Vizcachani-Gletscher war steil und unübersichtlich gewesen. Ein sehr glücklicher Tag für sie und die ganze Gruppe. Der anfangs misslungene Sorapata II ließ sie nicht ruhen. Am letzten Tag wurde auch sein schwieriger Gipfel erstmals erreicht.

Hoch im Azulcocha-Tal trafen wir auf Steinhütten bei einer primitiven Goldmine, das Campamento Minero Kunuyo. Die indianischen Mineros waren anfangs sehr misstrauisch. Sie wurden erst zugänglicher als wir ihnen versicherten, dass wir absolut keine Konkurrenz wären. Das Mineral wird in Handarbeit über 5000 m hoch aus dem Berg gewonnen. Im Campamento wird es ohne Maschinen gemahlen und gewaschen. Schließlich wird mit bloßen Händen der goldhaltige Schlamm mit Quecksilber vermischt, welches das Metall bindet. Durch Erhitzen und Verdunsten des hochgiftigen Quecksilbers verbleiben schließlich geringe Mengen Gold. Wir hatten Glück, dass der Bach aus dem Campamento nicht an unserem Lager vorbeifloss.

Dann erschienen früh am Morgen die Arrieros mit den Tragtieren. Noch ein paar Fotos vom Lagerabbau, vom Packen und Beladen der Lamas, von der Gruppe. Wir wanderten sehr zufrieden talwärts. Der Lehrer und die Kinder der Schule begrüßten uns mit lustigen Liedern und selbst gemalten Rätselbildern. Wir bedankten uns mit guten Wünschen und Gastgeschenken. Unser Rätsel war gelöst. Am nächsten Abend gab es in Juliaca ein fröhliches peruanisch-fränkisches Abschiedsessen. Unsere einheimischen Helfer hatten ausgezeichnet gearbeitet. Wir waren ihnen dafür dankbar.

Trotz der ungewöhnlichen Kombination von Studenten, Pensionisten und Peruanern hatte unsere Mannschaft sehr gut harmoniert. Die Vereinbarung, Entscheidungen zu diskutieren und durch allgemeine Übereinkunft zu treffen, hatte sich bestens bewährt. Auf einen Leiter hatten wir verzichtet, obwohl das Risiko bekannt war. Denn nicht wenige Expeditionen sind zerstritten zurückgekehrt. Unsere Vermutung von einem großen, bergsteigerisch noch unbetretenen Gebiet trifft mit großer Sicherheit zu. Das Fehlen jeglicher Spuren, die Aussage des Lehrers in Corihuari, der seit zwanzig Jahren dort arbeitet, und die Andenchronik von Jill Neate 1994 bestätigen dies.

Ein Jahr später schon besuchte eine kleine Expedition der Münchner Sektion Oberland die Region. Sie kletterten erstmals auf Janaloma I und machten eine schöne Überschreitung von Sorapata II und III. Letzterer war eine Erstbesteigung. Wegen Steinschlag verzichteten sie auf die N- und W-Flanken des Chaupi Orco. An einem der Salluyo-Gipfel kamen sie nach schwierigen Eispassagen dem Gipfel nahe. Auch sie fanden keine Spuren früherer Besteigungen. Ihnen begegnete überraschend ein peruanischer Bergführer aus Arequipa mit seinen Kunden.

Nachfolgern bleiben noch viele lohnende Möglichkeiten für Erstbegehungen und vielleicht sogar Erstbesteigungen. Wegen fehlender exakter Expeditionsberichte und Skizzen, und wegen der früher leider üblichen Benennung bestiegener Gipfel mit fremden Namen ist es unklar, ob an zwei der drei formschönen Salluyos im Süden überhaupt schon geklettert wurde. Neben den zeitweise wohl gefährlichen Möglichkeiten Chaupi Orco Nord und West sind besonders noch die sichereren Eisanstiege auf den Chaupi Orco Norte sowie die Überschreitung des gesamten sehr hohen Verbindungsgrates zum Hauptgipfel vom Vizcachani-Tal aus zu nennen. Dies wären große, lohnende Ziele und Erstbegehungen von Peru aus. Sie sind allerdings leistungsfähigen, gut ausgerüsteten Expeditionen mit genügend Zeit vorbehalten, um Hochlager einzurichten. Für kleinere Gruppen und Trekkings bieten sich noch die Gipfel um den mittelhohen Guanacunca im Südwesten an. Kürzere Felskletterein dürften sich auch im Gratverlauf des Yanaloma finden.

Noch ein persönliches Fazit. Nach Krankheit und Zweifeln war das Gelingen unserer Kundfahrt eine große Genugtuung. Zu meiner Freude konnte ich in der Kordillere mit geringen Abstrichen bei den gleichaltrigen Freunden mithalten. Wieder daheim, bescheinigten mir die Ärzte eine gute Verfassung. Der Orthopäde freute sich mit mir sehr über die wieder gewonnenen Möglichkeiten. Der Urologe ist wohl ein Spaßvogel. Er diktierte in seinen Bericht: »Der Patient klagt über Luftmangel auf 5000 m Höhe«.



Teilnehmer der Kundfahrt in Corihuari.
Foto: Hermann Wolf



Kultur und Wissenschaft

Richard Goedeke

Ferdinand Hujer

Stefan Spath

Monika Gärtner/
Friederike Kaiser

Harald Grund/
Friederike Kaiser

Peter Donatsch

Mit Pinsel und Zeichenstift unterwegs im Himalaya

VON RICHARD GOEDEKE

Zeichenstift und Pinsel haben die Entdecker der ganz großen Berge fleißig benutzt, um den Menschen im fernen Europa eine Vorstellung von den Wundern zu vermitteln, die sie dort gesehen hatten. Die Brüder Schlaginweit etwa haben neben Zeichnungen prächtige Aquarelle mitgebracht, und obendrein sogar meterlange Ölgemälde. Wir können sie noch heute im Alpinen Museum bewundern. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, was für eine Arbeit damals neben dem Vorgang des Malens hinter dem Transport der Materialien und dann dieser Bilder quer durch das unwegsame Gebirge und um ein Viertel des Erdumfangs hierher nach Mitteleuropa stand, dann kommen wir aus dem Staunen kaum heraus. Damals war dies die einzige verfügbare Form von bildlicher Dokumentation dieser exotischen Welt, gewissermaßen Stand der Technik.

Mit der Erfindung der Fotographie wurde eine technisch perfektere, wenn auch anfangs nicht weniger umständliche und nach dem Gepäckumfang nicht weniger aufwändige Methode bereitgestellt, einen bildlichen Eindruck dieser Berge festzuhalten und vielen Menschen zugänglich zu machen. Das war zunächst nur Schwarz-Weiß-Photographie und darin hat vor allem Vittorio Sella zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts im Karakorum Marksteine gesetzt. Farbbilder dagegen blieben noch lange dem Malen vorbehalten.

Sayambhu.
Alle Bilder vom Autor.



Wenn dagegen heute Menschen in die großen Gebirge reisen, dann haben sie Kameras und Speichermedien dabei, die im Vergleich zu jenen klotzschweren Strahlenfallen und ihren schweren Glasplatten samt zugehöriger Dunkelkammer federleicht und rasch und idiotensicher zu bedienen sind. Probleme kann es zwar mit dem Einfrieren der Verschlüsse oder dem Ausfall zu kalt werdender Batterien geben, aber so dusselig muss man ja nicht sein, sein Bildaufzeichnungsgerät bei eisiger Kälte außen am Körper zu tragen. So entstehen denn vor so phantastischen Motiven gewöhnlich mühelos Bilder über Bilder, brillant scharf und farbig, und meist so schön, dass hinterher die Qual der Auswahl das Hauptproblem der Dokumentation wird.

Heutzutage in solche Gegenden zu ziehen und dabei zum Bildermachen Block, Zeichenstift, Malkasten und Pinsel mitzunehmen, das ist vom Technischen her natürlich völlig obsolet, ein geradezu atavistisches Unterfangen. Aber ist es deshalb unergiebig?

Als ich nach einem langen Berufsleben mit staatlich fixierten Ferienterminen genau während der nepalüblichen Regenzeit erstmals in der passenden Jahreszeit zum Bergsteigen in dieses gelobte Land fahren konnte, da stand für mich trotz der Kamera und



Dhaulagiri von Muktinath.

dem Sack voll Filme fest, dass ich auch malen wollte. Dieses Land verspricht in den Wintermonaten trockenes Wetter und damit auch bei primitiven Formen der Fortbewegung und Unterkunft günstige äußere Bedingungen. Wichtiger war mir jedoch dabei, dass es ein Land ist, dessen Philosophie und Religion der Muße hohen Rang einräumt. Und ich erhoffte mir, davon etwas angesteckt zu werden. Denn eigentlich gehörte es für mich von Kindesbeinen an zur idealen Vorstellung, die Vergänglichkeit des lebenswerten Augenblicks im Bildermachen zu überwinden, das Wesentliche herauszufiltern und über den Moment hinaus festzuhalten. Und Bildermachen, das bedeutete mir von klein auf, zu zeichnen und zu malen, so Bilder zu machen, wie ich sie von meinem Vater kannte, den der Krieg verschlang, noch bevor ich ihn wahrnehmen konnte, aber dessen Zeichnungen und Aquarelle mir schon früh vermittelten, wie sie einmal Gesehenes bleibend ergreifen können. Ich hatte versucht, ihm nachzueifern, vernachlässigte es aber später im Einstieg in Beruf und wegen anderer Verpflichtungen und Ziele lange zugunsten der rascheren Fotografie – bis ich zu meinem Missvergnügen bemerkte, dass man auch Zeichnen und Malen verlernen kann und ich es deshalb zumindest phasenweise wieder aufgenommen hatte.

Das Malen sollte allerdings handhabbar sein. Ein acht mal zehn Zentimeter großer, fingerdicker Blechkasten mit acht Näpfchen Aquarellfarben und einem kleinen Steckpinsel, das sollte genügen, denn schließlich würde ich dieses Stück Gepäck immer selbst tragen müssen. Schon um es immer verfügbar zu haben. Und als Block erschien mir DIN A5 das höchste praktikable Format. Weil ich sonst beim Aquarellieren größere Formate gewöhnt bin, war ich richtig neugierig auf die Ergebnisse des Experiments, mich auch mit der Größe des Papiers so rigoros zu beschränken.

Hatte ich vorweg eigentlich nur das Bildermachen als Prozess des Schaffens von möglichst angemessenen Abbildungen im Auge gehabt, so stieß mich gleich der erste Tag unterwegs in eine völlig andere Dimension von Erfahrung. Sobald ich mich nämlich in Benisahar an einer geeigneten Stelle hingesetzt und meine Malutensilien







ausgepackt hatte, versammelte sich im Nu eine hochinteressierte und völlig ungenierte Traube von Menschen aller Altersklassen. Sie sahen fasziniert zu, wie da jemand zu Fuß Bilder zu machen versuchte, teils kommentierten sie auch die Bemühungen: Das Bildermachen wurde Anlass für Kommunikation. Ganz besonders natürlich, weil die Bilder Schritt für Schritt entstanden, gleich erkennbar und verfügbar wurden. So richtig intensiv zum Anlass für Kommunikation waren natürlich Portraits der anwesenden Leute. Dabei geriet ich rasch in einen Konflikt. Meine Modelle wollten selbstverständlich die Bilder haben. Andererseits wollte ich gerade die gut gelungenen ebenso selbstverständlich als Erinnerungsstücke behalten. Ich löste diesen Konflikt damit, dass ich vorweg vereinbarte, jeweils zwei Bilder zu machen – eins für den Dargestellten beziehungsweise die Dargestellte und eins für mich. Damit wurde die Sache eine angemessene Win-win-Situation. Die teils zuerst skeptischen Gesichter der Älteren, die wachen der Jüngeren zu studieren und davon etwas aufs Papier zu bringen, das machte mir und allen Beteiligten offensichtlichen Spaß. Die Leute drängten sich immer dichter heran. Und es war mühsam, mich zum Abendessen aus diesem Gewimmel herauszuwinden.

Mir wurde erst nachträglich bewusst, wie viele der Leute mit schniefenden Nasen und Husten dabei gewesen waren. Und dass es eigentlich für jemanden, der gerade einen Atemwegsinfekt mit Antibiotika niedergekämpft hatte, ein ganz schön riskantes Unterfangen bedeutete. Die nächsten Tage sollten denn auch zeigen, dass solche Befürchtungen durchaus begründet waren.

Da der Trekkingtag eine beschauliche Sache war und jedem viel Gelegenheit zur eigenen Zeiteinteilung ließ, bot sich unterwegs bei Rasten oder auch zwischendurch auf der Strecke an besonders malerischen Plätzen Gelegenheit zum Stopp für ein Bild. Die Rast unter einem der großen Schattenbäume am Weg, der Blick in das sich öffnende Seitental zu für uns erst einmal namenlosen Siebentausendern hoch über dem Gelb der Reisterrassen und dem Schmutziggrün des Bergwaldes, die sich beim



Bleistiftporträts.



Lhotse von Oshu.

Lunch im Blau aufbauenden und die Berge verschluckenden Wolkengebirge, die inspirierten mich schon zum Anhalten. Ebenso wie das Interesse meiner Begleiter an den so rasch verfügbaren Sofortbildern.

Ich wählte meist einprägsame Motive, typische Ansichten. Und ich bemühte mich, mich nicht in Details zu verlieren. Schließlich hatte ich auch in dieser Welt ohne Uhr nicht beliebig viel Zeit, denn ich wollte natürlich nicht wegend des Malens unterwegs zum Eigenbrötler werden. Aber es kam mir dabei ohnehin auf den Gesamteindruck, das Erfassen der Stimmung und des Wesentlichen an. Die Details kann der Fotoapparat ohnehin besser erfassen. Obwohl ich nachträglich feststellen konnte, dass es durchaus Bilder gab, die meine Kamera nicht angemessen bewältigte. Eine Abendstimmung mit dem letzten Licht hellgleißend auf dem Gipfel eines Siebentausenders hoch über dem schon im Dunkel versinkenden Tal etwa. Oder die hingehauchten Silhouetten der Vorberge beim Ausblick von einem Pass.

Die acht Farben genügten vollauf. Nur Sepiabraun, Ultramarin, Ocker und Grün wurden reichlicher gebraucht, Zitronengelb und Zinnoberrot benutzte ich nur selten und dann meist nur in homöopathischen Dosierungen beim Mischen besonderer Farbnuancen. Und wenn ich kein Wasser zur Hand hatte, dann erwies sich der Tee aus der Thermosflasche auch als durchaus brauchbar.

Tagsüber halfen die Wärme des Tales und die Trockenheit der Luft beim Malen. Die neu angelegten Farbflächen trockneten dann rasch, erlaubten das Weitermalen ohne lästige Wartepausen und ungewünschtes Verlaufen von Farben durch bloße Ungeduld. Nur erwies sich mein kleiner Steckpinsel als suboptimales Gerät, denn die Haare weigerten sich gewöhnlich beharrlich, zu einer Spitze zusammenzukommen. Gegen Abend dagegen wurde das Malen zur Geduldsprobe, weil die absinkende Temperatur die Luftfeuchte erhöhte und das Trocknen der Farbflächen verlangsamte.



Lata Marang.

»Ist das Kunst?« fragte mich einer der Menschen, die mir einmal dabei über die Schulter guckten. Und es klang nicht mokant, sondern tatsächlich offen fragend. Aber ich wusste dazu keine Antwort: »Ja« zu sagen, das erschien mir großspurig. Was ich da schuf, das war ja etwas, was andere schon ähnlich geschaffen hatten, was zumindest für unseren westlichen Kulturkreis mit der Vorstellung von stetigem Fortschritt zu immer Neuem nicht originell genug war, um anerkannte eigenständige Kunst – sozusagen Kunst mit dem großen K – zu sein. »Nein« zu sagen, das hielt ich jedoch genauso für unangemessen. Was ich da mach-





te, das war kein naives Malen, denn natürlich habe ich vom Realismus, vom Impressionismus und Expressionismus gehört, gelesen, gesehen. Aber zugleich schob ich dieses Wissen beiseite und wandte mich dieser großartigen Landschaft zu, die ich jetzt nach Träumen der Jugend und Frust von Unerreichbarkeit in der leistungsfähigsten Lebenszeit tatsächlich real vor mir hatte. Diese Anblicke so bewusst wie möglich zu sehen, aufzunehmen, wesentliche Elemente des Gesehenen zu erkennen und festzuhalten, damit diese für mich bedeutsamen Augenblicke in ihrer Eindringlichkeit verlängern, das war mein Ziel. Dass ich dabei im Bemühen, das Wesentliche, Einmalige oder Charakteristische des Augenblicks zu erfassen und aufs Papier zu bringen, genau den gleichen Prozess vollzog, den auch allgemein anerkannte Künstler vollziehen, daran zweifelte ich nicht. »Es ist meine Sicht dieses Augenblicks.«



Kali Gandaki bei Tukuche.

Sie zu schaffen, das schärft den Blick. Für die ewige Harmonie der natürlichen Linien und Formen, für den die Felsstrukturen nachzeichnenden kilometerhohen Talhang. Für das Netz der Ackerterrassen, geschaffen unter dem Schweiß von Generationen um ihren Lebensunterhalt ringender Bergbauern, die ich als eindringliche Land Art zeitloser Schönheit jenseits von Linieal und rechtem Winkel begriff und immer wieder tief bewunderte. Für den in Anpassung an die natürlichen Hindernisse ungeplant in den Hang getretenen Steig. Für die nach archetypischen Formen gebauten Hütten, Häuser, Tschorten. Für die in tieferen Lagen wuchernde, in höheren Lagen verkrüppelt kämpfende Vegetation. Für jenen Steilabbruch in einem Grat, jenen Schwung des fernen Wechtensaumes hoch oben im Blau, mit der vom Höhensturm weit hinausgeblasenen Schneefahne, jenen unerreichbar dort oben stehenden Göttergipfel. Das Malen drängt zum genauen Schauen. Das genaue Schauen erst macht möglich, so zu malen, dass das Bild den Augenblick spiegelt.

Den Zufälligkeiten der Entstehung der Naturformen entsprechen zufällige Vorgänge beim Malen. Das Verlaufen von Farben kann ich provozieren, aber nicht in jedem Detail steuern, kann lediglich entscheiden, ob ich es zu löschen oder zu korrigieren suche – oder ob ich das Entstandene akzeptiere, weil es dem Gesamtergebnis dient.

Aber nur mit Formen und Farben zu spielen, darauf kam es mir nicht an. Ich wollte nicht die Berge an sich feiern, sondern diese Berge in ihrer Individualität und in der Individualität ihrer Einbettung in ihre Umgebung und in die Stimmungen von Wetter und Tageszeit. Oder diese Orte. Oder diesen Baum. Die Annapurna unter dem Mittagslicht. Der Manaslu am Abend über dem Waldtal von Chame. Die filigranen Hüttchen von Langtang. Die Gangapurna von den kahlen Hängen um Thorong Pedi aus am Nachmittag. Der Dhaulagiri von den Tempeln von Muktinat oder über den zerzausten Waldkulissen des Poon Hill. Die Reisterrassen von Gandruk. Der Machpuchare über Wolken schwebend.

Oder im folgenden Jahr am Pike Trail, zum Mera Peak und auf der Wallfahrt zum Fuß von Sagarmatha ähnliche, aber doch im Einzelnen durch die spezifischen lokalklimatischen Bedingungen anders geprägte Eindrücke: Die bizarren Bergwaldszenerien im Nebel, oder bei Sonne mit ihren Durchblicken zum Numbur und Karyo-



Text und Aquarelle sind dem Buch von Richard Goedeke entnommen: »Nepal Notizen – mit Stift, Pinsel und Kamera«; erschienen 2006 im Verlag wt-BuchTeam

Khimiti Khola.

lung. Die von Abendwolken umspielten Felsrippen der Bergflanken vor dem Zatwr La. Der entmutigend himmelhoch über riesigen Talzügen thronende Eisgipfel des Mera Peak. Die unnahbar rasante Eispyramide des Kyashar unwirklich vor dem tiefblauen Morgenhimmel über den Schotterfluren des Hinkutales. Der Blick von der großen Moräne bei Khare Camp zu den noch kaum betretenen Eisgraten des Malanphulan. Die Ama Dablam über der Tschorte vor Pangboche im Morgenlicht. Everest und Lhotse mit kilometerlanger Wolkenfahne...

Unter der Zufälligkeit des Tagesablaufs blieb so manches Bild ungemalt. Andere scheiterten an der Abendkälte. Eins wäre fast wegen des einzigen Regens während eines ganzen Treks verloren gegangen, wenn nicht Dafuri mir seine Schirmmütze schützend darüber gehalten hätte, damit ich es trotz der Tropfen beenden konnte. Bei anderen malte die raue Umgebung mit. So entdeckte ich bei einem Bild hoch oben an einem eisigprächtigen Morgen auf 5200 Metern Höhe immer wieder Fusseln auf dem Papier und fahndete nach den Mooskrümeln, die da wohl in mein Wasserschälchen geweht worden waren. Bis ich entdeckte, dass der gerade gemalte Himmel über der Pyramide des Pumori Eisblumenstrukturen zeigte und mein Pinsel am Vereisen war.

Ich habe Tausende von wunderbaren Fotos mitgebracht aus diesem wunderbaren Land. Aber gesehen habe ich es vor allem in den Stunden, in denen ich dort gemalt habe. Deshalb sind mir diese Eindrücke die tiefsten. Und deshalb sind mir die vor Ort gemalten Bilder von dort die größten Schätze.

Pumori vom Pokalde Base Camp.



Der lange Weg nach Genua

Wien – Großglockner / Großglockner – Rheingraben

VON FERDINAND HUJER

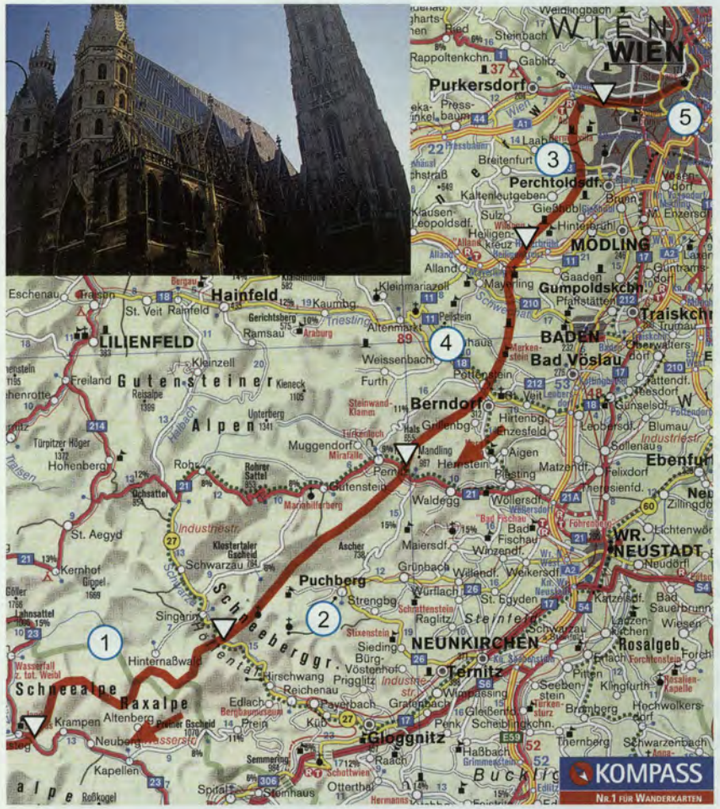


Bild oben: Stephansdom, Wien. Alle Fotos vom Autor. Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB

So geht's bei mir also nicht. Ich könnte keiner wie Hans Kammerlander werden. Aber die Berge sind schon »glass«, wie Dr. Karl Mais sagt, damals noch Mitarbeiter der Karst- und höhlenkundlichen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, bei der ich gerade mein Praxissemester absolviere. Wien – das liegt am östlichen Ende der Alpen. Ich schaue auf die Karte. Am anderen Ende ist Genua. Da lese ich Herbert Tichy's Buch »Land der namenlosen Berge«, in dem er eine Durchquerung Westnepals beschreibt. So muss es sein. Ab und zu ein Berg, dazwischen Menschen und Landschaften. Auf meine Bedürfnisse übertragen heißt das: Ab und zu eine Bergtour, dazwischen Familie, Beruf, Ausruhen, das normale Leben eben.

Und da ist die Idee. Ich laufe von Wien nach Genua, längs über den Alpenbogen. In Etappen, das normale Leben dazwischen. Ich bin ja kein Berufsbergsteiger.

Die Reihenfolge der Etappen muss egal sein, um flexibel zu bleiben. Bedingung ist nur, wieder dort anzufangen, wo ich mal aufgehört hatte. Damit ein zusammenhängender Weg entsteht. Somit setze ich mir auch kein Zeitlimit. Es darf schon den Rest des Lebens dauern. Es gibt also Etappenanfangs- und -endpunkte, diese sind variabel, je nach dem, ob ich die Etappe wie geplant durchziehen kann, oder ob z.B. ein Notabstieg mich woanders hin verschlägt. Nur immer wieder dort anfangen, wo ich mal aufgehört hatte....

So kann's gehen.

Ach ja, und zu Fuß soll es sein. Zu Fuß ist eine gute Geschwindigkeit für die Berge. Nie hätte ich die Ausdauer von Hans Kammerlander. Ein Leben für das Bergsteigen. Da gehört schon Kondition dazu. Psychische. Die hätte ich nicht. Auch physisch schaffe ich seine Leistung nie im Leben. Hans Kammerlander soll aber immer ein Maßstab bleiben, beim langen Weg nach Genua. Bin ich zum Beispiel mit 0,4 Kammerlander unterwegs, heißt das, ich habe 400 Höhenmeter in der Stunde geschafft, während, wie man aus seinen Büchern erfahren kann, Hans ja bei seinen Bergläufen die 1000 schafft.



Wildkarspitze – 23. Etappe: Gläsern und blau in seine Berge eingebettet liegt der Wildkarsee, an dessen Ufer wir unser Zelt aufstellen.

Nicht mit Mountainbike, Ski oder Lift. Die Füße sind neben Hans Kammerlander der Maßstab. Auch damit der Kopf hinterherkommt.

Mit diesem Plan springe ich am Morgen des 20.10.1989 aus meinem Bett in Wien und bin voller Elan. Heute könnte ich 1,2 Kammerlander machen, denke ich.

... Aber halt – es wäre zu verwirrend, in der tatsächlichen, zeitlichen Reihenfolge zu erzählen, denn zum Beispiel die siebente Etappe liegt schon im Rätikon, die sechste in den Schladminger Tauern. Ich will, beginnend in Wien, in der geografischen Reihenfolge vorgehen.

Wien – 5. Etappe, 3.12.1989

Ende 1989 radle ich in den 1. Bezirk, mitten ins Zentrum Wiens. Am Stephansdom halte ich mein »Trans Alp«, wie ich das Unternehmen mittlerweile nenne, -Transparent in die Kamera eines gerade knipsenden Japaners. Maria Theresia weist mir von einem Denkmal herab den Weg hinaus. Aber plötzlich wird mein Tatendrang gebremst. Rote Fußgängerampeln stoppen meinen Marsch, das Rad schiebend, durch die Metropole am Brennpunkt dreier Kulturkreise. Es wird nicht der einzige Grund bleiben, innezuhalten. Ich schlendere über den Naschmarkt, beiße in eine triefende Käsekrainer-Wurst. Auch Pausen gehören zur Wanderzeit. Die Sonne scheint und die Maroni-Röster haben Konjunktur. Nach drei Stunden bin ich am Ende der ersten Etappe, der Peripherie von Wien. Elfeinhalb Kilometer, 54 Höhenmeter. Hans Kammerlander würde milde lächeln.

Wienerwald – 3. Etappe, 19.11.1989,
Hacking → Heiligenkreuz

Kalterberg, Waxeneck, Mandling – 4. Etappe, 2.12.1989

Es ist stockdunkel und eisigkalt. Im Dezember 1989 geistern die Heiligen, die am Kreuzweg von Heiligenkreuz Spalier stehen, an mir vorbei. Was für ein Gegensatz, nach Teufelsstein und Höllenstein. Erst nach ein paar Kilometern sattelbachtalabwärts wird mir warm. Beim Anstieg zum Hohen Lindkogel (847 m) dämmert es. Die Morgenröte schneidet konturscharfe schwarze Silhouetten aus dem Relief der Hügel, die vor der großen Ebene liegen, die sich bis nach Ungarn erstreckt. Leichter Nebel zieht umher, noch blitzen Lichter, die aber nach und nach ausgehen und einem weiten Blick Platz machen. Der Weg ist schon tief verschneit und es knirscht bei jedem Schritt. Gerade, als ich am Gipfel ankomme, geht tiefrot die Sonne auf. Ein fideles Mütterchen sperrt mir

Hinweis: Das Manuskript wurde für diesen Beitrag gekürzt und kann als vollständige Version gegen einen geringen Beitrag beim Autor angefordert werden:
Ferdinand Hujer,
Buhlsbacherstr. 26,
91611 Lehrberg.
Tel: 0981/912162
mail:f.u.s.hujer@freenet.de

eilfertig den Sima-Turm bei dem schon geöffneten Schutzhaus Eisernes Tor auf. Ich genieße den Rundblick in kristallklarer, eiskalter Luft. Da steht der Schneeberg: nächstes Teilziel.

Ein Tee taut mich auf. Herrlichstes Winterwetter auch. Ich stiebe durch den staubenden Schnee zum phantastischen Märchenschloss im Merkengraben, alleingelassen mitten im Wald: der Ruine Merkenstein.

In Pottenstein, einem hübschen, reichen Städtchen, mit vom Krupp-Clan finanzierten Barockbauten, gibt es eine Metzgerei, die warmen Leberkäse hat. Mein unbefriedigter Magen versöhnt sich wieder mit dem vollauf zufriedenen Kopf. Hinter Pottenstein verliere ich den Weg, denn in Niederösterreich sind die Markierungen an Kreuzungen grundsätzlich zwischen zwei möglichen, weiterführenden Ästen. Ich laufe ohne nachzudenken drauflos. Sind meine Füße schneller als der Kopf? Nach einigem Tiefschneegestapfe bringen mich zwei Waldarbeiter auf die richtige Fährte zurück. »Hearst Sepp, nach Italien mog er.« – »No, do hat er no a weng z'hatschn«.

Über das Waxeneck steige ich zum Hohen Mandling (969 m). Hey, fast der erste Tausender. Der ist schon in Sicht und war zeitlich bereits eine Etappe vorher. Wie gesagt, auf die Reihenfolge kommt es nicht an. Nur das Ende muss stimmen. Immer wieder werden mir herrliche Ausblicke vom Kammweg beschert. Nach rechts Hügel, links Hügel, rundherum Hügel, bewaldet, Täler dazwischen. Nur vorne steht der erste Tausender. Ohne Wald. Nach steilem Abstieg ist in Reichental diese Etappe vollendet.



Reichenstein, Wildfeld – 12. Etappe: Die Graskogelhütte.

Dürre Wand, Schneeberg – 2. Etappe, 28.10. – 29.10.1989,
Piestingtal → Schwarztal

Rax, Schneealpe – 1. Etappe, 20. – 22.10. 1989, Schwarzatal → Mürztal

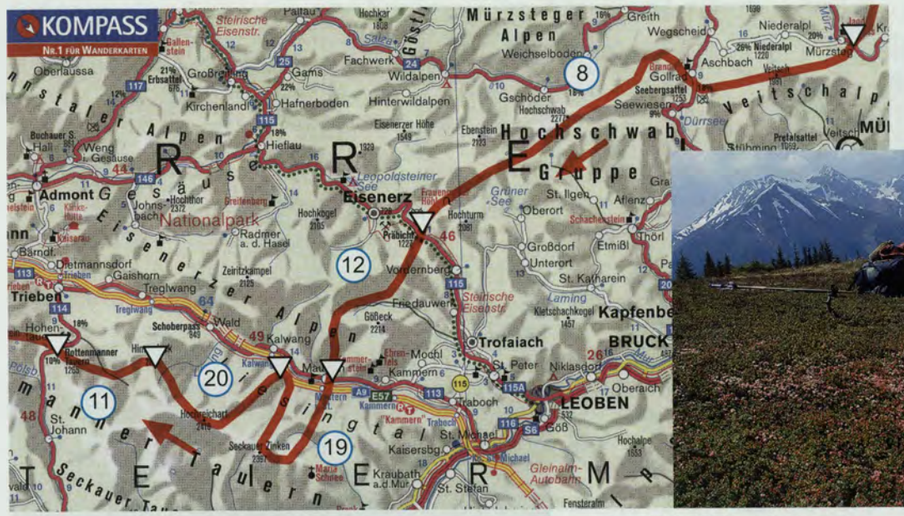
Veitsch, Hochschwab – 8. Etappe, 17.6. – 20.6.1992

»Suagst wos?« fragen mich ein nackter Mann und eine nackte Frau aus dem Fenster des Autos, das neben mir parkt. Drei Jahre später stehe ich im Frühsommer wieder am Etappenanfangspunkt. Peinlich. Ich unterbreche das Pärchen beim Liebesspiel auf den Rücksitzen jedoch nur kurzzeitig, bevor ich nach langer Anfahrt in Tiefschlaf falle.

Am Morgen sind sie weg. Dunkle Wolken ziehen herum, aber es regnet nicht. Ich stapfe zur Kleinveitsch-Alm. Der Grundbauer ist noch nicht da, aber sein Nachbar streicht die Fenster und lädt mich auf einen Tee ein, woraus sich ein längeres Schwätzchen entwickelt.

Auf den kahlen Höhen verliere ich mich zeitweise in den Nebelschwaden, bis der Gipfel (Hohe Veitsch, 1982 m), gerade als ich ankomme, endgültig aufreißt. Es gibt noch viele Schneefelder. Ich kann die Abstiege von diversen Kogeln, die es zu überwinden gilt, auf den Schuhen abrutschen. Etwas groggy erreiche ich schon früh die schöne, ruhige und idyllische Graualm. Der Senn ist alleine, so erzählt er, was er so macht, wie er mit Franz-Josef Strauß, der sich beim Trinkgeld nicht geizig zeigte, jagen war und wie er sich den Finger abgehackt hat. Er erklärt wie die Alm funktioniert, dass er 90 Rinder hat (darunter nur eine Kuh!), für drei Monate Almhüten 250 Schilling pro Vieh kriegt, d.h. 20000 Schilling pro Saison. Wir sitzen in der warmen Stube zusammen, erzählen, schauen nach »dem Hirschen«, die weit herunterkommen und trinken Rotwein. Ich bleibe über Nacht.

Um 4 Uhr stellt mir der Senn einen halben Liter Milch zum Frühstück hin. Da stehe ich aber noch nicht auf. Eineinhalb Stunden später lacht ein strahlender Morgen durch die offene Stalltür, hinter der ich geschlafen hatte. Die Sonne durchflutet die Almwiesen und die Kräuter an der Tür. Als





Seckauer Tauern (1) – 11. Etappe: Abstieg Richtung Hohentauern. Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB

ich bergan steige, begegne ich dem Senn noch einmal, der gerade vom Füttern zurückkommt.

Über den hohen Kamm der Aflenzer Staritzen wandere ich zum Hochschwab (2277 m). Im Westen gibt es große Berge, die im Dunst verschwinden. Das ist die richtige Richtung. Stetig verläuft der Weg auf und ab, über Latschen, Karstfelder und Schneereste, an Almen und Hütten vorbei, zum Eingang der Frauenmauerhöhle. Prompt setzt Regen ein. Ich beschließe, auf der Bank vor dem schwarzen Loch zu biwakieren, unter dem trockenen Überdach des Höhlenportals. Alpendohlen nisten im Bereich der Hell-Dunkel-Grenze. Anfangs regen sie sich auf, vermutlich über meine Anwesenheit, aber dann beruhigen sie sich wieder.

Zuerst weiß ich gar nicht, was das sein soll: Ein Zischen, ein Poltern, dann Stille. Bis ich rauskriege, dass vor dem Höhleneingang Steine aus der Frauenmauer herunterfallen. Ich wache deswegen öfter auf, denn es sind ziemlich viele. Nur nicht zum Pinkeln vor das Höhlendach gehen.... Der Morgen beginnt, wie der Abend geendet hat. Nebelig, regnerisch. Steinböcke schauen vorbei. Ich sprinte in die Leobener Hütte, in der ich einer Horde Kinder erzählen muss, wie es war, nachts in der Höhle. In Präbichl beende ich die Etappe.

Reichenstein, Wildfeld – 12. Etappe, 21.5. – 22.5.1993, Präbichl → Mautern

Seckauer Tauern (2) – 19. Etappe, 4.6. – 6.6.1994, Mautern → Lisingau

Seckauer Tauern (3) – 20. Etappe, 1.7. – 3.7.1994, Lisingau → Bergerhube

Seckauer Tauern (1) – 11. Etappe, 19.5. – 20.5.1993,

»World's end«. Die Straße zur Bergerhube ist eine Sackgasse. Hoffentlich kann ich die vorhergehende Etappe hier beenden. Es soll klappen, wie ich ein Jahr später weiß und der Leser vor ein paar Zeilen erfahren hat. Zunächst führt der noch im Schatten liegende Weg zur Mödringalm hinauf. Sie ist wunderschön an der Waldgrenze erbaut, vor der Kulisse der Gamskögel, die, nordseits schroff abfallend, von der Morgensonne festlich angestrahlt werden. Als später die letzten Gehölze aufhören, liegt auch schon der erste Schnee. Er ist weich und tief. Bald sind das, was einst meine Schuhe waren, schwere Klötze, die ich, da sie ganz im Schnee versinken, nur dann zu Gesicht kriege, wenn ich einen Fuß nach vorne setze.

Beim Abrutschen an den steilen Schneeflanken des Knaudach-Törls verstauche ich meinen Fuß. Vor allem im Abstieg schmerzt



RottenmannerTauern – 13. Etappe: Die Rottenmanner Tauern sind weitgehend unerschlossen und wenig besucht. Deswegen nehmen wir ein Zelt mit.
Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB



es. Langsam geht's schon. Ich nehme, rückwärts balancierend, die Hände zur Hilfe. Mit dieser Methode erreiche ich noch den Griesstein (2388 m). Da der Rückweg und die Strecke bis Hohentauern, dem nächstmöglichen Etappenpunkt, etwa gleich lang sind, gehe ich vorwärts weiter. Irgendwann pendelt sich der Schmerz ein. Er fängt erst wieder an, als ich ankomme. Eine Schipiste ist breit genug für meinen unkontrollierten Abstieg.

Rottenmanner Tauern – 13. Etappe, 9.6. – 12.6.1993, Hohentauern → Beinstock

Wölzer Tauern – 18. Etappe, 1.6. – 3.6.1994, Beinstock → Herzog-Johann-Hütte

Sölkpass – 14. Etappe, 12.6.1993

Es gibt hinüber zur Kreutzerhütte keine vernünftige Wanderwegeverbindung. Die Grenze nach Kärnten liegt dazwischen: der Sölkpass. Acht Kilometer Straße schließen die Lücke. Auch wenn's blöd ist, der Vollständigkeit halber ist es nötig. Um noch einen Gag draus zu machen, jogge ich. Dieter, wir kommen direkt aus den Rottenmanner Tauern, fährt mit dem Auto nebenher. Ich laufe auf der alten Römerstraße zur Passhöhe und auf der anderen Seite hinunter zur Kreutzerhütte. Nebel umgibt mich. Die Chancen stehen gut, dass keiner zuschaut. Nur die Kühe am Wegesrand glotzen erstaunt und freuen sich, wiederkäuend herumliegend, dass sie ohne mehr-als-nötig-Bewegungs-Ambitionen auf dieser Welt sind.

Schladminger Tauern – 6. Etappe, 14.7. – 17.7.1990

Ein langes Tal mit breitem Weg führt mich zwischen die Urgesteinsberge. Viele Flechten pressen sich, als ich Höhe gewinne, bunt an die Steine, die im Krummseggenrasen verstreut liegen. Erhabene Zirbenwälder begleiten mich durch die Senken. Ich nächtige auf der Rudolf-Schober-Hütte, nein, nicht in der überfüllten Hütte selbst, sondern im betriebseigenen, stillgelegten VW-Bus, auf dessen Ladefläche ich absolute Ruhe finde.

Am nächsten Tag passiere ich die Hubenbauer-Alm, die, wie viele ihrer Leidensgenossinnen in der Gegend, dem Verfall preisgegeben ist. Allerdings gibt es noch Rinder hier oben, die nitratproduzierend auf meinem Weg zum Hubenbauer-Törl Spalier stehen. Der Predigtstuhl (2545 m) und so manches »Törl«, so manche »Scharte« oder »Spitze« bietet einen weiten Ausblick, bis ich zur urigen Putzentalalm absteige. Gischtende Wasserfälle stürzen im Kreis der Karwände rund um die intakte Alm. Da ist es obligatorisch, dass ich mir die Zeit für ein Glas kalter Milch nehme. Früher, in der Zeit Purtschellers oder Hermann von Barths, war das wohl normal.

Die eiskalten, glasklaren Sonntagskarseen läuten nach Überwindung weiterer Kämme das Preintal ein, das den Vorzug genießt, eine eigene alpine Gesellschaft aus Wien zu besitzen, die sich nach ihm benannt hat. Ich übernachte in »ihrer« Hütte, der Preintaler Hütte, die nett auf einem kleinen Felsvorsprung sitzt. Mit perfektem Alpenglühen klingt der Tag kitschig-romantisch aus.

Ich hatte im Holzschuppen übernachtet. Der Hüttenbewirtschafter beginnt schon um vier Uhr mit dem Klappern der Milchkannen. Dauernd hat er was in »meinem« Schuppen zu tun. Also schwinge ich mich schon frühzeitig aus der Koje und gucke in die Küche des Bergbauern. Ich bekomme eine Tasse heiße Milch und ein deftig-kräftiges steirisches Bergkäsebrot zum Frühstück. Das brauche ich auch. 1200 Höhenmeter stehen an. Im Schatten der Waldhornkette steige ich zu einem See hinauf, wie sie sich hier in jedem Kar befinden. Der Rucksack bleibt in der Scharte des Waldhorntörls, während ich zum gleichnamigen Gipfel (2702 m) eile, dort kaum bleibe. Es windet ekelhaft und schneidend kalt. Um warm zu bleiben husche ich über die Klafferschneide zur Gollinghütte hinab, in der ich wieder innere Wärme tanken kann. Ein frischgrüner, ebener Talboden mit im Gegenlicht weidenden Haflinger-Pferden vor dunkelgrauer Gollingwand gönnt noch etwas Ruhe vor dem nächsten Sturm. Denn es steht ein neuer Höhenrekord an.

Ich schalte im Anstieg zum Hochgolling (2863 m) das Gehirn aus und die Beine auf Automatik. Der zweite 1200 Höhenmeter-Anstieg heute verlangt den Rest meiner Kondition, versöhnt aber mit einem weiten Rundblick.

Tags darauf verführt die Steirische Kalkspitze (2459 m) durch ihre Form und die Tatsache, dass sie mitten im Weg steht, zur Besteigung, auch, wenn sie mit Regenwolken droht. Von weitem dringt das Klopfen der Hämmer zum Gipfel herauf. Die Oberhütte, an einem der zahlreichen Seen gelegen, wird vollständig aus Holz neu errichtet. Viele Hämmer nageln die Schindeln an die Dachlatten. Für einen einsamen Wanderer hat da keiner Zeit, aber eine Gulaschsuppe ist trotzdem drin, bevor ich nach Obertraun absteige.

Radstädter Tauern – 9. Etappe, 30.7. – 2.8.1992, Tauernpass → Königalm

Hafner-Gruppe – 15. Etappe, 2.7. – 4.7.1993

Wir haben schon einige Kämme überwunden, als uns die blonde Wirtstochter an der Sticklerhütte einen Kaiserschmarrn serviert. »Heiß is, gell? – Wollt ihr noch weit?« – »Nach Italien!« – »Mei, do essts aber noch a Portion!« Sie häuft uns die Teller extra voll und spendiert noch ein Schiwasser. Da an der Körpervorderseite ein Gegengewicht zum Rucksack ohnehin den Gang stabilisiert, lassen wir uns solch ein Tun gefallen. Jochen, mein Begleiter auf dieser Etappe, möchte noch etwas bleiben. »Es ist doch noch früh am Tag.« Aber ich dränge zum Aufbruch, denn Blondinen und Kaiserschmarrn sind eine gefährliche Mischung. Schließlich cremen wir unsere gespannten Ranzen mit Sonnenmilch ein. Jochen ist nicht davon abzubringen, mit freiem Oberkörper von der Sticklerhütte aufzubrechen. Es ist auch wirklich heiß, heute.

Vom Großen Mureck (2471 m) schauen wir sehnsüchtig zum kalten Gletscher am Ankogel hinüber, der schon richtig nahe ist. Wir rutschen auf Schneefeldern herum und kühlen unseren überhitzten Körper (und unseren Mut) in der Quelle der Mur, die in einem kleinen Teich ihren langen Lauf beginnt. Schneezungen ragen in die Wasserfläche, senken die Temperaturen des Tümpels auf ein unchristliches Niveau. Aber,

wie gesagt, wir müssen unser Mütchen abfrischen. Und man kann von den Schneezungen direkt ins eisige Wasser rutschen. Da wir keine Badehosen dabei haben, schmirgelt der Schnee die Sonnencremeschicht herunter. – »Platsch!« – Nur kurz halte ich es aus. Die Schwimmbewegungen sind die schnellsten meines Lebens. Wären hier und heute olympische Spiele, wir wären auf der Kurzstrecke medaillenverdächtig. Nur schnell aus dem Wasser. Wir frottieren uns gründlich. Der Weg zum Albert-Biwak bringt uns wieder auf Betriebstemperatur. Wir übernachten dort.

Es schläft sich einfach herrlich. Ausgeruht wandern wir zur Schmalzscharte und haben einen fantastischen Panoramablick: auf die beiden Schwarzseen, auf denen weiße und hellblaue Eisschollen schwimmen, auf die Weinschnabelkette, die mit glitzernden Schneefeldern drübersteht, hinüber zum Ankogel und auf die Hochalmspitze. Der Anstieg zum Weinschnabel (2750 m), über eine Schneerinne und glattgeschliffene Felsen entpuppt sich einfacher als erwartet. Die überragende Landschaft ist schuld an diesem intensiven Berggefühl, das entsteht, wenn ich mich unbeschwert fühle und körperliche Anstrengungen seelischen Gewinn bringen. Weil mein Fotoapparat streikt, kann ich die unter uns ausgebreitete Szenerie nicht festhalten, aber Jochen sagt, so schlimm ist das nicht, denn ich werde im Herzen behalten, dass dies einfach schön war. Und das ist schließlich das Wichtigste.



Großglockner – 10. Etappe: Die Querung der Pasterze ist kaum mehr möglich.

Wir rutschen angesichts des riesigen Staubeckens des Kölnbreinspeichers auf Schneefeldern ab. Gegen Mittag erleben wir die Zivilisation in Form von kärntner Pseudovolksmusik wieder. Für Bustouristen wurde an der Staumauer der Talsperre eine halbe Stunde heile Bergwelt inszeniert. Nach unserem Weinschnabel-Gipfelerlebnis fallen wir aus allen Wolken. Da passt es, dass die Rückkehr zum Ausgangspunkt, der Königalm, an der unser Auto steht, zum Nervenkrieg wird. Es dauert, entgegen bisher üblicher Erfahrungen, ewig, die verschiedenen Verkehrsmittel sind nicht koordiniert. Für die letzten Kilometer nehmen wir Stunden später ein Taxi.

Ankogel – 16. Etappe, 9.7. – 11.7.1993,
Sporthotel Maltatal → Stübele

Sonnblick – 21. Etappe,
8.7. – 10.7.1994, Stübele → Fleisstal

Hochtour – 25. Etappe,
4.8. – 6.8.1995, Fleisstal → Glocknerhaus

Großglockner – 10. Etappe,
20.8. – 23.8.1992

Unter einem klaren Sternenhimmel schimmert spitz der Glockner. Alles liegt noch im Schatten, als wir kurz nach fünf Uhr aus dem Glocknerhaus gehen und über die Staumauer des Margaritzen-Speichers hinauf zur Stockerscharte steigen. Dort holt uns die Sonne ein. Im Streiflicht der vom wolkenlosen Himmel scheinenden Sonne bummeln wir zur Salmhütte, essen kurz, hangeln uns an einem Drahtseil durch die Hohenwartscharte und gehen über den Gletscher zu der »Adlersruhe« genannten Erzherzog-Johann-Hütte. Weil wir noch früh dran sind, beschließen wir gleich heute noch zum Gipfel zu gehen, denn sicher ist sicher und wer weiß, wie morgen das Wetter wird. Der Weg, eine ausgetretene Spur im Schnee, ist leicht zu gehen, nur am Bergschrund wird der Einsatz der Frontzacken unserer Steigeisen notwendig. Später, im Fels, ist für kurze Strecken leichter Kletterei ein Seileinsatz zur Sicherung besser. Hartnäckigen Gerüchten zufolge kommt man an den Kletterstellen und in der Scharte zwischen Groß- und Kleinglockner nicht ohne Anstehen aus. Jetzt, am Nachmittag hält sich der Menschenauflauf in Grenzen. Natürlich sind wir nicht allein, aber die meisten der bunten Punkte in felsiger Umgebung bewegen sich schon wieder abwärts. Oder sitzen am Gipfel (3798 m) herum. Der Rundblick ist im wahrsten Sinn des Wortes überragend. Wieder schweift mein Blick über die Eckpunkt meiner Wanderung, den Venediger einerseits, den Ankogel andererseits. Unser Gipfelaufenthalt dauert trotz fortgeschrittener Zeit eine Weile. Jeder der Anwesenden hat sein persönliches Erlebnis, kaum jemand spricht ein Wort. Stumm brechen wir schließlich wieder auf, sichern sorgfältig über Felsen und steilere Eispassagen. An der Adlersruhe greift bereits Dunkelheit um sich. Aber wir haben ohnehin nichts mehr vor, als zu schlafen.

Zweimal über 1000 Meter Abstieg ist der Grund, warum wir am Abend ziemlich kraftlos in der Rudolfshütte einmarschieren. Zuerst der konzentrierte Abstieg über blankes Eis und bizarr spaltenreiches Gelände zur Pasterze. Die Querung des Eisstromes ist kaum mehr möglich. Der rapide abschmelzende Gletscher ist übersät von Längsfurchen, in denen Bäche zu Tal eilen. Wir können sie nur an weniger breiten Stellen springend überwinden. Die Abrissflanke der Seitenmoräne unterhalb der Hofmannshütte ist frisch und noch kein bisschen gefestigt. Wir suchen unseren Weg durch ausbrechende Moränenblöcke und grießigen Feinschotter. Hinter der Oberwalder Hütte folgt im Gegensatz dazu eine fast geruhsame Gletscherwanderung zur Ödenwinkelscharte. Wolken verdichten sich und scheiden leichten Nieselregen ab. Der Großglockner ist unsichtbar. Unsere Entscheidung, noch gestern Nachmittag auf den Gipfel zu gehen, war also gut. Über Schutt und Moränenwälle erreichen wir die Rudolfshütte, das Etappenziel und den Endpunkt des ersten Abschnittes meiner Alpenlängsüberschreitung.



Hochtor – 25. Etappe: Der Klagenfurter Jubiläumsweg bietet tolle Aussicht mit Glocknerpanorama.

II. Großglockner – Rheingraben

Die fantastische Berggestalt von Österreichs höchstem Berg markiert das Ende des ersten Abschnitts und den Beginn neuer Gebirgsformen. Die kompakte, einheitliche Kette der hohen Tauern zerfällt in eine Reihe von Einzelmassiven, die eigentlich jeweils ein Gebirge für sich sind. Während die Goldberggruppe und der Venediger noch einigermaßen die Tradition eines kontinuierlichen Hauptkammes fortsetzen, bilden die Zillertaler, die Stubaier und die Ötztaler ein gewisses Eigenleben aus. Sie zeichnen mir meine Route zunächst noch vor. Erst später, etwa



Hochtor –25. Etappe: Von der Bäuerin im Großen Fleisstal bekommen wir Milch zum Müsli.



Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB

am Reschenpass, steht eine Entscheidung an. Sie wird eher zufällig fallen. Noch ist die Richtung klar: Über die ausgeprägtesten Gebirgsfaltungen nach Westen.

Granatspitze – 32. Etappe,
8.8. – 10.8.1996

Wir stapfen vom Enzinger Boden zur Rudolfshütte und checken für ein Nobellager im Alpinzentrum ein.

Granatspitze – 32. Etappe: Kühe knabbern frech am Rucksack.



Der Weg ist noch unter Schnee verborgen, so umrunden wir den Weißsee und steigen über rutschige Platten zum Sonnblickkees, das blank und griffig seilfreies Gehen ermöglicht. Erst weiter oben verbirgt eine Schneeauflage trügerische Spalten. Beim Anseilen sind wir schon so hoch, dass uns der Glockner zuschauen kann. Er kam langsam über den Kamm gekrochen. Jetzt, wir klettern über die Blöcke des Gipfelaufbaues zur Granatspitze (3086 m), steht er, wie nicht anders zu erwarten war, majestätisch überragend in der reinen Atmosphäre. Wir gehen noch rüber zum Sonnblick (3088 m), denn diese Aussicht müssen wir noch einmal haben.

Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB



Das Sonnblickkees wird es bald nicht mehr geben. Missmutig und betroffen stapfen wir am St. Pöltener Ostweg und Venediger Höhenweg entlang. Aber der Tag ist wettermäßig ein As. Das Bergerlebnis macht uns wieder froh. Das ist die Energie, die wir Bergsteiger tanken, durch die Großartigkeit der Landschaft und durch unser eigenes Sein und Tun in dieser Landschaft.

Venediger – 38. Etappe,
3.7. – 6.7.1998

Pünktlich am Alpenrand beginnt es zu regnen. Im letzten Abendlicht erfassen die Scheinwerfer unseres Autos das Matreier Tauernhaus vor unheilvoller Kulisse.

Überraschend zeigen sich schon bei dem topromantischen Holzhäuserdorf Innergschlöß am nächsten Morgen einzelne Sonnenspots. Das Dorf ist ursprünglich, wenig verfälscht, schön anzuschauen. Aber dort leben? Folgerichtig stehen mehrere Häuser leer und verfallen vor sich hin.

Die Prager Hütten sitzen erhaben über dem herrlichen Talschluss. Die Sonne brennt jetzt warm herunter. Wir liegen am Inneren Kesselkogel (2897 m), gleich hinter der Neuen Prager Hütte herum. Nachts trommeln wieder Regentropfen auf das Dach.

Im Gastraum sitzt gegen halb sechs außer uns ein Bergführer mit zwei Klienten. Die anderen, die gestern noch lautstark verkündeten, sie würden um vier aufstehen, sind liegen geblieben. Kein dummer Entschluss. Eine dichte Wolkenfront hängt dunkel und schwer wenige Meter über der Hütte. Schneeflocken tanzen vor den schwarzen Felsen. Böiger Wind bläst uns entgegen. Wir schirren uns an und spuren am Hang entlang aufwärts. Der Trupp mit dem Bergführer überholt uns. Praktisch für uns, denn so ist gespurt und wir gehen mal davon aus: der Kutscher kennt den Weg. Zu sehen ist nichts, gerade mal der Vordermann. Wir stapfen aufwärts. Plötzlich bleiben die Wiener stehen. »Wissts ihr Burschen noch wo ihr seids?« Unwirsch wendet sich der Bergführer an uns. »Keine Ahnung!« – »Wir sind am Gipfel des Kleinvenediger (3477m).«

Zurück würden wir vermutlich nicht mehr finden, also schmarotzen wir weiterhin bei den dreien. Wie feine Nadelstiche treffen die Schneekristalle unseren Teint im Gesicht. Wir laufen blind kreuz und quer über den oberen Keesboden. Der Bergführer ist bald ratlos, da er weder Karte noch Kompass hat. Der Höhenmesser und eine auftauchende Felswand sagen uns, wir sind an der Schwarzen Wand. Wir packen den Biwak-Sack aus, kauern uns hinein und warten, dass es aufreißt. Heute wäre ich nicht mehr so vermessen, einfach einem Bergführer ohne Absprache hinterherzulaufen. Ich begebe mich ohne falschen Stolz selbst in die Obhut eines Führers, wenn ich alleine nicht mehr zurecht komme. Auf den langen Etappen in den Westalpen wird er Garant für Erlebnisse sein, die sonst nicht möglich wären. Das sollte ich am Venediger lernen.

Als wir unter die Wolkengrenze kommen, erkennen wir, dass wir durch die Venedigerscharte Richtung Kürsinger Hütte abgestiegen sind. Das trifft sich gut, denn das wollten wir sowieso. Wir bedanken uns bei dem überraschten Bergführer und folgen nassen Felsen in schneeigem Graupeln hinunter ins Obersulzbachtal. Müde latschen wir den langen Fahrweg hinaus. Die Schönheiten des Tales registrieren wir nur am Rande.

Venediger (2) – 45. Etappe,
20. – 23.8.1999, Obersulzbachtal → Krimml

Wildkarspitze – 23. Etappe,
9.9. – 12.9.1994, Krimml → Finkau-Alm

Zillertaler Alpen – 35. Etappe,
10.7. – 12.7.1997, Finkau-Alm → In der Au

Zillertaler Alpen (2) – 46. Etappe,
28.7. – 4.8.2000, In der Au → Pfitscher Joch

Rotbachlspitze – 42. Etappe, 6.7.1999

Ab und an stürmt ein Sonnenfleck über meine Frau Silke, meinen Trauzeugen Peter und mich hinweg. Wir wandern vom Pfitscher Joch auf die Rotbachlspitze (2897 m), ein markanter Aussichtsberg im Reigen hochkarätiger Bergpersönlichkeiten. Sollte uns die Zusammensetzung unserer Gruppe nicht an luftig bekleidete Hochzeitstage erinnern? Heute sind wir dick vermummt im Höhensturm. Wir taumeln schwindelig zwischen den kraftvollen Böen. Unser Etappenendpunkt ist eine Ortschaft, die bescheiden »Stein« heißt.

Hochfeiler – 43. Etappe,
7.7. – 9.7.1999, Kehre bei Stein → Stein

Landshuter Höhenweg – 41. Etappe,
2.7. – 5.7.1999

Im Val de Vizze, in San Giacomo, gibt es die beste Pizza der Welt. Wir essen bis wir nicht mehr können und trinken Rotwein. In der Wirtsstube ist Toscana, draußen stehen die Berge.

Zillertaler Alpen 2 – 46. Etappe: Was zählt ist der Unterschied. Aufstieg von der Greizer Hütte Richtung Berliner Hütte.



Auf dem Grenzkamm zwischen Italien und Österreich verläuft der Landshuter Höhenweg. Saftige, blumenreiche Wiesen, ein knorriger Bauernhof, schattige Wälder, ein sprudelnder Bach, Eindrücke am sonnigen Südhang, der uns zu dem breit ausgebauten Weg hinaufbringt. Tragtiere müssen sich schon begegnen können. Der Brenner ist nicht mehr weit und das Pfitscher Joch dient ja auch als Übergang. So etwas muss man verteidigen. Muss? Musste! Höhenlinienparallel erreichen wir die Europa-Hütte. Symbol für Völkerverständigung, Zusammenwachsen, Gleichheit. Nur die beste Pizza der Welt, die gibt's immer noch in Italien.

Frühstück mit Blick auf die Tribulaune, die Stubaier, den Feiler. Noch besser, herrlich warm, sonnig und rund ist die Sicht vom Kraxentrager (2999 m). Eine Schneesichel bildet den Gipfel unseres höchsten Zweitausenders. Ich klettere auf's Gipfelkreuz. 3000. Das Holz des Kreuzes ist voller Steigspuren. Ich bin wohl nicht



Landshuter Höhenweg – 41. Etappe: Tragtiere müssen sich schon begegnen können.

der Erste.... Dort – die Zugspitze. Da – ein Apfelstrudel. Zum europäisch-kulinarischen Ausgleich ist symbolträchtig nach der Pizza gestern Österreichs Küchenmonopol auf der Europa-Hütte fällig. Mit Schlago natürlich.

Der Zahn der Zeit nagt am Militärsteig. Bergstürze, Lawinen. Der Berg hat seine eigenen Waffen. Da braucht es nicht noch menschliche. Richtig, Berg, weg damit!

Der Wolfendorn (2776 m) Wachposten über dem Brenner, ist eine Kalkinsel im silbrig glitzernden Urgestein. Gigantische Lawinenverbauungen bändigen den Berg. In der Tiefe hupen Autos, röhren Lastwagen, pfeifen Züge. Hallo Berg, noch einmal – weg damit! Chancenlos. Im Korsett aus Stahlwinkeln wartet er auf menschliche Bewusstseinsänderung.

Der Weg über die Enzian-Hütte führt direkt zum Pass. Aber noch ist der Etappenend- und Anfangspunkt nicht erreicht. Nicht einschätzbare, objektive Risiken liegen auf 200 Meter Länge vor uns: Autobahn, Versorgungsstraßen, Bahnlinie, kanalisierter Bachlauf, Bundesstraße. Wir klettern über Zäune, Leitplanken, Böschungen. Ein Hindernislauf mit Zwischensprints und Wassergraben. Der Wahnsinn umgibt uns.

Brenner – 27. Etappe,
8.9. – 11.9.1995, Brenner → Gschnitz

Habicht – 34. Etappe, 15.8. – 16.8.1996,
Gschnitz → Gschnitz Obertal

Tribulaun – 37. Etappe, 22.8. – 28.8.1997,
Gschnitz Obertal → Schönauer Alm

Ötztaler Alpen – 26. Etappe,
25.8. – 3.9.1995

Wir sind heute wohl die ersten am Timmelsjoch, denn der Mautkassier pennt noch. Es dauert eine geraume Weile, bis er sich und seine Utensilien im Postenhäuschen sortiert hat.

Durchwachsenes Wetter lässt uns diesmal die Landschaft an der Schönauer Alm, die ihren Namen völlig zu Recht trägt, erkennen. Urwüchsige, ehrwürdige Höfe, wie der Seeberhof, sind an theatralisch selbstbewusster Stelle platziert. Er wird gerade von der Sonne angestrahlt, im Hintergrund bilden dunkle Berge und herabfallende Gletscher eine adäquate Kulisse.

Auch das Rauhe Joch ist, wie es heißt. Wir ziehen die Handschuhe drüber. Ein Regenbogen beherrscht den Blick zurück. Eigentlich vermuteten wir, der Weg würde sich etwa höhenlinienparallel halten, stattdessen sammeln wir Aufstiegs- und Abstiegshöhenmeter. Es rächt sich, wenn man nicht genau auf die Karte schaut. Der finale Anstieg zur Eisjöchle (Stettiner)-Hütte kostet unsere letzte Energie. Die Sohle meines linken Bergstiefels verabschiedet sich. Der Hüttenwirt vom Eisjoch schenkt uns sechs Schrauben, die wir grobschlächtig in die Sohle drehen.

Steil und schnaufend klimmen wir höher. Der Grat über die drei Gipfel der Hohen Wilde (3482 m) ist wie ein Klettersteig mit Drahtseilen gesichert. Er hält sich ausgesetzt am höchsten Punkt. Ab und zu könnte es meinetwegen eine Sicherung mehr sein. In geeigneten Momenten, wenn der Wind die Wolken vertreibt, öffnet sich eine herrliche Gletscherlandschaft. Wir seilen uns an und gehen zum Hochwildehaus, an dem wir uns eine Entscheidung abringen.

Die nimmt uns dann das Wetter ab. Es hat 10 cm Neuschnee, der Wind pfeift böig ums Haus. Wir streichen das Schalfkogeljoch, sondern gehen zum Ramolhaus, das wie ein Adlerhorst auf einer Felskante



Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB

thront. Es muss eine tolle Aussicht haben. Vielleicht erleben wir sie ja.

Das Ramolhaus ist eine richtig schöne, urige Unterkunft mit gedämpftem Licht, dunklem Holz, Holzofenwärme und von vielen Bergschuhen verschabtem Holzboden. Wir werden genug Zeit haben, es uns intensiv anzuschauen.

Es hatte am Abend noch 50 cm geschneit und legt heute morgen noch 40 cm drauf. Keine Chance, aus der Hütte wegzukommen. Und es schneit den ganzen Tag weiter. Die Sicht beschränkt sich auf Einheitsgrau. Am ersten Tag schippen wir mit der Hüttenwirtin Angela und Serafin aus Obergurgl Schnee. In der Nacht sind vier Decken gerade genug, denn beheizt ist nur die Stube. Diese dafür schön mollig. Alle Tische gruppieren sich um den großen Kachelofen. So ist es gemütlich, eingeschneit zu werden.

Am zweiten Tag spielen wir Karten, bauen Kartenhäuser und schippen Schnee. Angela meint, wir hätten schon 1,5 Meter. Leider ist auch das Wasser eingefroren. Wenn wir auf's Klo müssen, müssen wir uns das ein halbe Stunde vorher überlegen, denn dort müssen wir anfangen, den notwendigen Schnee zu schmelzen. Die Hütte, unsere Arche im grauen Nebelmeer, sieht schon klasse aus, voller Eiszapfen und mit weißem Schleier. Wir sind auf der Terrasse in Hochstimmung, denn einmal am Tag reißt der Nebel auf und gibt den Blick auf eine märchenhafte Winterlandschaft frei, die sich im Spiel der Wolken laufend ändert. Ausgelassen fliegen Schneebälle. Dieter nimmt ein Schneebad. Das ist wie ein Sonnenstrahl ins Grab.

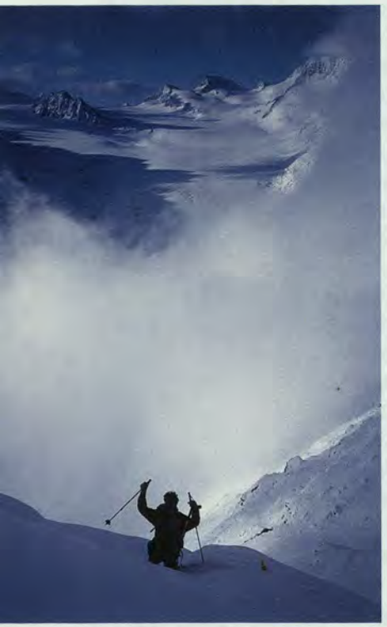
Über Funk erreichen uns Hiobsbotschaften. Täler eingeschneit, die Versorgung ist auch im Tal nur mit Hubschrauber möglich, Schafe werden evakuiert. Das Ramolhaus wurde von Angela's Urgroßvater erbaut. Ihr Vater und sie versuchen, es möglichst zu halten, aber es rentiert sich wirtschaftlich überhaupt nicht. Zu kurz ist die Saison, es liegt zu hoch (3002 m) und zu abseits. Da ist Pioniergeist, Enthusiasmus und Ausdauer erforderlich – und Spaß an der Sache. Das haben die drei (außer Angela und Serafin ist noch ein Helfer an Bord). Mentale Power und den nötigen Willen. Drinnen läuft »Südtirol 2000«, während sich draußen Lawinen lösen und Gämsen zu Tode stürzen, wie Dieter sagt.

Am dritten Tag wühlen wir uns zum Wasserhäuschen, 300 Höhenmeter tiefer, und bringen die Pumpe in Ordnung. Ach ja, und Schneeschaufeln.

Am vierten Tag gehe ich in die hauseigene Kapelle und meditiere, analysiere mein Leben, schmiede Pläne. Und ich rufe meine Arbeitsstelle an, dass es später wird. Angela's Brüder versuchen von Gurgl aus zur Hütte vorzudringen, aber sie sind wieder umgekehrt.

Als ich am Morgen des fünften Tages aus dem Fenster schaue, liegt irgendwie der Abstieg in den Luft. Heute oder nie. Im Gurgler Talkessel bettet sich zwar noch eine





Ötztaler Alpen – 26. Etappe: Es ist ein unbeschreibliches Hochgefühl, aus der Winterstarre aufzuwachen. Abstieg nach 5 Tagen eingescheit sein im Ramol-Haus.
Kartengrundlage: Ausschnitt aus KOMPASS AK Nr. 309 Österreich, Lizenznr. 6-0206-LAB

gehörige Portion Nebel, aber darüber ist freie Sicht. Ein kräftiger Wind durchmischt das Ganze.

Angela übernimmt die Führung. Sie spurt den Weg hinunter bis zum Gletscher, dann wechseln wir uns ab. Jetzt herrscht Traumwetter. Es ist ein unbeschreibliches Hochgefühl, am fünften Tag aus der Winterstarre aufzuwachen, in eine solche Landschaft hineingeboren zu werden, sich zu bewegen, sich endlich zu bewegen. Aber gleichzeitig macht es mich auch depressiv, denn ich weiß, jetzt muss ich weg, heimfahren, jetzt wo das Wetter schön wird.

Wir sinken bis zu den Oberschenkeln ein. Bei der Gletscherquerung leitet uns Serafin über Funk vom Ramolhaus an den Spalten vorbei. Obwohl im niedergetretenen Schnee der Spur manchmal Spalten klaffen, erreichen wir sicher die Moräne des Gegenhanges.

Aus dem Gewirr von Obergurgl's Hotelbauten sticht das Hotel Edelweiß heraus. Es ist das Hotel von Angela's Eltern. Ihre Mutter steht schon mit einem Marillenschnaps zur Feier unserer Auferstehung in der Tür. Der Endpunkt dieser Etappe ist das Denkmal von Angela's Urgroßvater, der zum Ramolhaus hinaufdeutet. Angela zieht ihren 2,6 Liter Audi quattro aus der Tiefgarage und bringt uns zur Schönauer Alm zurück, wo diese Etappe vor langer Zeit begann.

Ramol – 36. Etappe, 14.8. – 16.8.1997,
Obergurgl → Vent

Similaun – 40. Etappe,
27.8. – 31.8.1998

Bereits im Abendschatten gehen wir den langen Weg von Vent zur Martin-Busch-Hütte hinauf. Der Similaun steht einsam und selbstbewusst am Horizont.

Wir sind schon hoch oben am Marzellkamm, als sich die Nebel auflösen und einem strahlend schönen Tag Platz machen. Lang und stetig zieht sich der Kamm, kompromisslos ist die Traktion der Steigeisen am aperen Gipfelgrat.

Über 20 Jahre hat es gedauert, bis ich den Similaun (3606m) erstiegen habe. Damals, mit 15, hatte ich bei einer Bergwanderung mit meinem Onkel zur Similaunhütte vom Schnalstal aus, mein bergsteigerisches Schlüsselerlebnis. Der Similaun. Marmeladig zergeht das Wort auf der Zunge. Später – mit 15 scheint das Leben unendlich lang – wirst du auf diesen Berg steigen, nahm ich mir damals vor. Heute ist es erfüllt. Back to the roots. Zur Vollendung der Wurzelsuche gehen wir zur Similaunhütte hinunter, baden etwas in der Sonne und wandern über den Niederjochferner zurück. Am Gletscherrand hat sich eine Eishöhle gebildet, die ich 30 Meter bis zu einem wassergefüllten Endsiphon verfolgen kann. Diffuses Schwarzlicht erzeugt einen violett-blauen Schimmer im reinen Kanal, der wie eine Wursthaut von innen aussieht.

Tags darauf stehen wir auf der Kreuzspitze (3457m) mitten im Zirkus der Ötztaler Eisriesen. Alle Berge mit Rang und Namen sind unser Publikum, denn wir fühlen uns wie das Zentrum der Welt, ein Gefühl, vermittelt von dieser gewaltigen Arena. Vor unserem geistigen Auge ziehen mit hektischem Gebimmel wallende Leiber tausender Schafe über das Niederjoch. Von Südtirol aus diente das obere Ötztal früher als Sommerweide. Der Alpenvereinsmitbegründer Franz Senn ruft im Schneesturm noch einmal nach seinem Freund und Berggefährten Granbichler, den er später nur noch erfroren bergen kann. Heute wäre er erstaunt, was aus seiner Vision, dem Bergvolk den Tourismus zu bringen, geworden ist.

Ötztaler Alpen (2) – 50. Etappe,
10.7. – 12.7.2004, Vent → Melag

Melag/Reschen – 28. Etappe,
28.6. – 29.6.1996, Melag → Reschen

Piz Lad – 31. Etappe,
28.7.1996, Reschen → San Nicla

Muttler – 30. Etappe,
26.7. – 27.7.1996, San Nicla → Samnaun

Silvretta (2) – 33. Etappe,
11.8. – 14.8.1996, Samnaun → Bielerhöhe

Silvretta – 22. Etappe,
29.7. – 31.7.1994, Bielerhöhe → Gargellen

Rätikon – 7. Etappe,
23.7. – 26.7.1991, Gargellen → Innertal

Rätikon (2) – 24. Etappe,
13.7.1995 – 16.7.1995

Wie sieht eine Gegend aus, in der die Ortschaften schon »Himmel« heißen? Lieblich ist wohl der passende Ausdruck. Heutzutage, als Ferienchalet-Siedlung, ist Nenzinger Himmel aber auch nicht mehr das, was es einmal war. Trotzdem, die Landschaft ist sonst wirklich schön, nicht erhaben und mächtig, sondern nett und – eben lieblich.

Auf dem Bettlerjoch steht die Pfälzer-Hütte. Sie gehört bereits zum Gebiet des Liechtensteiner Alpenvereins, steht genau auf der Grenze. Das vierte Land, welches ich auf meiner Alpenlängsüberschreitung berühre, wird schnell durchquert sein. Jetzt ist nur noch Frankreich unberührt, denn die Länder Deutschland, Slowenien und Monaco, die außerdem noch Alpenanteil haben, liegen nicht auf der Route.

Unser letzter Berggipfel, bevor wir in den Rheingraben hinabstürzen, ist der Falknis (2562 m), der noch einmal mit einem richtigen Power-Anstieg mit Schikanen aufwartet. Schneefelder, Klettersteigsequenzen, ausgesetzte Bänder, steile Serpentinen. Das ganze Programm. Nur für Eis ist er zu niedrig. Der Ausblick reicht natürlich über den tiefen Einschnitt des Rheingrabens auf die Schweizer Berge dahinter. Die Glarner Alpen bieten sich für den weiteren Routenverlauf an.

Das Fläscher Tal öffnet sich bereits Richtung Süden. Urs (25), der Senn der Fläscher Alpe, bietet uns ein Nachtlager an. Mit glücklichen Kühen und einem schwanzwedelnden Hund scheint auch er ein glückliches Leben zu führen. Jedenfalls lacht er dauernd.

Der letzte Tag dieses zweiten Abschnittes meiner Wanderung bedeutet nur noch Abstieg. Abstieg in den warmen Süden, wird uns suggeriert. Die Dörfer Jenins und Maienfeld sind umgeben von blühenden Obstbäumen, Weinbergen und kleinen Mäuerchen. Erste Grüße meines mediterranen Ziels in Genua. Ein Schein, denn jetzt kommen erst die Westalpen, die »Bodenauswüchse mit Gipfeln und bergsteigerischen Widerständen« (Dr. Rickmer Rikkmers, zit. nach Fritz Schmitt, Vom Gipfelkult zum 6. Grad, Jahrbuch des DAV, 1962).

Eine Zwischenbilanz: Im ersten Abschnitt von Wien zum Großglockner (41 Wandertage, 774 km, 165 Gipfel, 20 Etappen) und vom Großglockner zum Rheingraben, bin ich in insgesamt 117 Wandertagen 777 Stunden unterwegs gewesen. Auf einer Distanz von 1806 km habe ich 271 Gipfel bestiegen.



Silvretta – 22. Etape: Blütenreiche Wiesen sind unsere Begleichter im Klostertal.

Bartgeier

Comeback auf mächtigen Schwingen

VON STEFAN SPATH

Vor 20 Jahren wurden die ersten Bartgeier der neuen Generation in den Alpen ausgewildert – Das erfolgreiche Artenschutz-Projekt feiert heuer gleich mehrere Jubiläen.

Schneereiche Winter freuen Hans Frey besonders. Denn das bedeutet, dass seine Schützlinge im darauffolgenden Sommer viel zu fressen bekommen. Wenn Gämsen und andere Wildtiere ausapern, die aus Schwäche gestorben oder durch Lawinen in den Tod gerissen worden sind, ist der Tisch für die Bartgeier reich gedeckt. »Fallwild gab es heuer in Hülle und Fülle«, erzählt der Koordinator des Bartgeier-Wiederansiedelungsprojekts in den Alpen. Und ein gutes Nahrungsangebot ist eine wichtige Voraussetzung, um einen sich selbst erhaltenden Bestand an Bartgeiern aufbauen zu können.

Vor ca. 100 Jahren wurden die als »Schafmörder« verrufenen Greifvögel im gesamten Alpenbogen ausgerottet. Die Operation, die den Bartgeier (Gypaetus barbatus) in Österreich, Italien, Frankreich und der Schweiz wieder heimisch gemacht hat, feiert im Jahr 2006 gleich mehrere Jubiläen.



Sein gefiederter Kopf, seine durchdringenden, rot umrandeten Augen, sein weiß- oder braungefiedertes Brustkleid und seine silbrig-schimmernden Schwungfedern machen den Bartgeier unbestritten zum schönsten Vertreter der Geier-Sippe. Die borstenartigen Federn, die ihm über den Schnabel hängen, haben ihm seinen Namen beschert.
Foto: Stefan Spath

Vor 30 Jahren wurde mit der Zucht begonnen, vor 20 Jahren wurden die ersten Exemplare freigelassen. Dass heute wieder mehr als 100 Bartgeier in den Alpen ihre Kreise ziehen, ist auf die Pionierarbeit der Artenschützer zurückzuführen: Sie entwickelten geeignete Zucht- sowie Freilassungsmethoden und knüpften ein europaweites Beobachternetz, um sie weiter im Auge behalten zu können. Heute tragen mehr als 5.000 Menschen dazu bei, das Comeback des Bartgeiers, der übrigens ein harmloser Aasfresser ist, abzusichern.

Geleitet wird das Projekt von Hans Frey. Er ist Veterinär und Zoologe an der Veterinärmedizinischen Universität Wien und leitet die Eulen- und Greifvogelstation (EGS) im niederösterreichischen Haringsee. Vor etwa 30 Jahren, so erinnert er sich, gaben Bruterfolge eines Bartgeier-Paars im Alpenzoo Innsbruck den Anstoß für den Versuch, den größten Vogel der Alpen wieder einzubürgern. Frey wurde von Winfried Walter, damals Geschäftsführer des WWF Österreich, gefragt, ob er die EGS zu einer Zuchtstation ausbauen könnte. Als die Zoologische Gesellschaft Frankfurt großzügige Förderung zusagte, willigte er ein. »1976 haben wir die ersten Bartgeier in Haringsee bekommen«, erzählt Frey. Ein Europäisches Erhaltungszuchtprogramm (EEP) für Bartgeier wurde aus der Taufe gehoben, an dem mittlerweile 43 Tiergärten mit ihren Bartgeier-Beständen beteiligt sind. Geld steuern nationale Verbände des WWF, Nationalparks, Naturschutzorganisationen, Regierungen, die Europäische Union sowie private Sponsoren wie die Österreichischen Lotterien bei.



Bartgeier »Joker«, 2003.
Foto: M. Knollseisen/ EGS-Archiv ©

Dass die Fäden an einem Ort zusammenlaufen, der eine Antithese zum Lebensraum der Bartgeier darstellt, ist nicht ohne Ironie: Die auch als »Vienna Breeding Unit« bekannte Zuchtstation liegt nämlich mitten im Marchfeld, wo von Bergen weit und breit keine Spur ist. In Haringsee sind bereits mehr als 100 Bartgeier auf die Welt gekommen. Hier wird das Zuchtbuch geführt, hier fallen die Entscheidungen, welche Geier miteinander verpaart und welche Jungvögel für die Freilassung vorbereitet werden.

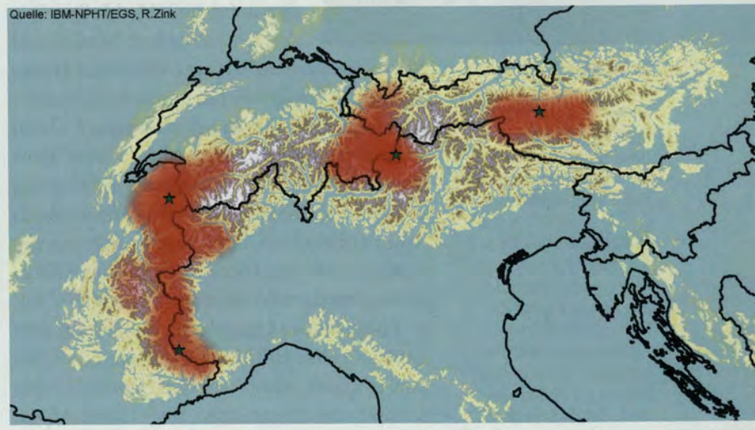
In der EGS leben die für die Zucht verwendeten Altvögel wie im »Big Brother«-Container: Wenn gebrütet wird, sind rund um die Uhr Kameras auf sie gerichtet.

»Es rollt immer wieder mal ein Ei aus dem Horst«, sagt der Projekt-Koordinator. Nichts wird dem Zufall überlassen, denn ein Vogel schlägt schon zum Zeitpunkt der Freilassung mit 35.000 Euro zu Buche. Keine Rede von einem abstoßenden Äußeren, wenn man sich einem ausgewachsenen Bartgeier gegenüber sieht. Sein gefiederter Kopf, seine durchdringenden, rot umrandeten Augen, sein weiß- oder braungefiedertes Brustkleid und seine silbrig schimmernden Schwungfedern machen ihn unbestritten zum schönsten Vertreter der Geier-Sippe. Die borstenartigen schwarzen Federn über dem Schnabel haben ihm seinen Namen beschert.

Zehn Jahre dauerte es, einen ausreichend großen Zuchtstock aufzubauen. In dieser Zeit fanden die Betreuer heraus, dass Bartgeier willfährige Tiere sind. Bartgeiern in Brutlaune kann man fremde Eier unterjubeln oder sogar ein fremdes Jungtier ins Nest setzen, ohne dass sie es zurückstoßen. Junge von »Ammengeiern« aufziehen zu lassen, ist eine Notwendigkeit. Nur so lässt sich verhindern, dass das Zweitgeschlüpfte von seinem Geschwister umgebracht wird.

1986 war es soweit: Die ersten vier Jungvögel wurden im Rauriser Tal in den Salzburger Hohen Tauern ausgewildert. »Das war Neuland für uns. Wir hatten die Freilassungsmethode schon mit anderen Arten probiert und hofften, dass sie sich auch bei Bartgeiern bewährte. Es hat dann unglaub-

Die wichtigsten Verbreitungsgebiete der Bartgeier in den Alpen. Die Sterne kennzeichnen die Freilassungsorte seit 1986. Von West nach Ost: Mercantour/Alpi Marittime; Hochsavoyen; Engadin/Stilfser Joch; Hohe Tauern.
Quelle: Internationales Bartgeier-Monitoring Nationalpark Hohe Tauern/Verein Eulen- und Greifvogelschutz (IBM-NPHT/EGS), R. Zink.



lich gut funktioniert«, rekapituliert Frey. Gezielt wählte man die Region Rauris für den Pilotversuch aus. »Dort übersommerten immer schon Gänsegeier aus Istrien. Den Bauern war es nur recht, dass die Gänsegeier die abgestürzten Schafe verwerteten und ihnen die Arbeit abnahmen, die Kadaver wegzuräumen. Es war also in dieser Gegend eine positive Einstellung gegenüber Geiern da«, so der Projekt-Koordinator.

Einige arttypische Eigenschaften erleichterten die Entwicklung von Freilassungsmethoden. Im Alter von zwei bis drei Monaten können Bartgeier selbstständig fressen, während die Altvögel sich nur mehr selten blicken lassen. So brüteten die Experten die Idee aus, zwei Jungvögel in einen künstlichen Horst zu setzen, diskret zu füttern, damit sie nicht auf Menschen geprägt werden, genau im Auge zu behalten und auf das Ausfliegen zu warten.

Das klingt einfach, ist aber Knochenarbeit, wie der Chef des Auswilderungs-Teams in den Hohen Tauern, der Südtiroler Michael Knollseisen, zu erzählen weiß.

Bei Wind und Wetter beobachten Knollseisen und seine Helfer ihre Schützlinge wochenlang beim Schlafen, Sitzen und Fressen. Manchmal gibt es auch einen Streit zu schlichten. In der Nisthöhle legen die Bartgeier an Gewicht zu und trainieren ihre Schwingen. Dann kommt der Augenblick, für den die »Geier-Nannies« Tausende Male durchs Fernrohr gestarrt haben: Der erste Flug. Er ist noch etwas unbeholfen, doch rasch sammeln die mittlerweile vier Monate alten Geier Flugpraxis. Ein paar Wochen noch legen die Helfer Futter in der Umgebung aus. Wenn ihre Schützlinge selber Nahrung finden und das Tal verlassen, ist ein weiterer Schritt zur Rehabilitation des größten Vogels der Alpen gesetzt. An die 140 Geier wurden seit 1986 ausgewildert. Der Nationalpark Hohe Tauern machte den Anfang. Nach demselben Muster folgten Aussetzungen in drei weiteren Gebieten: Hochsavoyen (Frankreich), Engadin/Stilfser Joch (Schweiz/Italien) sowie Alpi Marittime/Mercantour (Italien/Frankreich).

Von ihrem Jungfern-Flug an sind die Bartgeier im Visier von Bergsteigern, Hüttenwirten, Jägern und Ornithologen. »In den gesamten Alpen haben wir 5.000 Beobachter, 2.500 allein sind es in Österreich. Sichten sie einen Bartgeier, ergeht eine Meldung an eine der 15 Koordinationszentralen in den Alpen. In Österreich gibt es beispielsweise eine Bartgeier-Hotline«, erklärt Richard Zink, der Chef des Internationalen Bartgeier Monitoring. Er gleicht die Sichtungen ab und speist die Daten in eine Datenbank. Auf der Webseite http://www.wild.unizh.ch/bg/index.htm kann jeder Interessierte nachvollziehen, wo sich ein bestimmter Bartgeier in der Vergangenheit herumgetrieben hat.

Ein typischer Werdegang ist jener von »Hubertus 2«, geboren im April 2004 in der Schweizer Zuchtstation Goldau, freigelassen im Sommer 2004 im Osttiroler Ködnitztal. Nach seinem Jungfernflug trieb er sich längere Zeit in der Umgebung des Großglockners herum. 2005 wurde er in Tirol, Salzburg und Kärnten gesichtet. Zwei Ausflüge führten ihn weiter weg: nämlich in die Schweiz und nach Slowenien. 2006 wurde der mittlerweile zweijährige Bartgeier wieder zwischen dem Salzburger Lungau und dem Tiroler Zillertal gesichtet. Ein typisches Bewegungsmuster, denn junge Bartgeier erkunden oft die nähere Umgebung, bevor sie ihren Aktionsradius allmählich ausdehnen.

Wie allen Bartgeiern wurden auch »Hubertus 2« vor der Freilassung mehrere Federn nach einem bestimmten, aus großer Distanz erkennbaren Muster gebleicht. Zweites Erkennungsmerkmal ist die Beringung mit unterschiedlichen Farben. Doch die individuellen Merkmale verschwinden







Bild oben: Ein wenige Tage junger Bartgeier wird mit der Pinzette gefüttert. Nach spätestens einer Woche kommen alle geschlüpften Bartgeier, die nicht von ihren leiblichen Eltern aufgezogen werden, zu Ammengeiern, damit sie nicht auf Menschen geprägt werden.
Foto: Karl Hofbauer-Höfer/EGS-Archiv ©

Bild Mitte: Die Ringe haben unterschiedliche Farbmuster und Nummern, die die freigelassenen Junggeier voneinander unterscheiden.
Foto: EGS-Archiv ©

Bild unten: Auch die Bleichung der Schwungfedern nach verschiedenen Mustern dient dazu, Bartgeier nach ihrer Freilassung zweifelsfrei identifizieren zu können.
Foto: Karl Hofbauer-Höfer/EGS-Archiv ©

mit der Zeit – die gebleichten Federn fallen der Mauser zum Opfer und die Ringe verschwinden unter dem Federkleid. »Wir wissen sehr viel über die Bestände bis zum zweiten, dritten Lebensjahr. Problematisch wird es ab dem vierten und fünften Jahr, weil wir die Vögel nicht mehr exakt bestimmen können«, erklärt Zink. Dazu kommt, dass in diesen Jahren viele Vögel auf »Europa-Tournee« gehen – wohl bald auch »Hubertus 2«.

Erst wenn Bartgeier mit sechs bis sieben Jahren geschlechtsreif sind und ein Revier beziehen, sind die Chancen einer individuellen Bestimmung wieder besser. Dabei hilft auch genetisches Monitoring. Mit der DNA-Analyse einer Feder aus einem Bruthorst gelang es zum Beispiel, den 1988 in Frankreich ausgewilderten und jahrelang verschollenen »Balthazar« im Jahr 2004 zu enttarnen. Die dritte, innerhalb des Projekts sehr umstrittene Variante des Monitoring ist die Ausstattung der Bartgeier mit Sendern. »Diesbezügliche Versuche in der Schweiz haben nicht den Erfolg gebracht, den man sich erwartet hat«, sagt Zink. Und Projekt-Koordinator Frey sieht mit der Anbringung von Sendern unabwägbare Gefahren für die Tiere verbunden.

Wie viele Bartgeier in den Alpen leben, lässt sich nur schätzen. »116 ist eine realistische Zahl«, sagt Zink. Darunter sind auch etwa zwei Dutzend Bartgeier, die bereits in Freiheit geschlüpft sind. Der erste Bartgeier dieser neuen Generation erblickte im Jahr 1997 in Frankreich das Licht der Welt. Getauft wurde er auf den Namen »Phenix« – ein passender Name für eine Art, die in den Alpen gleichsam aus der Asche auferstanden ist. Den Freilassungen und dem natürlichen Zuwachs stehen Verluste durch Lawinen, Vergiftungen, Abschüsse oder Unfälle mit Hochspannungsleitungen gegenüber. Und so mancher Bartgeier musste wieder eingefangen werden, weil er in Freiheit nicht zurechtkam. Vom ursprünglichen Bestand in den Alpen unterscheidet sich die Population übrigens deutlich, denn die meisten der für die Zucht verwendeten Zoo-Geier stammten aus der Ex-Sowjetunion und Zentralasien.

Schon jetzt gilt die Auswilderung der Bartgeier als eines erfolgreichsten Artenschutzprojekte Europas. Von einem nachhaltigen Erfolg lässt sich jedoch erst sprechen, wenn sich der Bestand selbst erhalten kann. Bereits 2007, so erklärt Chef-Beobachter Richard Zink, könnte erstmals der Fall eintreten, dass so viele Junge im Freiland schlüpfen wie in den vergangenen Jahren durchschnittlich Geier freigelassen worden sind. Eine detaillierte Untersuchung soll nun die heikle Entscheidung erleichtern, wann die Freilassungen beendet werden können. Frey meint: »Ein Bestand von etwa 200 Exemplaren wäre eine solide Population für den Alpenraum. Wir sind auf dem besten Weg dorthin, aber es wird noch ein bisschen dauern«.

2005 stellte das bisher erfolgreichste Brut-Jahr dar. Ganze sieben Jungvögel verzeichneten die in Freiheit lebenden Bartgeier in ihrer Kinderstube. Kopfzerbrechen bereitet den Experten der Umstand, dass in Österreich und in der Schweiz noch keine erfolgreiche Brut zustande gekommen ist. Mal verschwand ein Teil des Brutpaars aus ungeklärter Ursache, und mehr als einmal vertrieben Steinadler die Bartgeier aus ihrem Horst. Generell scheinen Italien und Frankreich klimatisch etwas günstigere Bedingungen für die Brut zu bieten und möglicherweise auch ein stabileres Nahrungsangebot.

Gämsen, Steinwild sowie abgestürzte Schafe bilden die Hauptnahrungsquellen des Aasfressers. Bartgeier sind alles andere als wählerisch. Sie verwerten Wolle, Knochen, Sehnen und Haut vollständig. Bis zu 80 Prozent ihrer Nahrung bestehen aus



Ein junger Bartgeier wird huckepack zu dem künstlichen Horst transportiert, wo er die Zeit bis zum Ausfliegen verbringen wird. Die Arbeit der Freilassungsteams ist nicht gefahrlos.
Foto: EGS-Archiv ©

Knochen, die einen hohen Energieanteil haben. Ihr großer Schlund und ihr hochspezialisierter Verdauungstrakt ermöglichen es den Bartgeiern, riesige Knochentrümmer zu schlucken. Ist ein Knochen zu groß, steigen sie in die Lüfte und lassen ihn so lange auf Fels aufprallen, bis er in mundgerechte Stücke zersplittert. In den Pyrenäen hat diese Angewohnheit den Bartgeiern den Spitznamen »Knochenbrecher« eingetragen. Mit ihren Futtervorlieben nehmen die Greifvögel eine wichtige Sanitär-Funktion ein. Verendete Tiere entfernen sie binnen kurzer Zeit aus der Landschaft. Selbst ausgeaperte Kadaver vom Vorjahr verschmäht der »fliegende Mistkübel«, wie der Bartgeier mitunter tituliert wird, nicht.

Bartgeier bevorzugen zerklüftete Kalkstein-Formationen jenseits der Baumgrenze, wo sie eine gute Thermik, Aufwinde und genügend Freiflächen ebenso vorfinden wie ein ausreichendes Nahrungsangebot. So verwundert es kaum, dass sich die meisten Alpen-Bartgeier im Umkreis der vier Freilassungsorte aufhalten, die ja wegen ihrer idealen Bedingungen ausgewählt worden sind. In Deutschland tauchten Bartgeier bisher nur als Durchreisende auf, meist im Raum Berchtesgaden. Der Mangel an Freiflächen und Wild macht die Gebirgsketten entlang der Grenze zu Österreich nicht zu einem idealen Lebensraum.

Fernziel der Artenschützer ist die Bildung einer Meta-Population. So sollen die Bestände im Alpenbogen mit jenen auf Korsika (sehr gefährdet) verlinkt werden. Im noch weiter südlichen gelegenen Sardinien ist gerade ein Projekt zur Wiedereinbürgerung des um 1970 verschwundenen Bartgeiers in Ausarbeitung. »Die Distanzen zu den beiden Mittelmeer-Inseln sind überwindbar. Wir haben einige Beobachtungen von Bartgeiern, die bis nach Holland, Dänemark und hinauf nach Norwegen geflogen sind«, sagt Zink. Nach Südwesten hin wird eine Vernetzung mit den Bartgeier-Vorkommen in den Pyrenäen angestrebt, wo an die hundert Brutpaare leben. Möglicherweise eignen sich die französischen Cevennen, wo Gänsegeier und Mönchsgeier leben, als Brücke. Und ein weiteres Projekt zur Wiedereinbürgerung von Bartgeiern steht gerade in Andalusien auf dem Programm.



Kaum ein Wanderer ließ sich die Gelegenheit entgehen, durch die Fernrohre einen Blick auf die Junggeier zu werfen und sich über das Projekt zur Wiederansiedelung der Bartgeier in den Alpen zu informieren. Mitunter musste man sich sogar anstellen.
Foto: Stefan Spath

All das sind Zeichen, dass der Bartgeier endlich rehabilitiert ist. Sein schlechter Ruf, der sich im kollektiven Gedächtnis der Alpenbewohner noch Generationen nach dem Tod des letzten Bartgeiers hielt, rührt aus einer Epoche im 19. Jahrhundert, als das Wild in den Alpen knapp war. Nicht nur, dass die Bartgeier selbst wenig zu fressen hatten, wurden sie auch noch als Sündenböcke aufgebaut. Die Verschleppung von Lämmern, die in Wahrheit abgestürzt oder geschlachtet worden waren, dichtete man ihnen an. Und je abergläubischer die Bevölkerung, desto leichter war es, dem »Lämmergeier« noch grausamere Taten anzulasten. In »Brehms Tierleben« kamen etwa Schweizer Jäger zu Wort, die gesehen haben wollten, dass Bartgeier Ziegen verschleppten, Ochsen in den Tod hetzten oder sogar ein dreijähriges Mädchen 1400 Schritte durch die Lüfte trugen.

Je »grausamer« der Ruf des Bartgeiers, desto größerer Ruhm kam demjenigen zu, der ihn erlegte. Mit Gift, Kugel und Eierraub dezimierten Jäger die Vorkommen. Mit zum Verhängnis wurde den Tieren ihre Neugier. »Wenn ein Bartgeier einen Schuss hört, schaut er nach, was los ist«, erklärt Frey. Prämien wurden für jeden Abschuss bezahlt, in Hinblick auf die vermeintliche »Gefährlichkeit« der Bartgeier, mit zunehmender Seltenheit aber auch als wertvolle Sammlungsobjekte für Museen. 1855 war der letzte Bartgeier in Deutschland dran, 1880 holte ein Kärntner Waidmann Österreichs letztes Exemplar vom Himmel, und mit einem Abschuss im Jahr 1913 im Aosta-Tal schien das Kapitel Bartgeier in den Alpen beendet.

Weil viele Menschen auch 100 Jahre später argwöhnten, dass ein Vogel mit beinahe drei Meter Spannweite nicht harmlos sein kann, mussten die Bartgeier-Betreuer im Zuge der Wiederansiedelung massive Aufklärungsarbeit leisten. Tatsache ist, dass Bartgeier reine Aasfresser sind und auch kein Wild zu Tode hetzen. In den Hohen Tauern bekamen die Schafbauer bald mit, dass sich ihre Tiere um Bartgeier – anders als um Steinadler – keinen Deut scheren. »Man hat beobachtet, dass Bartgeier in einer Herde landeten und sich eine Nachgeburt holten, ohne dass die Schafe auch nur ein Ohr gerührt hätten«, erzählt Bartgeier-Betreuer Knollseisen. Ein Unbedenklichkeitszeugnis par excellence. Und zu den Förderern der unter ihren Vorvorgängern ausgerotteten Vögel zählt seit Jahren auch die Jägerschaft.

Statt mit Argusaugen werden die gefiederten Alpenbürger heute mit Wohlwollen betrachtet. Wenn in Kärnten, Tirol oder Salzburg die jährliche Geier-Freilassung ansteht, spielt die Blasmusik auf, kommen Hunderte Neugierige und berichten die Medien. Um Vorurteile abzubauen, werden die Bartgeier in der Nähe stark frequentierter Wanderwege ausgewildert. Dort kann man sich bei den »Geier-Nannies« informieren und die Jungen durch Teleskope in ihren Nisthöhlen beobachten. Einheimische sprechen mittlerweile stolz von »unseren Geiern«. Die Identifikation ist wechselseitig, denn Bartgeier lassen sich nach den Jahren der Wanderschaft gerne dort nieder, wo sie in die Freiheit entlassen wurden.



Eine Höhle im Osttiroler Ködnitztal unweit des Großglockners diente im Sommer 2004 als Freilassungsort für zwei Bartgeier. Hoch und steil in einer Felswand, ungestört von Wanderern, verbrachten hier »Toto« und »Hubertus2« ihren letzten Monat vor dem Flüggewerden.
Foto: Stefan Spath

Bleibt noch die Frage, wo man Bartgeier in der freien Natur zu Gesicht bekommen kann. »Sehr gut sind die Chancen im französischen Nationalpark Vanoise und am Stilfser Joch in Italien, wo es allein drei Brutpaare gibt. In den Hohen Tauern sind Bartgeier im Krumltal bei Rauris und um Heiligenblut regelmäßig zu sehen«, rät Koordinator Frey jenen, die den größten Vogel der Alpen in natura beobachten wollen. Auch an den Freilassungsplätzen stehen die Chancen gut, weil nicht selten Altvögel zum »Sightseeing« kommen. Bartgeier sind eben mindestens so neugierig wie Menschen.

Tipp: Bartgeier-Sichtungen kann man auf www.wild.unizh.ch/bg/index.htm online melden. Hier findet man auch weitere Informationen über das Bartgeier-Projekt, das Beobachternetzwerk sowie die Adressen der regionalen Beobachtungsstellen.



Bartgeier-Beobachtungen in Österreich von 2001 bis 2005.
Quelle: IBM-NPHT/EGS, R. Zink.

Alpengedächtnis online

Das Historische Alpenarchiv von DAV, OeAV und AVS

VON MONIKA GÄRTNER UND FRIEDERIKE KAISER



Anton Paul Heilmann. ›Hofmannshütte‹, Mischtechnik/Papier, vor 1894.
© Alpenverein-Museum, Innsbruck



Ernst Platz. Porträt: Johann Stüdl, Mischtechnik/Papier, 1925.
© Alpenverein-Museum, Innsbruck

Erinnert und gesichert.
Wenn die Hofmannshütte abgetragen wird...

Etwa 170 Jahre war die Hofmannshütte einer der bedeutendsten alpinen Stützpunkte in den Ostalpen – gelegen am Rande der Gletscherzunge der Pasterze mit dem Blick auf den Großglockner vis à vis. Bereits 1835 ließ sie Erzherzog Johann von Österreich (1782-1859) anlässlich einer geplanten Besteigung des Großglockners errichten, 1870 wurde die inzwischen verfallene Schutzhütte von Carl Hofmann (1847-1870), Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins, wieder errichtet. Nach seinem frühen Tod – Hofmann fiel noch im gleichen Jahr im deutsch-französischen Krieg – ging das Haus in den Besitz von Johann Stüdl (1839-1925), ebenfalls Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins, über, der sie 1911 der Akademischen Sektion Wien schenkte.[1] Nach mehreren Umbauten und Jahrzehnten der Sanierungen muss die Hofmannshütte im Jahr 2006 wegen Baufälligkeit abgetragen werden, und wenn die Finanzierung für einen Neubau der Hütte weiterhin offen bleibt, werden nur noch eine Menge von historischen Dokumenten, Fotografien und alten Bauplänen, die sich in den Archiven des DAV und OeAV befinden, an den ersten Bau und die ›goldene Zeit‹ einer der ältesten Schutzhütten der Alpen erinnern

Im Fall der Hofmannshütte ermöglichen die Dokumente und Archive von DAV und OeAV die Erinnerung an eine historische Bergsteigerunterkunft. In anderen Fällen suchen Wissenschaftler, Alpinhistoriker und Journalisten nach Spuren eines speziellen Ereignisses oder des abenteuerlichen Lebens einer Bergsteigerpersönlichkeit – die Nutzung der umfassenden Sammlungen der Alpenvereine ist vielfältig. Es ist höchste Zeit, die wertvollen Bestände zu sichern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Um sie auch in Zukunft zu erhalten, starteten der DAV und der OeAV gemeinsam das Projekt *Historisches Alpenarchiv*.[2] Die gute und intensive Zusammenarbeit zwischen Alpinem Museum des DAV in München und dem Alpenverein-Museum Innsbruck des OeAV gaben den Anstoß, an die Hebung dieser wertvollen Unterlagen zu schreiten. Finanziell ermöglicht wurde dies durch die Förderung aus dem Programm Interreg IIIA der Europäischen Union, großzügige Unterstützungen des Freistaats Bayern, des Landes Tirol, des Landes Südtirol, der Südtiroler Sparkassenstiftung sowie Eigenmitteln der Alpenvereine und ihrer Fördervereine.

Ein Schatz lagert in den Depots des OeAV und des DAV, sowie des AVS. Aufbewahrt werden Archivalien seit der Gründung 1862 beziehungsweise 1869 und aus der Zeit davor: Berggemälde, alte Fotografien, Glasdias, Postkarten, Vereinspublikationen, Nachlässe, Forschungsberichte, Expeditionsunterlagen... Durch die Kriegswirren örtlich auseinander gerissen[3], spannen sie, in Zukunft durch das Internet wieder zusammengefügt, einen weiten Bogen über die bewegte Geschichte des Alpinismus.

Aufbewahrt und gesammelt.
Die Bestände von DAV, OeAV und AVS

Schriftliches: Die Akten

Einer der bedeutendsten Teile der Sammlungen von DAV und OeAV wurde nicht bewusst gesammelt, sondern blieb als ›Überbleibsel‹ der Vereinsaktivitäten in den Kellern und Dachböden liegen. Die Verwaltungsakten des OeAV, des AVS und des DAV sowie ihres gemeinsamen Vorgängers Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein (1874-1945) beinhalten unter anderem Schriftwechsel und Protokolle zu Beschlüssen und Versammlungen sowie die Korrespondenzen der Sektionen mit ihren Dachverbänden, den sogenannten ›Hauptvereinen‹. Zur Gründung der Sektionen, bei Satzungsänderungen, zur jährlichen Abrechnung der Mitgliederbeiträge, aber auch bei besonderen Vorkommnissen wie Flut- und Brandkatastrophen in den alpinen Arbeitsgebieten und daraus resultierenden Hilfsaktionen entstanden umfangreiche Briefwechsel. Insbesondere Hütten- und Wegebauprojekte machten zahlreiche Schreiben mit vielen Argumenten nötig: Die Sektionen konnten Zuschüsse für Baumaßnahmen beantragen, die der Hauptverein allerdings nur bewilligte, wenn er von deren Notwendigkeit überzeugt war und eine seines Erachtens fachgerechte Planung und Bauausführung gewährleistet war.

Wie kaum eine andere Quelle gibt dieses Aktenmaterial Auskunft über Ziele und Ausrichtung der Sektionen, Bauprojekte, Vereinsleben, Mitgliederzahl und finanzielle Situation. Gleichzeitig sind sie aber auch Zeugnis der Erschließung der Alpenregionen und zeigen die Verbindung zu Politik und Zeitgeschichte, insbesondere das frühe Aufkeimen des Antisemitismus und die enge Verbindung zum Nationalsozialismus in den zwanziger und dreißiger Jahren. Oft sind diese Schriftwechsel für die Sektionen zudem die einzigen Zeugnisse ihrer frühen Geschichte, da sie selber oft Dokumente aus ihrer Frühzeit nicht mehr besitzen. Gerade dieser Aktenbestand wurde bei der Neugründung der alpinen Vereine in Deutschland, Österreich und Südtirol zerstreut und ist heute auf drei Standorte, Bozen, Innsbruck und München, verteilt.





Sektion Berlin: Liebevoll gestaltete Einladungskarte zum Winterfest 1914.
Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

[1] S. Johannes Emmer: Geschichte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. In: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Bd. 25, Jg. 1894, S. 320-321 und Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (Hrsg.): Die Schutzhütten des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Innsbruck 1932.
[2] Hubert Weiler-Auer: Die Geschichte des Alpinismus bekommt Zukunft. In: Bergauf, Das Magazin des Oesterreichischen Alpenvereins, H. 01, 2006, S. 6ff.
[3] S. Monika Gärtner: Alpine Museen der Alpenvereine. In: Alpenverein-Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins, Innsbruck 2004, H. 3, S.7 ff.



Alpenvereinslichtbildstelle während der Ausleihe, 1936, Laternbild-Sammlung. © Alpenverein-Museum, Innsbruck

In der Bibliothek des AVS sind die historischen Dokumente seiner Sektionen einsehbar. In einem Projekt gemeinsam mit dem Südtiroler Landesarchiv wurden die Akten in Bozen bereits im Jahr 2000 detailinventarisiert und stehen zukünftig ebenfalls mit allen Südtirol relevanten Dokumenten in OeAV und DAV im *Historischen Archiv* zur Recherche zur Verfügung.

Dem Archiv des DAV wurden in den letzten zwanzig Jahren weitere bedeutende Aktenbestände hinzugefügt. Dazu zählen Nachlässe einzelner Bergsteigerinnen und Bergsteiger wie der des Asienforschers Willi Rickmer Rickmers (1873-1965), dessen private Bibliothek den Grundstock der Alpinen Bibliothek des Alpenvereins bildete, und der des langjährigen Herausgebers der Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins Fritz Schmitt (1905-1986), aber vor allem die Akten der Deutschen Himalaja-Stiftung und des Deutschen Instituts für Auslandsforschung. Diese beiden Institutionen führten von 1929 bis in die 1990er Jahre zahlreiche bedeutende alpinistische Auslandsfahrten durch, unter anderem die berühmten Nanga Parbat-Expeditionen von 1934 (Tragödie) und 1953 (Erstbesteigung).

Im OeAV befindet sich zudem ein Bestand von Autografen, die gesondert gesammelt wurden. Bedeutende alpinistische Persönlichkeiten wie Johann Stüdl, Paul Grohmann und Julius Payer sind darin mit Originalbriefen vertreten.



Unbekannt. Überquerung des Glacier des Bossons aus der Serie »Stereoscopische Photographien zu der unter Protection Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. von Preussen im August und September 1861 ausgeführten Mont-Blanc-Expedition des Dr. Wilhelm Pitschner«. Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

Bilder als Dokumente: Fotografien und Filme

Im Jahr 1898 beschloss die Hauptversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, das Vortragswesen in den Sektionen unter Zuhilfenahme modernster Technik, nämlich Diaprojektionen, den aktuellen Gegebenheiten anzupassen. Es wurde eine zentrale Sammelstelle für ›Laternbilder‹ eingerichtet, an die alle Alpenvereinsmitglieder und Sektionen Bilder einschicken und dort entleihen konnten. Bis 1936 kam so eine einmalige Sammlung zusammen, die sich heute beim Oesterreichischen Alpenverein befindet. Sie beinhaltet an die vierzigtausend Glasdias und Kontakte, die geografisch nach Gebirgsgruppen der Alpen und außeralpinen Gebieten, Sachthemen wie »Gletscherkunde«, »Wintersport« und einzelnen Expeditionen geordnet sind.[4]

Parallel dazu gelangte eine große Anzahl von Fotografien durch die tägliche Routinearbeit in den Besitz der Alpenvereine. Der Korrespondenz mit den Sektionen waren oft Aufnahmen beigelegt, die Hütten- und Wegebaumaßnahmen deutlich machen sollten und den Jahresbericht an den Dachverband illustrierten. Zudem verblieben in der Redaktion der jährlich erscheinenden Zeitschrift diverse Fotografien oft bedeutender Fotografen wie Vittorio Sella (1859-1943) und Friedrich Benesch (1868-1949), die zur Veröffentlichung gedacht waren.[5]

Sowohl im DAV wie auch im OeAV befinden sich heute zudem eine ganze Reihe privater Fotoalben und kleiner Sammlungen, die von Bergsteigerinnen und Bergsteigern im Laufe der Jahrzehnte gespendet, aber auch von Sektionen abgegeben wurden. Seit den 1980er Jahren erwarb der DAV systematisch größere Sammlungen, beispielsweise die des Alpinjournalisten Toni Hiebeler (1930-1984). In diesen Beständen finden sich zahlreiche Aufnahmen höchster Qualität. Gleichzeitig zeigen die Aufnahmen aber auch eindrucksvoll den Wandel im Bergsport und die Veränderung der alpinen Landschaft in den letzten 150 Jahren.



Zwei Generationen von Alpinisten am »Schicksalsberg der Deutschen«: Hermann Buhl vor seiner Erstbesteigung des Nanga Parbat 1953 und Peter Aschenbrenner, der schon 1934 fast den Gipfel erreichte. Archiv des Deutschen Alpenvereins, München (Bestand Deutsches Institut für Auslandsforschung)

Die Archive der Alpenvereine verfügen zudem über Filmmaterial. So geben einige Streifen beispielsweise Einblicke in das Klettern in den dreißiger Jahren oder in den Alpinen Lehrfilm. Alpingeschichtlich bedeutend ist aber vor allem der Bestand der Deutschen Himalaja-Stiftung und des Deutschen Instituts für Auslandsforschung im Archiv des DAV: Insbesondere die Filme über die Expeditionen zum Nanga Parbat 1934 und 1937 vermitteln eine Vorstellung vom Extrembergsteigen jener Zeit. Gleichzeitig sind sie Dokumente für die enge Verbindung von Bergsteigen und NS-Propaganda.

Die Kunstsammlung: Grafiken, Gemälde, Reliefs...

Seit den Beschlüssen zur Gründung der Bibliothek und des Alpinen Museums des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in den Jahren 1901 und 1908 wurde im Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein eine bewusste Sammelpolitik betrieben. Die Bibliothek verwaltete neben Büchern auch eine Sammlung von 15.000 grafischen Blättern (Stand: 1941) und achttausend Karten und Panoramen.[6] Das Alpine

[4] S. Monika Gärtner: Laternbilder. Die historische Fotosammlung des Alpenverein-Museums. In: Alpenverein-Mitteilungen des Oesterreichischen Alpenvereins, H. 5, 2003, S. 6-10.

[5] Zur Fotosammlung des DAV s. Deutscher Alpenverein (Hrsg.): Berge im Kasten. Fotografien aus der Sammlung des Deutschen Alpenvereins, 1870-1914. München 2006.

[6] Allgemein zur Geschichte der Bibliothek des DAV bzw. DOeAV s. Peter Grimm; Klara Esters: Die Bibliothek des Deutschen Alpenvereins. Eine Münchner Spezialbibliothek von Weltgeltung. In: Bibliotheksforum Bayern (BFB), Jg. 29 (2001), 1, S. 42-52.



Südtirol relevante Gemälde und Akten werden durch das ›Historische Archiv‹ in allen Sammlungen auffindbar: E.T. Compton. Vajolettürme im Rosengarten, Dolomiten, Öl/Leinwand, 1905. © Alpenverein-Museum Innsbruck

[7] S. Karl Müller: Ein Rundgang durch das Alpine Museum. Gratisbeigabe zum 25. Jahrgang des Kalender des D. u. Ö. Alpenvereins. München 1912.

[8] Monika Gärtner: Das »Wetterstein-Relief« des Österreichischen Alpenvereins ... erinnert an einen »alten, graugrün verschossenen, verknüllten Hut« und Felix Büchler: Reliefs im Schulunterricht, Ein Verlust der Ästhetik. In: Europa Miniature. Die kulturelle Bedeutung des Reliefs, 16. bis 21. Jahrhundert – Il significato culturale dei rilievi plastici dal XVI al XXI secolo. Neue Zürcher Zeitung, in Druck.

[9] Verena Habel, Inge Praxmarer: Katalog des Alpenverein-Museums, Österreichischer Alpenverein (Hrsg.), Innsbruck 1994.

[10] Anton Holzer: Rundum Berge und Georg Kaser: Panoramen im AV-Museum. In: Alpenverein-Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins, Innsbruck 2001, H. 2.

[11] Georg Kaser: Drei Zinnen und Anton Holzer: Die Drei Zinnen oder eine kleine Geschichte vom Blick aufs Gebirge, in: Alpenverein-Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins, Innsbruck 1996, H.3.

Museum konnte kurz nach seiner Eröffnung im Jahr 1911 bereits eine beeindruckende Vielzahl von Sammlungsgegenständen unter anderem zu den Themenbereichen Geologie, Geografie, Flora und Fauna, Volkskunde, Bergsteigen und Kartografiegeschichte vorweisen.[7] Kurz vor der Zerstörung des Museums im Zweiten Weltkrieg wurden diese Bestände teilweise ausgelagert und befinden sich heute im Alpenverein-Museum Innsbruck des OeAV. Dazu gehören Schätze wie die österreichweit größte Reliefsammlung mit dem Wettersteinrelief aus dem 16. Jahrhundert[8] als Highlight. Die wertvolle Gemälde- und Grafische Sammlung[9] beinhaltet eine Vielzahl von Werken von Edward Theodore Compton, Albin Egger-Lienz, Jakob Alt, Otto Barth, Thomas Ender, Gustav Jahn, Adolf Obermüllner, Ernst Platz, Rudolf Reschreiter, Caspar Wolf, Robert Zinner sowie eine stattliche Anzahl von Faltpanoramen[10] und Postkarten[11], die zum Teil bereits in Ausstellungsproduktionen präsentiert werden konnten.

Nach Trennung des ehemaligen Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in einzelne Vereine nach dem Zweiten Weltkrieg und der Gründung des Alpenverein Südtirol im Jahr 1946[12] wurde im DAV eine neue Sammlung aufgebaut. Insbesondere in Hinblick auf die Eröffnung der alpinen Museen in Kempten und München 1990 und 1996 konnten in wenigen Jahren zahlreiche Drucke und Gemälde neu erworben werden.[13]

Gelagert, geordnet und verzeichnet. Wie entsteht das Alpenarchiv?

Archivmaterial sollte als allererstes sachgemäß gelagert werden. Insbesondere die Depots im Alpenvereinshaus in Innsbruck sind nicht mehr zeitgemäß und bedürfen einer Modernisierung. Gefahr war in Verzug. Das neu gebaute Haus des OeAV am Innsbrucker Tivoli sieht ein modernes Depot vor, in dem alle Objekte, je nach Material, sachgemäß nach neuesten restauratorischen Kenntnissen umgepackt und aufbewahrt werden. Das Archiv des DAV konnte zwar auf bereits bestehende Räume zurückgreifen, aber auch hier müssen die Archivalien in archivgerechte Kartons und Mappen umgelagert werden, die eine möglichst lange Haltbarkeit der ›Schätze‹ gewährleisten. Das Archiv des AVS bedarf einer Erschließung und virtuellen Verknüpfung mit allen Südtirol relevanten Objekten aus den Sammlungen in München und Innsbruck.

Zudem müssen alle Unterlagen gesichtet, katalogisiert und in einer Datenbank erfasst werden. In einem aufwändigen Auswahlverfahren, begleitet durch die Innsbrucker Firma S4, wurde unter den Angeboten von fünf geladenen Firmen die Archivsoftware artefact der Wiener Firma CMB gefunden, die wichtige Kriterien erfüllt: grenzüberschreitend und sammlungsübergreifend arbeiten und recherchieren zu können!

Auf der nächsten Stufe sind die Sektionen eingeladen, in der gemeinsamen Archivdatenbank von DAV, AVS und OeAV ebenfalls ihre Sammlungen zu verwalten und ihre ganz individuelle Sektionsdokumentation/Chronik zu führen. Damit wird das *Historische Alpenarchiv* sich auch künftig um bedeutende Bestände vergrößern, immer mehr verzweigen und als alpine ›Wissensdatenbank‹ Jahr für Jahr interessanter.

Online!

Was findet der Besucher, wenn er in etwa einem Jahr auf die homepage des *Historischen Alpenarchivs* zugreifen kann? Er kann in einem großen Teil der Bestände von DAV, OeAV und AVS sowie ausgewählten Sektionen recherchieren. Mit vermutlich 100.000 Datensätzen dürfte es sich dann allein durch die Zahl der verzeichneten Fotografien und Akten um das wohl größte, über das Netz recherchierbare Archiv zum Alpenbogen und zur Alpingeschichte handeln.

Neben Suchen nach einzelnen Stichwörtern wie ›Großglockner‹ oder ›Vittorio Sella‹ wird auch eine detaillierte Suche möglich sein, die sich speziell an den Bedürfnissen eines an den Alpen und dem Alpinsport Interessierten ausrichtet. So wird es die Möglichkeit geben, nach Objekten mit dem Bezug zu einer bestimmten Gebirgsgruppe, beispielsweise dem ›Karwendel‹ oder den ›Dolomiten‹, zu suchen. Gesonderte Suchen sind zudem nach Sektionen, Hütten, bedeutenden alpinistischen Persönlichkeiten und Ereignissen möglich, zum Beispiel nach ›Hermann Buhl‹ oder der Expedition zum ›Nanga Parbat‹ im Jahr 1953.

Letztendlich bieten sich aber insbesondere für Personen, die an der Geschichte der Alpenvereine interessiert sind, neue Möglichkeiten. Die Bestände von Deutschem Alpenverein, Oesterreichischem Alpenverein und Alpenverein Südtirol, die über siebzig Jahre im Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein gemeinsam wuchsen und gesammelt wurden, sind durch das *Historische Alpenarchiv* virtuell ›wiedervereint‹. Ganz praktisch hat dies für die Benutzer den Vorteil, dass er in Zukunft auf einen Blick über den Gesamtbestand und nicht nur über einen Teil der zerstreuten Bestände Auskunft bekommt.

Recherche im *Historischen Archiv* der Alpenvereine unter **www.alpenarchiv.info** (voraussichtlich ab Sommer 2007).



Großglockneraufnahmen des Historischen Alpenarchivs. Screenshot aus der Datenbank

[12] Hans Heiss: Der AVS 1946-2006. Eine Erfolgsgeschichte Südtirols. Vortrag 10.6.2006, (in diesem Jahrbuch S. 305 ff. abgedruckt); Alpenverein Südtirol (Hrsg.): Alpenverein Südtirol 1945-1978, Ein Bericht. 170 S. 1979, Nachdruck 2006; Alpenverein Südtirol (Hrsg.): Alpenverein Südtirol 1979-2005, Ein Bericht. 195 S. 2006.

[13] Von großer Bedeutung waren in diesem Zusammenhang zahlreiche Spenden, insbesondere die über 1.000 Grafiken und Gemälde umfassende Sammlung von Fritz Schmitt. Allgemein zu den Sammlungen des DAV und ihrer Geschichte s. Helmuth Zebhauser (Hrsg.): Handbuch Alpingeschichte im Museum. Katalog der Säle 2-7 des Alpinmuseums Kempten. München 1991; Helmuth Zebhauser, Maike Trentin-Meyer (Hrsg.): Zwischen Idylle und Tummelplatz. Katalog für das Alpine Museum des Deutschen Alpenvereins in München. München 1996; Maike Trentin-Meyer: Erhaben und erobert. Katalog der Gemäldesammlung des Alpinen Museums des Deutschen Alpenvereins. München 1998 und Robert Stalla (Hrsg.): Ansichten vom Berg. Der Wandel eines Motivs in der Druckgrafik von Dürer bis Heckel. München 2001.

Zukunft Hütte

Der Ersatzbau der Olpererhütte

VON HARALD GRUND UND FRIEDERIKE KAISER



Hermann Kaufmann. Neubau der Olpererhütte, Ansicht von Süd-West. 2006

Als die Sektion Neumarkt in der Oberpfalz im Jahr 2003 die Olpererhütte in den Zillertaler Alpen übernahm, dachte zunächst niemand an einen Neubau des über hundert Jahre alten Hauses. Schnell zeigte sich jedoch, dass die dringend notwendige Umsetzung von Brandschutz- und Behördenauflagen, die die Betriebsführung betreffen, sowie Modernisierungen im Hinblick auf zeitgemäße Anforderungen an einen Schutzhüttenbau mit einem Umbau des bisherigen Gebäudes nicht zu leisten waren. So entschied sich die Sektion Neumarkt, unterstützt durch den Dachverband des Deutschen Alpenvereins, für einen Ersatzbau.

Um das Projekt von verschiedenen Seiten zu durchdenken und einen Ideenpool zu entwickeln, wurde ein beschränkter Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Den Wettbewerb gewann Hermann Kaufmann, Inhaber eines Architekturbüros in Schwarzach/Vorarlberg und Professor für das Fachgebiet Holzbau an der Technischen Universität München.[1] In Gesprächen mit der Abteilung Hütten und Wege und dem Fachbeirat Hütten, Wege und Kletteranlagen des Deutschen Alpenvereins entwickelte er unter dem Leitmotiv »Innovation durch Einfachheit« einen Bau, der sich mit einfacher Konstruktion und minimierter technischer Ausstattung an traditionelle Bergsteigerunterkünfte anlehnt, aber trotzdem konsequent zeitgemäße Anforderungen berücksichtigt und gleichzeitig eine hohe architektonische Qualität besitzt.[2] Zudem wird die Hütte in besonderem Maße dem Leitbild des Deutschen Alpenvereins gerecht, das eine umweltverträgliche und nachhaltige Hüttenerbauung und -bewirtschaftung fordert. Im Sommer 2007 soll die neue Olpererhütte eröffnet werden.

Zeitgemäße Funktion und Architektur

In den letzten Jahren strebt der Deutsche Alpenverein verstärkt an, seine Schutzhütten den Bedürfnissen der heutigen Bergsportler anzupassen und neue Nutzergruppen wie Familien und Tourengruppen zu gewinnen.[3] Für den Ersatzbau der Olpererhütte bedeutet dies die Unterbringung der Übernachtungsgäste in Zimmern und kleineren Lagern mit bis zu acht Personen, eine Ausstattung mit ausreichend großen Trocken- und Schuhräumen, die Installation von Duschen und ein vom Gastraum abtrennbarer Gruppenraum. Wegen zahlreicher Tagesgäste ist zudem eine große Terrasse vorgesehen. Ein kleiner zusätzlicher Bau in der unmittelbaren Nachbarschaft wird als Winter- und Selbstversorgerraum genutzt.

Die Bedürfnisse der Bergsteiger und die Abläufe in einer Schutzhütte wurden in der Planung optimal berücksichtigt. Gleich neben dem Eingang liegen Schuh- und Trockenraum sowie die Toilettenanlagen. Im Erdgeschoss befindet sich zudem die Rezeption, die gleichzeitig Theke für die Terrasse und den Gastraum ist. Der Pächter und sein Team können durch die hinter der Theke liegende Küche und die unmittelbar angrenzende Speisekammer rationell mit kurzen Wegen wirtschaften. Gästeschlafräume, Sanitäreinrichtungen mit Toiletten und Duschen sowie die Zimmer für Pächter und Personal sind getrennt vom Tagesbetrieb im Obergeschoss angeordnet. Die bis zum Boden reichenden Fenster und die Öffnung des Raumes bis zur Dachschräge lassen die Zimmer im Obergeschoss großzügig wirken. Zudem werden sie optimal ausgenutzt, da ein Teil der Lagerplätze über eine Leiter im Spitzboden Platz findet. Flucht- und Rettungswege werden durch eine Brücke vom ersten Obergeschoss in das auf der Rückseite ansteigende Gelände realisiert. In einem minimierten Kellergeschoss sind die technischen Anlagen der autarken Hütte untergebracht.

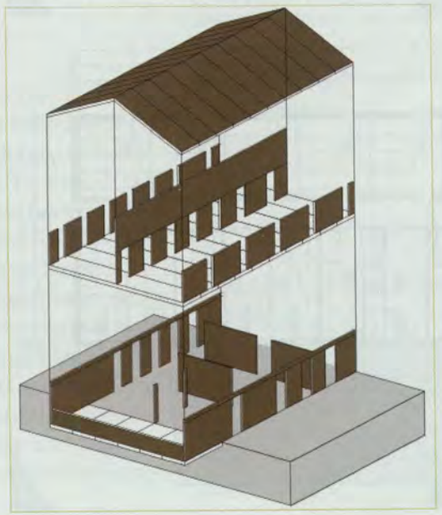
Der Entwurf für die Olpererhütte besticht aber auch durch seine klare Architektursprache. Der etwa 11 mal 24 Meter große Bau ist bewusst schlicht gehalten. Mit längsrechteckiger Form, Satteldach und Sockel aus Bruchsteinmauerwerk finden Elemente des traditionellen Schutzhüttenbaus Verwendung. Durch eine einheitliche Schindelverkleidung von Dach und Wänden wirkt das Haus jedoch als monolithischer Baukörper. Auffällig ist auch die Positionierung. Als exponierter Riegel steht die Hütte im rechten Winkel zum Berg. Leichtigkeit bekommt der Baukörper dadurch, dass das aus Holz errichtete Gebäude den Sockel talseitig um mehrere Meter überragt.

Besonders gelungen ist die Einbeziehung der landschaftlichen Schönheit des Standortes. Die Aussicht auf Schlegeistal und Zillertaler Hauptkamm lässt sich im Gastraum dank der Auskragung und ein über die ganze Frontseite reichendes Fenster wie auf einer Aussichtskanzel erleben.

Bauen im Hochgebirge

Der Neubau der auf 2389 Metern gelegenen Olpererhütte bringt alle Schwierigkeiten eines Baues im Hochgebirge mit: Die Baumaterialien müssen kostenintensiv mit dem Helikopter herbeigeschafft werden, ein schmales Zeitfenster zur Errichtung des Baues in der einzig schneefreien Zeit zwischen Juni und Oktober und extreme Witterungsverhältnisse mit langen Frostperioden, starkem Schneefall sowie heftigen Stürmen.

Die an der Planung Beteiligten lösten diese Schwierigkeiten mit der Verwendung von Brettsperrholzelementen. Holzbretter werden kreuzweise zu fünf bis dreißig Zentimeter dicken Massivholzplatten verleimt. Ihre Stabilität macht es möglich, sie als tra-



Hermann Kaufmann. Neubau der Olpererhütte. Holzbau-Aufbauten und statisches Konzept. 2006

[1] Zu Hermann Kaufmann s. Walter Zschokke: Hermann Kaufmann, Christian Lenz. Architektur und Struktur. Wien, New York 2002; zur Vorarlberger Architektur allgemein s. Otto Kapfinger: Baukunst in Vorarlberg seit 1980. Ein Führer zu 260 sehenswerten Bauten. Ostfildern-Ruit 1999.

[2] Gespräch mit Prof. Dr. Heinrich Kreuzinger (TU München), Vorsitzender des Fachbeirates Hütten, Wege und Kletteranlagen des DAV, und Peter Weber, Abteilungsleiter Hütten und Wege des DAV, am 13.6.2006; Gespräch mit Prof. Hermann Kaufmann am 12.7.2006.

[3] Die Projektgruppe Zukunft der Hütten entwickelt eine Strategie zur Neuausrichtung der DAV-Hütten. Die Delegierten der DAV-Hauptversammlung 2005 beschlossen ein Konzept zur Sicherung des Hüttennetzes mit dem Ziel, die »Eigen-Ertragskraft« der Hütten zu stärken und damit die »DAV-Förderpolitik« zu modifizieren. S. Heinz Röhle, Editorial, in: Panorama, 58. Jg., 3, 2006.

[4] Anlässlich des Bergforums Alpenvereinshütten – zwischen Hotel und Biwakschachtel, 13.6.2006.

[5] Brief v. Johann Stüdl an den Central-Ausschuss DOeAV, 12.6.1880 (DAV-Archiv, BGS 1 SG 249).

[6] Ebd.

[7] Brief v. Johann Stüdl an den Central-Ausschuss DOeAV, 14.6.1880 (DAV-Archiv, BGS 1 SG 249).

[8] Jahresbericht der Sektion Prag von 1884 (DAV-Archiv, BGS 1 SG 249) und von 1899-1901.

[9] Nach 1901 Bau von Verbindungswegen zwischen Berliner- und Furtschaglhaus, Dominikus-, Olperer- und Rifflerhütte, 1930 Erweiterung zum Friesenberghaus, 1976 zur Gamshütte. S. Bernd Schröder: Deutscher Alpenverein Sektion Berlin. 25 Jahre Berliner Höhenweg. 2001.

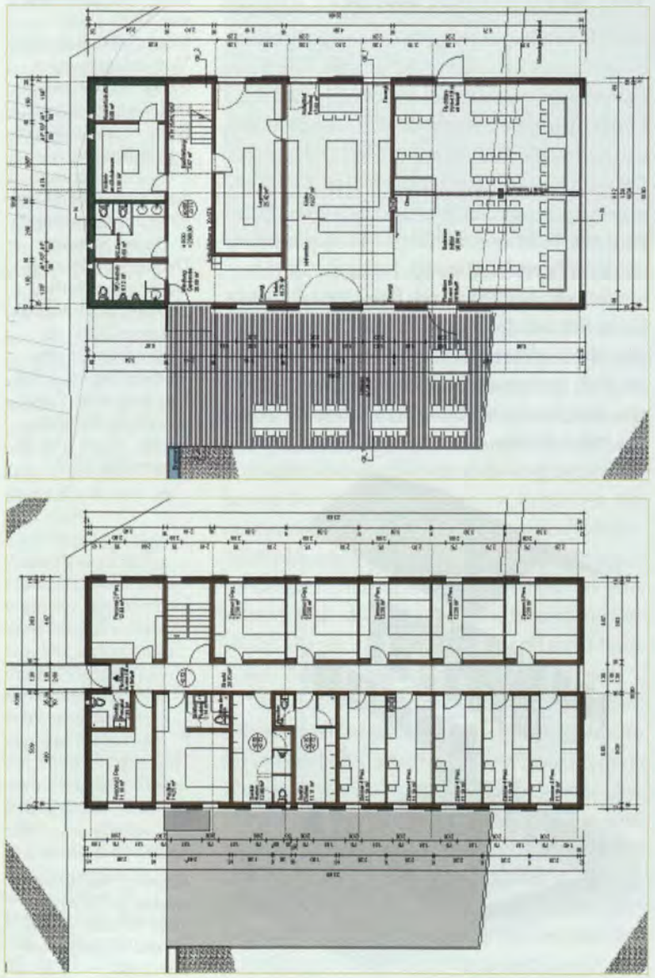
[10] Jahresbericht der Sektion Berlin, 1934; Der Bergbote. Zeitschrift der Sektion Berlin, 28. Jg., Nr. 9, September 1976.

Abbildung rechte Seite: Bernhard Johannes. Die Olpererhütte. Um 1881. Archiv des Deutschen Alpenvereins, München

gende Bauteile einzusetzen. Zudem können sie beliebig und präzise zugeschnitten und damit als Teile eines Bausatzes vorgefertigt werden. Beim Neubau der Olpererhütte wird sowohl für Außen- und Zwischenwände, Zwischendecken als auch das Dach rund 16 Zentimeter dickes Brettsperrholz verwendet. Die Holzscheiben haben gleichzeitig tragende, Raum abschließende und dämmende Funktion. Das zugeschnittene Brettsperrholz wird per Helikopter zur Baustelle transportiert und innerhalb von wenigen Tagen zusammengesetzt.

Zeitsparend ist auch die Minimierung weiterer Arbeitsschritte: Die Verwendung von Brettsperrholz mit Sichtoberfläche macht es möglich, auf Bodenbelag, Decken- und Wandbekleidungen zu verzichten. Ein weiterer positiver Nebenaspekt ist das niedrige Eigengewicht des Baustoffes Holz. Es lässt sich kostengünstiger als Stein und Beton auf die Baustelle transportieren. Pro Hubschrauberminute fallen für rund achthundert Kilogramm Transportgewicht Kosten in Höhe von etwa 23 Euro an.

Hermann Kaufmann, Neubau der Olpererhütte, Grundriss von Erd- und Obergeschoss, 2006



Aufwand und Kosten werden auch durch die geschickte Anordnung der Hütte reduziert. Durch die Lage des Baukörpers rechtwinklig zum Hang kann auf umfangreiche Geländekorrekturen verzichtet werden.

Ein Bauprojekt wie die Olpererhütte bringt zudem eine Anzahl allgemein üblicher Arbeitsschritte mit sich, die auf die spezifischen Bedürfnisse einer Baumaßnahme im Hochgebirge angepasst werden müssen. Dies beginnt mit der Erstellung eines Nutzungs- und Marketingkonzeptes. Weitere Arbeitsschritte sind die Planungen für Energie, Technik und Tragwerk sowie umfangreiche bauorganisatorische Vorbereitungen.

Eine besondere Aufgabe besteht in der Finanzierung des Baues. Umfangreiche Investitionen für eine Schutzhütte im Hochgebirge, die wie die Olpererhütte nur für circa vier Monate im Jahr, von Anfang Juni bis Anfang Oktober, geöffnet ist, können sich auch auf lange Sicht nicht durch die Bewirtschaftung refinanzieren. Im Falle der Olpererhütte ist dies, auf eine Zeitspanne von zwanzig Jahren gerechnet, nur ein knappes Drittel der Bausumme. Weitere Mittel bringt der Bauherr, die Sektion Neumarkt in der Oberpfalz, auf. Durch ein Umlageverfahren unterstützt zudem der Deutsche Alpenverein in seiner Gesamtheit den Ersatzbau mit erheblichen Mitteln. Außerdem sind Projektzuschüsse bei der Deutschen Bundesumweltstiftung und der Österreichischen Kommunalkredit beantragt.

Nachhaltigkeit im Hüttenbau

Wichtiger Aspekt bei der Planung der Olpererhütte war die Nachhaltigkeit des Baues.

Für ein Gebäude bedeutet Nachhaltigkeit die Minimierung des Bedarfs an Energie und Ressourcen sowie eine möglichst geringe Belastung des Naturhaushaltes für alle Phasen im Lebenszyklus von Gebäuden. Dies gilt für die Erstellung über die Nutzung und Erneuerung bis zum Rückbau.

Die Planer erreichten dies durch den Verzicht auf anfällige Details, die zusätzliche Angriffsflächen für Wind, Wasser und Frost bieten würden. Die Verwendung von Brettsperrholz und die Beschränkung der Baustoffvielfalt vereinfachen zudem die Konstruktionen.

Bei der Wahl der Baustoffe wurden die Werte der so genannten grauen Energie, die Energie, die zur Herstellung des Baustoffes benötigt wird, sowie die Recyclebarkeit der Materialien berücksichtigt. Holz als nachwachsender Rohstoff ist CO_2-neutral und trägt damit zum Klimaschutz wesentlich bei.

Eine mögliche Funktionsänderung der Hütte wurde bereits in die Planungen mit einbezogen. Die Olpererhütte wird bisher als reine Sommerhütte betrieben. Um eine künftige Winternutzung grundsätzlich zu ermöglichen, wurden die Details so gestaltet, dass jederzeit die dann notwendige Außendämmung aufgebracht werden kann. Auch der Rückbau wurde bedacht. Die Baustoffe lassen sich leicht trennen und recyceln.

Von einer hohen Technisierung der Hütte, beispielsweise durch eine automatische Be- und Entlüftung, wurde mit Blick auf Anfälligkeit und Wartungsintensität abgesehen. Die Gaststube wird lediglich mit Kachelofen beheizt und in den Schlafräumen wird auf Heizung verzichtet. Eine Photovoltaikanlage und ein mit Rapsöl betriebenes Blockheizkraftwerk erzeugen den notwendigen Strom und das Warmwasser.

Das Abwasser wird in einer vollbiologischen Kläranlage gereinigt. Die Festbestandteile werden mechanisch vom übrigen Abwasser getrennt und kompostiert.

Vergangenheit und Zukunft

»Die Alpenvereinshütten stellen ein einmaliges kulturelles Erbe dar. Sie sind die Seismografen, anhand derer sich die Geschichte des Alpinismus ablesen lässt«, so Bernhard Tschofen, Kulturwissenschaftler an der Universität Tübingen[4]. Die Schutzhütten in der Umgebung der Olpererhütte belegen diese Aussage eindrücklich. So vermittelt das ›Alpenschloss‹ Berliner Hütte noch heute Anspruch und Selbstverständnis der Hauptstadtsektion des Deutschen Kaiserreiches, das großzügig errichtete und liebevoll ausgestattete Friesenberghaus ist Zeugnis für die kurze, tragische Geschichte des jüdischen Alpenvereins Berlin. Diesen geschichtsträchtigen Gebäuden wird mit der Olpererhütte nun eine aktuelle Schutzhütte entgegengesetzt. Mit ihr werden Lösungen für heutige und zukünftige Ziele und Aufgaben des Deutschen Alpenvereins angeboten.



Die ›alte‹ Olpererhütte

Die 1881 durch die Sektion Prag errichtete Olpererhütte gehört zu den frühen Schutzhütten der Ostalpen. Das Zillertal war zu dieser Zeit zwar bereits verhältnismäßig gut durch die 1858 eröffnete Bahnlinie von Rosenheim nach Innsbruck erschlossen, galt jedoch »touristisch« bisher als »auffallend vernachlässigt«[5]. So stellte die Sektion Prag mit ihrem Vorsitzenden Johann Stüdl auf der Generalversammlung von 1880 den Antrag zur Unterstützung der Erbauung der Olpererhütte, um dem »Thale und dessen herrlichen Seitengründen jene Frequenz [von Touristen; Anm. d. Verf.] zuzuwenden, welche es neben der Ortler- und Glockner Gruppe wohl am Meisten unter den Gebirgsgegenden der oestlichen Alpen verdient«[6]. Ziel war es, unter anderem eine bequemere Begehung des Olperers zu ermöglichen, »dessen Besteigung mit zu den interessantesten, jedoch viel Kraft, Ausdauer und Geübtheit in Anspruch nehmenden Partien der ganzen Zillerthaler Alpen gehört«[7]. Auch Touren auf den Riffler, die Gefrorene Wand und den Schrammacher sollten vereinfacht werden.
Die nur 4,5 mal 6 Meter messende Schutzhütte wies im Jahr nach ihrer Erbauung 37 Besucher auf; bis zur Jahrhundertwende erhöhte sich die Zahl der jährlichen Besuche auf immerhin knapp hundert im Jahr.[8] Nach dem Kauf durch die Sektion Berlin erhielt die Olpererhütte zusätzliche Bedeutung als Stützpunkt auf dem Berliner Höhenweg[9] – 1933 und 1976 wurde sie erweitert[10]. Heute ist die Hütte beliebtes Ausflugsziel für Tagesgäste aus dem Schlegeisgrund, der seit dem Bau des Schlegeisspeichers (1965–1972) über eine Mautstraße zu erreichen ist. Sie beherbergt etwa zweitausend Übernachtungsgäste pro Jahr, hinzu kommen dreitausend Tagesgäste.

Begegnen statt besteigen

VON PETER DONATSCH

›Begegnen statt besteigen‹ schildert zwei Episoden vom Ende einer Epoche eines Bergsteigers. Aus der zweiten Lebenshälfte eines Menschen. Ereignisse, die resultieren konnten, weil alle Beteiligten darin einen anderen Blickwinkel als den gewohnten einnahmen. Das Ziel ist verschwunden, was bleibt ist Beziehung.

Wann ist ein Berg ein Berg?

Im Juli vor einigen Jahren bin ich in die Dolomiten gefahren und rund um die Civetta gewandert. Ich stand unter der Nordwestwand und bestaunte die Philipp-Flamm-Verschneidung – für mich als Kletterer ein Traum geblieben – und ich studierte die Cima Su Alto mit ihrer Nordwestwand. Durch die Livanos-Verschneidung war ich am 1. August 1980 zusammen mit drei Kameraden in 11 Stunden geklettert; bei schönem Wetter und einem Gewitter während des Abstiegs. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist das her.

Dieses Erinnern veranlasst mich, über die Zeit nachzudenken. Was ist Zeit? Ein Abstraktum, das uns ganz real betrifft? Nur ein Konstrukt, ein hilfloses Konzept, um der Tatsache nicht ins Auge sehen zu müssen, dass wir sterblich sind? Ein ganz gewaltiger, einschneidender Faktor, der uns keinen Augenblick lang entlässt aus seiner brisanten Präsenz? Wenn ich kletterte – und das ist bis heute so geblieben – verschwindet sie plötzlich, die Zeit. »Ain't it funny, how time slips away«, singt Willie Nelson in einem Lied. »How long is forever?«, fragt er in einem anderen und antwortet dann: »This Time.«

Während ich unter der Wand sitze, vermischen sich Erinnerung und Traum, Vergangenes und Gegenwärtiges zu einem gewaltigen Gefühlsgemisch. Ich staune, dass ich diese achthundert Meter hohe, senkrechte und überhängende, glatte, graue und gelbe Wand hochgeklettert bin. Sie scheint unnahbar, unbesteigbar, unerreichbar. War ich das wirklich? Bin ich derjenige? Ja, mein Verstand sagt es mir und der Eintrag in meinem Tourenbuch bestätigt es. Während ich also unter der Wand sitze und hinaufschaue, die heiße Sonne und den kühlen Wind auf meiner Haut spüre, die Wolken, die vorbeiziehen und die neben mir auf der Wiese schaukelnden Margariten, versuche ich mich an Einzelheiten zu erinnern.

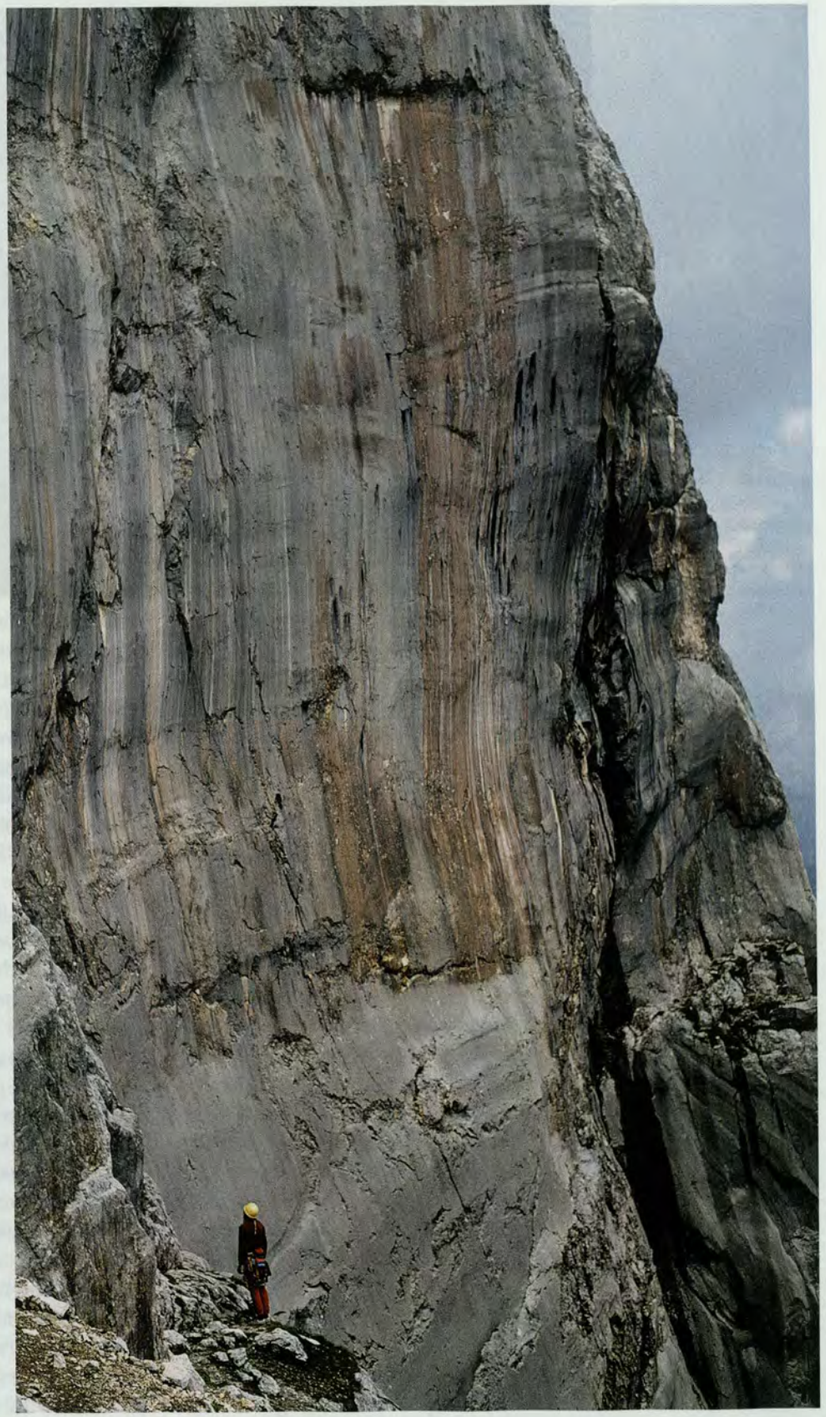
Wie wir den Vorbau seilfrei hochgestiegen sind, dann die gelbe, überhängende Verschneidung erkletterten. Über ein ausladendes Dach hinweg, den Biwakplatz mit der kleinen Höhle erreichten. Haken um Haken höher, dazwischen immer wieder äußerst schwierige Freikletterei. Der Rucksack, der nach hinten zieht. Seile, die an Fels und vielen Karabinern reiben. Große Blöcke, die aus der Wand brechen, um unten, mehrere Meter von der Wand entfernt, auf dem Vorbau aufzuschlagen. Wasserüberronnene, glitschige Risse unter dem Ausstieg. Brüchig dazu. Dann der Augenblick, an dem die Wand sich zurückzulehnen beginnt. Trockene Stufen lösen die nassen Steilrinnen ab. Gegen links und rechts weitet sich das Sichtfeld, das die Verschneidungen und Kamine bisher versperrt hatten. Und dann jener letzte Schritt zum Punkt, an dem es nicht mehr weitergeht. Der Gipfel. Graue Wolken von allen Seiten. Windböen. Rascher Abstieg ins Val Cantoni, statt gemütlicher Gipfelrast. Graue Nebel fahren um den Berg, Donnergrollen hallt zwischen den Kämmen und Wänden wider. Im aufkommenden Gewitter am Pelsa-Kamm verschwinden meine Erinnerungen wie Blätter, die der Herbstwind über den Schluchtrand in die Tiefe weht.

Erstaunt stelle ich fest, welche Einzelheiten mein Gedächtnis gespeichert hat und

Mensch und Berg. Eine alte Begegnung, immer wieder neu. (Schüsselkar-Südostwand)
Alle Fotos vom Autor

ich frage mich, welche nicht. Einige Zeit lang suche ich angestrengt nach Vergessenem, Verschwundenem. Aber mein Denken dreht sich im Kreis. Viel Neues kommt nicht dazu. In diesem Moment unter der Wand werden Begriffe plötzlich wertlos. Während ich hier unten zwischen den ersten Latschenkiefern und Lärchen im Gras sitze, hängen meine Erinnerungen oben in der Wand. Cima Su Alto, Hochempor-Turm. Der Eroberer hat sein Schwert an den Nagel gehängt und betrachtet die Welt nun durch die Brille seiner Erlebnisse. Der Schritt ist weniger ausschreitend geworden, aber er ist unterwegs.

Aus der Schilderung von Reinhold Messners Alleinbegehung der Philipp-Flamm-Verschneidung lerne ich etwas über die Kraft, die in einer einmal gefassten und unangezweifelt durchgehaltenen Absicht liegt. Es ist die Materialisation des Markus-Wortes aus der Bibel, wonach der Glaube Berge versetzt. Reinhold Messner nennt in seinem Buch ›Der 7. Grad‹ das entsprechende Kapitel ›Die fixe Idee vom unbekannten Ziel‹. Es ist nicht entscheidend, alles genau zu wissen, sondern der Kraft die Möglichkeit zu geben, sich zu manifestieren, indem ich nicht zweifle, sondern vertraue. Auch wenn das Ziel, auf dessen Erreichung sich mein Glaube richtet, unbekannt ist.





Ein neuer Morgen, ein neuer Tag, eine neue Möglichkeit, das Leben zu erleben. (Silvrettagletscher mit Verstanklahorn)

Die Wand

Der Berg zieht. Ich verlasse den üblichen Wanderweg, der sich von der Coldai- zur Vazzoler-Hütte zieht und gehe auf dem schmaleren Steig mitten durch die Geröllhalden am Fuß der Civetta-Nordwestwand. Die Wirkung dieser Wand auf mich ist sehr groß. Immer wieder veranlasst sie mich, stehen zu bleiben, meinen Blick von den kleinen Steinen vor meinen Schuhen auf den ungeheuer großen Stein über mir zu heben. Es scheint, als ob sich die gesamte Präsenz des Berges hier unten sammelt, zu kleinen und großen Steinen wird, zu schierer Kraft gerinnt. Kraft in den Steinen, Kraft in den Pflanzen und Blumen, die sich in überaus staunenswerter Anzahl und Vielfalt und Farbe aus dem Geröll erheben, Kraft in der Luft. Kraft um mich und in mir. Eigentlich unbeschreibbar; was ich hier unternehme, sind Versuche.

Ich begehe den Pfad, diese langgezogene, winzige Ebene inmitten all dieser Schräge, Senkrechte. Ich klettere über größere Blöcke und umgehe die größten. Kein Lüftchen regt sich, die Zeit steht still. Ich bin allein, allein mit mir selber und mit der Riesenwand über mir. Manchmal, wenn ich länger stehen bleibe und hinaufstarre, scheint sie sich zu bewegen, um eine Kleinigkeit nach rechts zu rutschen oder nach links, ein wenig zurückzutreten oder sich, vornüber, mir zuzubeugen. Manchmal scheint es mir, als ob ich in sie hinein sehen könnte. Hinein in den Leib des Berges, dort wo Entstehung geschah und noch immer geschieht, dort wo ich Seele vermute, die Seele dieses absolut nicht leblosen Berges. Dann wieder sehe ich Seele überall, als pulsierende, farblose Farben den Fels überziehen, in der Luft flimmern, die Materie durchdringend wie der Löffel den Schokoladenpudding.

In diesen Augenblicken spricht der Berg.

Außer dem Rauschen einiger Wasserfälle oben in der Wand ist kein Laut hörbar. Tosende Stille sozusagen. Wolken zerfasern tausend Meter weiter oben, am 3218 Meter über Meer gelegenen hohen Gipfel, wo die Wand endet.

Die Anziehungskraft des Berges endet nie, sie währt buchstäblich ewig, wenn ich diesen Begriff auf die Dimensionen menschlichen Zeitbegriffs beziehe. Wenn ich zu denken aufhöre, ist da nur noch Kraft.

Ich ziehe meine Sonnenbrille ab und reibe meine Augen. Der Berg steht noch immer da, mein Verstand und die Schulbücher sagen: stets am selben Ort. Die Hoteliersfrau im Tal sagt: auch nächstes Jahr noch. Ich aber verstehe alle, die verstehen und ich verstehe alle, die nicht verstehen. Der Unterschied zwischen Verstehen und Nicht-Verstehen besteht nur in einem: Präsenz.

Alle Bücher haben recht, alle Gedanken sind richtig, alles Wissen trifft zu. Es ist eine reine Frage der Betrachtungsweise, des Systems, an das ich glaube. Diese Welt, die wir uns aufgrund so genannter Beweise geschaffen haben, hat den – vermeintlichen – Vorteil, für alle gleich zu sein. Das aber ist ein großer Irrtum, wie wir an der Anzahl der Konflikte und Kriege auf dem Planeten sehen. »Bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer anderen Welt«, sagt Schopenhauer.

Die Kraft aber, liegt allein in meinem Erleben des Augenblicks. Ich bin hier, und jetzt geschieht es. Es wird Gestalt, spricht, bewegt sich, schreibt Geschichte und Geschichten, fräst Erinnerungen in mein Gehirn, lagert sich als Erfahrung in meinen Zellen ab, furcht den Fels, fällt als Schnee und schmilzt als Schneefleck oben in der Wand, rauscht als Wasserfall darunter weg.

Begegnung mit dem Berg

Buch und Berg, Realität und Fiktion vermengen sich ineinander wie der helle und der dunkle Teig im Gugelhopf. Ich erkenne nasse Risse, abdrängende Kamine und überhängende Verschneidungen auf der Fotografie im Buch genau so gut wie in der Wirklichkeit des Moments, in dem ich vor der Wand sitze. Das Auge sieht nicht, es ist meine Vorstellung, meine Erinnerung, mein Sehnen und Träumen, mein Wollen und Wirken, das sieht. Das so sieht, wie es sieht.

Und ich fühle mit, leide mit, freue mich mit, lebe mit. 1925, vor 81 Jahren, kletterten Emil Solleder und Gustl Lettenbauer erstmals durch die 1100 Meter hohe Nordwestwand der Civetta. In 15 Stunden, mit 12 Sicherungshaken. »Hier überschneidet sich das schöne Märchen der großen, romantischen Berglandschaft mit dem härtesten und exaltiertesten Sport des modernen Menschen... Leo Maduschka hat für diese höchste Lebensspannung in der Civettawand sein Leben gegeben... Die Wand ist gefährlich, Steinschlag und Wasserstürze drohen, jeder muss froh sein, wenn er sich heil in die kleine Torranihütte retten kann... Hier ist der ganze Mensch gefordert und eine große Portion Bergsteigerglück dazu«, schreibt Walter Pause.

Bergsteigerprosa aus den Hohen Zeiten des extremen Felskletterns. Das alte Thema: Der Mensch und der Berg. Die Wand als Problem, der Berg wird bezwungen, der Gipfel wird erobert, Opfer werden gefordert, Opfer werden gebracht. Immer wieder brichst du auf, die eigene Schwäche zu überwinden. Kampf, gegen die Schwerkraft und mich selber. Versuche des Menschen, aus seiner Begrenztheit auszubrechen, das – scheinbar – Unmögliche möglich zu machen.

Tun, vor allem.

Oder aber?

Wenn ich mich hingebe, dem Strom des Lebens, mich überlasse und akzeptiere, dass ich nicht allein der Mittelpunkt des Universums bin, sondern einer von unzähligen Mittelpunkten, dann geschehen Dinge von großer Magie! Erinnerst Du Dich noch, meine Geliebte, an das junge Murmeltier, das uns scheu und neugierig vom Eingang seiner Höhle aus in die Augen sah, keine zwei Meter von uns entfernt? Weißt du noch, wovon Du sprachst, als das Tier unvermittelt, überraschend vor uns erschien? »Nicht um Besteigung geht es heute, sondern um Begegnung und Beziehung«, hast Du sagen wollen. Das Tier hat's für Dich getan.

Schön.

So staune ich über mich selber. Ist es Nostalgie, die mich hier hält, unter der Wand? Trauer über verpasste Chancen, verlorene Jugend, verwehte Träume? Ist es das Liebäugeln mit einem Comeback, die chancenlose Hoffnung auf die Möglichkeit, das Rad

zurückdrehen zu können, der verwegene Gedanke einfach einzusteigen in die Wand? Was hält mich hier, was ich nicht erklären kann?

Yesterday.

Jetzt kommt mir die Erinnerung vor wie ein Zug, der in der Ferne vorbeifährt, und von dem ich nicht mehr weiß, ob ich darin saß oder nicht. Der Berg muss uns getragen haben, damals. Zumindest ließ er es zu, dass wir an seiner steilsten Flanke hochkletterten, alle Hindernisse überwanden, den höchsten Punkt erreichten und gesund wieder ins Tal absteigen konnten. Ja, jetzt, wo ich hier sitze, unter der Wand, inzwischen über zwanzig Jahre älter, weiß ich, dass es ohne den Berg nicht geht.

Ich weiß, was mich bewegt: Es ist der Berg. Seine reine Anwesenheit. Das Ereignis des Eintauchens in seine und meine Existenz. Er hat mich gerufen, mich veranlasst, hierherzukommen und das Erlebnis der Begegnung mit ihm zu teilen. Auf dass etwas geschieht mit mir, mit ihm und mit unserer Beziehung.

Beziehung zu einem Berg?

In einer Zeit der Beziehungskrisen – laut Statistik werden zurzeit in Mitteleuropa rund 46 Prozent aller Ehen geschieden – lohnt es sich, Beziehungen zu erleben. Da fällt mir das schöne Bild von Albert Einstein ein: Wenn eine Maus das Universum betrachte, sei das Universum danach nicht mehr dasselbe. Und ich will mich doch nicht ändern! Oder gar ändern lassen! Und dann noch von einer Maus. Oder gar von einem Berg!

Und doch geschieht es. Wenn ich unter der fünfhundert Meter hohen Südwand des Torre Venezia hindurchgehe, spüre ich es am eigenen Leib. Bisher war es einfach ein Berg gewesen und eine Wand. Insgesamt drei Mal bin ich durch diese Wand auf den Gipfel geklettert. Erinnerungen an diese Touren haben diese Beziehung geprägt und am Leben erhalten. Heute gehe ich einfach unten durch. Und ich bleibe stehen.

Begegnen. Statt besteigen.

Natürlich kann ich darüber nachdenken, wie das funktioniert, kann mir den Kopf zerbrechen. Indem ich stehen bleibe, mich einlasse, auf das Geschehen, unvorbereitet, unvoreingenommen, geschieht es. Der Berg, die Begegnung mit dem Berg verändert mich. Ich öffne mich der Kraft. Wichtig scheint mir die Unvoreingenommenheit, Absichtslosigkeit. Wann tun wir Menschen doch mal etwas ohne Absicht? Wann begegnen wir einfach? Ohne etwas zu wollen. Ohne etwas zu erwarten. Begegnung um der Magie willen. Wenn ich eine Tür öffne, kann es sein, dass ich etwas Neues sehe, oder auch nicht. Das ist unsicher. Wenn ich die Tür geschlossen lasse, bin ich sicher, dass ich nichts Neues sehen werde. So bleiben wir gerne auf der sicheren Seite.

Indessen zieht das Leben in Form von vergehender Zeit vorbei.

Ich stehe, sitze also unter dem Berg. Ein Kribbeln an den Fußsohlen, im Nacken, den Lippen und den Haarwurzeln zeigt mir an, dass etwas geschieht. Der Berg verwandelt sich von etwas, was ich im allgemeinen Kontext unter ›Berg‹ verstehe, zu einer neuen Form von Gegenüber. Ich sehe Fels, Platten, Risse, Verschneidungen, Bänder, Überhänge. Ich sehe Gras und Bäume am Wandfuß und Felsblöcke am Gipfel. Aber auf einmal ist Fels nicht mehr Fels, Baum nicht mehr Baum, Gipfel nicht mehr Gipfel. Scheinbar fest gefügte Formen lösen sich auf. »Wann ist ein Mann ein Mann?« singt Herbert Grönemeyer. Wann ist ein Berg ein Berg?

Der Benediktinermönch und Bergsteiger Placidus a Spescha schrieb 1773 (›Die Beschreibung der Alpen, vornemlich der höchsten‹): »Der Montblanc ist gemessen, gezeichnet und beschrieben, und folglich ist sein Wesen schon bestimmt«. Der gspürige Naturfreund hat in wenigen Worten ausgedrückt, wie wir unsere Welt erschaffen haben und immer wieder erschaffen: Aufgrund von Zahlen, Daten und so genannten Fakten zwängen wir das Unerklärbare, Unfassbare in einen Rahmen.



›Das Leben im Griff haben‹ ist einer der größten Irrtümer des Menschen. (Winterliches Biwak am Oberalpstock)

Mir scheint, es sei unsere Angst, die Dinge nicht mehr ›im Griff zu haben‹, die uns alles in Normen einsperren lässt. Wir wollen im Überschaubaren bleiben, damit uns ja nichts überraschen könne, was neu und ungewohnt für uns wäre. Und uns vielleicht nicht ins Konzept passt. Was nicht bewiesen werden kann, gibt es nicht.

Wir verpassen dadurch das Wesentliche: Den Berg zu erfahren. Vielleicht in einer anderen Art, als wir uns das vorstellen. Wir weichen dem Wunder aus oder verschließen uns vor ihm. Wunder brauchen ihre Räume. Lasst uns wundern! Immer wenn ich das fest Gefügte, Sichere verlasse, erlaube ich der Magie die Bühne zu betreten. Dann steigt die Erde in den Himmel, der Fuß des Berges wird zum Gipfel und ich wandere als Verwandelter von dannen.

Der Glaube, wir könnten irgendetwas im Leben ›im Griff haben‹, ist der größte Irrglaube der Menschheit.

Während ich schreibe, drückt ein Sonnenstrahl durch den wolkenverhangenen Himmel, tritt durch das Fenster in den Raum und lässt einen sanften Lichtschimmer auf die Fotografie des Torre Venezia fallen, die vor mir auf dem Tisch liegt. Die Sonne scheint auf den Berg und lässt die hellen Partien heller erscheinen und verstärkt die Kontraste.

Immer, wenn die Zeit still steht, spricht der Berg. Manchmal gelingt es mir, die Zeit anzuhalten. Nur für einen Augenblick, aber dann breitet sich Ewigkeit aus. Und es erscheinen Murmeltiere auf dem Weg wie Wanderer aus einer fernen, vertrauten Welt.

Freiheit bedeutet, sich total hinzugeben, und dabei immer ganz dich selbst zu sein. Das ist die Botschaft der Bäume vom Pian de la Lora.

Van delle Sasse

Van delle Sasse. Ein Name, der auf der Zunge zergeht und wehmütig ins Herz einsickert. Ein Name, vor mehr als zwanzig Jahren ein paar Mal gehört. Nie vergessen. Im Gedächtnis haften geblieben, wie das Bild auf der Postkarte einer vergangenen Liebe. Van delle Sasse. Tal der Steine.

1500 m beträgt der Höhenunterschied zwischen der Vazzoler-Hütte und dem Gipfel der Civetta. Noch ist die Erinnerung an die unendlich scheinende Müdigkeit vom Vortag wach. Eigentlich keine guten Voraussetzungen für einen erfolgreiche Bergtour...



Beredte Stille in den Bergen. (Am Piz Urlaun)

Der Morgen ist frisch, Tau glänzt und glitzert an den Sträuchern rund um die Vazzoler-Hütte. Nässe tröpfelt von den Nadeln der Kiefern am Fuß des Torre Trieste. Es riecht nach Kuhmist und feucht-warmem Dschungelklima. Im Nu sind meine Hosenbeine klitschnass von all den nassen Blackten, die ihre gesammelte Feuchtigkeit über sie ergießen. Der Weg ist schmal und folgt dem natürlichen Verlauf des Geländes, auf und ab, hin und her. Ab und zu erlaubt eine Lücke im dichten Geäst einen Blick hinaus, wo tief unten der kleine Ort Listolade liegt und sich darüber, irgendwie entrückt, die ebenmäßige Pyramide des Agner aufbaut. Doch meist erheischt der Weg die Aufmerksamkeit meines Blickes.

Immer wieder blicke ich nach oben, in die Lotrechte des Torre Trieste, die nur ab und zu von einem abschüssigen, waagrechten Band durchzogen wird. Von allen Felswänden, die ich in meinem Leben gesehen habe, ist diese absolut senkrechte Südwand des Torre Trieste die Abweisendste, jene, bei der ich mich am intensivsten gefragt habe: wie kommt man da rauf? Nun, da ich gerade darunter stehe, gliedert sich die Wand natürlich auf, zeigt Vertiefungen und mögliche Routenverläufe. Schaurig bleibt sie trotzdem. Ich steige weiter auf dem steilen Hin- und Her-Weg ins Van delle Sasse. Allmählich werden die Kiefern immer weniger und die Felswände rücken näher. Das Tal selbst öffnet sich, magische Böden wechseln ab mit steileren Abschnitten. Große Felsbrocken liegen herum. Einige sind von Moos und Alpenrosen überwachsen, andere frisch, als seien sie erst letzte Nacht aus einer Felswand gepoltert. Abgesehen von dem Geräusch meiner Schritte auf dem Geröll ist es absolut still.

Stille ist etwas Sonderbares.

Mein Kopf ist leer, der sanfte Bergwind fließt durch ihn hindurch, wie er durch die lockeren Äste der letzten Bäume fließt. Der erste Sonnenstrahl trifft auf den Talboden. Gefühle durchfluten mich. Großer Friede. Kein Wollen und kein Müssen, nur Gehen. Immer mehr finde ich mich berührt, angerührt von der Umgebung, wie Vorhänge in einem heiligen Theater öffnet sich das Hochtal meinen Empfindungen. Die Eindrücke hinterlassen eine unverwechselbare, unlöschbare Spur in meiner Seele – oder sie vereinen sich mit einer bereits dort vorhandenen Spur ... Farben und Formen malen ein Bild auf meiner inneren Leinwand, das ich immer und überallhin mitnehme.

Je höher ich komme, je länger ich unterwegs bin, desto leichter fällt mir das Steigen. Der Berg trägt mich. Ich erinnere mich an einen Nachmittag in den steilen Kalkplatten des Mattstock oberhalb von Amden. Damals verschwamm, genau wie heute, der Unterschied zwischen mir und dem Berg. Kein einziger Gedanke war notwendig, was das Stehen und Steigen, das Sichern und Vorwärtskommen, das Aufwärtsklettern und Abseilen betraf! In dem Augenblick, in dem die Hände den Fels berührten, der Fuß sich auf den Platten bewegte, lösten sich alle Grenzen auf. Ich war ich und ich war der Berg.

In stummer Übereinkunft, wortlosem Gespräch mit mir selber als Kletterndem und als Berg, bewegte ich mich durch die Wand in einer der Natur entsprechenden Art und Weise. Klettertechnische Schwierigkeiten nahm ich keine wahr. Ich spürte weder Hitze noch Kälte, weder aufgerissene Haut, noch die zusammengedrückten Füße in den Kletterschuhen.

Da war nur reines Steigen, reines Vergnügen, reines Sein. Es stieg.

Gipfel?

Zurück zur Civetta. Auf dem obersten, ebenen Boden des Van delle Sasse, 2507 Meter hoch, wächst überraschend üppig grünes Gras und ein bunter Teppich von Blumen ist ausgebreitet: Alpenrosen, Alpenveilchen, Wollgras, Enzian, Edelweiß, Gletscher-Hahnenfuß, sogar Männertreu.

An der Weggabelung steht ein Wegweiser. Einer seiner Arme weist nach unten, wo wir herkommen, zum Rifugio Vazzoler; einer nach rechts zum bequemen Weg über die Forcella delle Sasse; und einer hinauf, in die senkrechten Südwand, wo die Via Ferrata Tissi zum Rifugio Torrani hinauf führt und weiter zum Gipfel der Civetta, 3220 Meter hoch.

Eine Stunde später liegen die 350 senkrechten Höhenmeter unter uns. Am Gipfeldach der Civetta liegt eine Menge pflaumiger Schnee. Die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel, an dem nur gerade ein paar lockere Nebelfetzen fasern. Es ist Mitte Juli, doch hier oben hat der Sommer gerade erst begonnen. In lauten Bächen rauscht das Schmelzwasser über die Wände hinab.

Wenn ich hinaufschaue, zu den Nebeln, die sich laufend auflösen und wieder neu bilden, fühle ich mich als einer von ihnen. Ständig verwandle ich mich: Einmal bin ich Strauch, dann wieder Berg. Dann bin ich Berg Steiger, handkehrum leicht und luftig wie ein Nebelschwaden. Wie ich so da sitze und in die weite Leere um mich herum schaue, Weite und Leere auch in mir drin, höre ich den Berg, wie er spricht. Vom Sinn der Sinnlosigkeit, vom Leben und dem Sinn des Lebens, der nur darin besteht, dass das Leben existiert. Alles weitere Suchen führe ins Nichts, sagt der Berg und weiter: Schau mich an, betrachte den Himmel, die Wolken oder einen Baum unten im Tal! Niemand von uns fragt sich irgendetwas. Wir alle sind zufrieden im Sein, dem einzigen Sinn des Hierseins.

Ich beobachte die Dohlen, wie sie sich in die Lüfte schwingen oder in die Tiefe stürzen, um sich in elegantem Flug, laut krächzend aufzufangen, und ich habe große Lust, es ihnen gleichzutun.

Ich lasse es bleiben und steige zu Fuß ab. Fliegen? Vielleicht das nächste Mal. Oder im nächsten Leben. Wer weiß das schon.

Objektiv? Was ist objektiv?

Es ist Abend geworden. Auf und Abstieg liegen hinter mir. Ich war lange, sehr lange unterwegs. Die objektiven Kriterien – was ist objektiv? – lauten, dass ich für eine solche Leistung – 1500 Meter im Auf- und Abstieg, davon 350 Höhenmeter Kletterei in der Senkrechten, total 14 Stunden unterwegs – körperlich unzureichend vorbereitet und trainiert war, über zuwenig Kondition und Kraft verfügte. Oder, dass ich – zumindest – am Abend total müde, kaum mehr zu einer Bewegung fähig sein sollte, und am anderen Tag höllischen Muskelka-

ter verspüren werde, so dass ich kaum hundert Meter werde gehen können.

Nichts von alledem. Ich fühle mich frisch, wie nach einer fein durchschlafenen Nacht. Nur der Magen knurrt vernehmlich.

An diesem Beispiel erkenne ich auf eine neue Art und Weise, wie und wie viel das Leben, das Wunder des Lebens wirkt und bewirkt. Bestimmt, ohne dass ich es weiß. Unendliche Energie ist in dir. Verpuffe sie nicht in sinnlosen Bewegungen. Und vor allem, frage nicht warum.

An diesem Abend erscheint mir der aufgehende Mond über dem Berg besonders schön.

*

Kinder und die Natur sind die besten Spiegel

Wenn du einem Kind etwas versprichst, sollst du es einhalten. So machen meine 10-jährige Tochter Linda und ich uns an einem sonnigen Samstag im Juni auf in die Berge. Das Wetter ist wunderschön, der Himmel wölbt sich tiefblau über den Ostalpen und ein leichter Wind schiebt ein paar harmlose Wattebauschen gemächlich darüber. Der Wirt im Berggasthaus am Weg murmelt etwas von Gewittern, aber ich schenke dem keine Beachtung. Ich weiß, wir werden eine gute Zeit haben.

Gemächlich steigen wir aufwärts. Der Rucksack lässt sich trotz der Zeltausrüstung erstaunlich gut tragen – das ist schön. In den ersten Karrenfeldern, auf etwa 2000 Metern Höhe, beginne ich bereits einen Zeltplatz zu suchen, habe ihn mir dort irgendwo vorgestellt: Ebenes Grasplätzchen, rundum geschützt von Felsen, schöne Aussicht, in der Nähe ein Bach mit frischem Wasser.

Doch auf den flachen Stellen liegen noch große Schneefelder – es ist noch nicht richtig Sommer geworden, auf dieser Höhe. Eigentlich sagt mir mein Gefühl »suche rechts«, doch ich schwenke um und suche links. Auf und ab, hin und her, etwa eine Stunde lang. Nichts. Das Wetter beginnt sich zu ändern, dichte Schleierwolken dunkeln die Sonne ab. Wir kehren wieder zurück auf den Bergweg, vielleicht gibt's am Grat oder dahinter, wo das Gelände lieblicher ist, bessere Plätze. Doch wir suchen vergeblich.

Ich blicke zurück und sehe am Fuß einer Felswand, dort wo ich vermutet hatte, einen schönen Platz mit offenem Blick nach Westen (Sonnenuntergang) und Aussicht über das ganze Tal. Eben und auf einer Terrasse liegend. Also doch...

Zu weit gegangen?

Doch nun sind wir schon sehr weit oben und ich mag nicht mehr zurücksteigen, zudem müssten wir alles über Schnee gehen. In abwechslungsreichem Auf und Ab steigen wir auf einem felsigen Grat weiter. Das Wetter wird wieder schön, der Himmel blau, die Wolken verziehen sich und die Sonne scheint. Linda tritt unversehens in ein verstecktes Felsloch und schürft sich ein Bein auf, ich muss sie verarzten. Zeichen, dass es reicht für heute.

Von einem Pass steigen wir entlang einer kleinen Felswand nach Osten ab, wo das Gelände weitgehend schneefrei ist. In der Felswand erkenne ich deutlich ein Gesicht. Kurz darauf finden wir einen etwas abschüssigen, aber schön gelegenen Platz auf einem Weideterrässchen unterhalb einer kleinen Felswand mit freiem Blick. Wasser gibt es in einer Minute Entfernung. Zufrieden stellen wir das Zelt auf.

Unruhige Ruhe

Wir beobachten Murmeltiere vor ihren Löchern und und spielende, aufgeregt zwitschernde Bergfinken. In der Felswand vor uns erkenne ich ganz deutlich die Form eines großen Herzens. Wir kochen schmackhafte Pasta, danach Tee und Kaffee und kauen Biskuits.

Die Sonne scheint und verbreitet ein unwirkliches, purpurnes Licht, bis sie um etwa 20 Uhr hinter dem Grat untergeht. Ich bin präsent, aber irgendwie auch unruhig, finde den Kontakt mit der Umgebung nicht ganz. Eine innere Unruhe bewegt mich. Immer



Die Sonne küsst den Berg, das Leben erwacht. (Weisshorn)

wieder schaue ich mich um, entdecke aber nichts Ungewöhnliches. Langsam wird es dunkel und kühl.

Kurz nach Sonnenuntergang kommt ein einzelner Mann über den Pass und strebt auf dem Weg dem Plasseggenpass zu. Was will der um diese Zeit noch hier oben? In einer Stunde ist es dunkel! Ich beobachte ihn mit dem Feldstecher. Plötzlich bleibt er stehen, greift an die Brust und nimmt auch einen Feldstecher hervor. Einen Augenblick lang schauen wir uns in die (Feldstecher-) Augen. Merkwürdiges Gefühl. Dann eilt er weiter.

Um zehn Uhr wird es dunkel. Der Himmel ist klar, abgesehen von einigen vereinzelten Wolken, und die feine Sichel des Mondes über dem westlichen Horizont verbreitet ein wenig Licht, doch in zwei, drei Stunden wird auch sie hinter dem Grat verschwunden sein und dann, denke ich, wird es stockfinster sein, denke ich. Wir kriechen ins Zelt und in unsere Schlafsäcke. Ein sanfter Wind zupft ab und zu am Zelttuch und lässt es leise rascheln. Ein Vogel pfeift noch immer laut und durchdringend, obwohl es schon beinahe vollständig dunkel ist.

Natur. Oft unverständlich, aber immer so, wie sie ist. Geheimnisvoll. Ein Geschenk, hier zu sein, den Windhauch am Zelt zu hören, das Eindringen der Nachtkühle ins Innere unserer fragilen Behausung zu spüren. Zu sehen, wie sich die Dunkelheit langsam, langsam über uns senkt wie eine weiche Decke.

Helle Nacht

Plötzlich schrecke ich auf. Draußen blendend helles Licht. Blitze! Von Ferne leiser Donner. Grelle Blitze in kurzer Folge. Ich kleide mich an, krieche aus dem Zelt. Am Himmel spielt sich ein dramatisches Schauspiel ab: Dunkle Wolken jagen über mich hinweg. Der Mond beleuchtet sie von einer Seite, daneben steht der Abendstern. Dann verdecken die Wolken den Mond wieder. Immer wieder zucken Blitze, erhellen den Himmel und bescheinen die weißen Berge rundum taghell. Der Donner ist zwar noch weit entfernt, aber die Blitze sind äußerst kräftig, jeder einzelne ein knallharter Schlag. Eine wilde Schlacht tobt über mir, direkt links und rechts neben mir stehen mindestens zwei Blitzgewitter.

Ich bin da, vor dem Zelt und weiß, es gibt nichts tun. Es ist eine Gelegenheit zu vertrauen. Die Stelle wo das Zelt steht ist



Der Berg als Spiegel, in dem ich mich selbst erkenne. (Val Cavardiras)

zwar nicht ganz unproblematisch, aber mein Gefühl sagt mir, dass nichts geschehen wird. Aber es gelingt mir nicht, ruhig zu bleiben, angesichts der Naturgewalten glaube ich, handeln zu müssen. Ich nehme die Lampe zur Hand, gehe zu einer Gruppe von Felsen in der Nähe und finde eine Höhle, genauso, wie ich sie mir gewünscht habe. Ein ›Notfallzimmer‹ für den Moment, in dem meine innere Spannung zu groß wird und ich meiner Angst nicht mehr standzuhalten vermag – objektiver Grund: richtiger Ort bei Blitzgefahr. In den Augenblicken, in denen der sich überschlagende Verstand für einen Moment aussetzt, lerne ich, wie loslassen geht.

Wie ich da so stehe, inmitten äußerer und innerer Emotionen, tauchen Fetzen aus meinem Leben auf, alles kommt mir logisch vor, auch bekannt. Nichts ist fremd, weder die Angst im Bauch, noch das Gefühl, es so zu wollen. Auch, dass alles was abläuft, zu mir gehört, für mich bestimmt ist. Richtig ist.

Urplötzlich kommt ein kräftiger Wind auf. Im Westen erscheint ein helles, mondbeschienenes Stück Himmel, wird immer größer. Ein Stern scheint darin auf, dann zwei, mehrere. Das helle Stück Himmel wird immer größer, in wenigen Minuten, so scheint es mir, wölbt es sich über uns – ein sternenübersätes Zelt, umrahmt von schwarzen Wolken, so schwarz, dass sie sich sogar gegen den Nachthimmel dunkel abheben. Und als Höhepunkt links und rechts gewaltige Blitze und leises Donnergrollen. Ich kauere auf einem Stein und bin beeindruckt. Der Wind treibt die Wolken, und damit das Gewitter weg, nach Osten und ich lege mich ins Zelt, mit vollem, klopfendem Herzen.

Helle Nacht zum Zweiten

Wieder erwache ich. Durch die geschlossenen Augenlider hindurch blendet mich ein Licht. Ein Licht? Lichter! Schlag auf Schlag. Blitze! Wieder eile ich nach draußen und da ist nichts mehr von Mondlicht, Sternen und einem klaren Himmel. Wenn die Blitze zucken, ist die gesamte Umgebung für einen Sekundenbruchteil weiß angestrahlt und der Rest geschieht auf meiner Netzhaut. Nun schleicht das Gewitter aber nicht mehr in einem Bogen um uns herum, sondern kommt direkt auf uns zu.

Gefühle wechseln sich rasend schnell, ich werde hin und her geworfen zwischen fasziniertem Zuschauen und der Befürchtung, dass unser Zeltplatz halt doch nicht ganz ideal liegt, wenn die Blitze rundum einschlagen sollten... Ich warte noch ein wenig ab, doch die Heftigkeit der Blitze nimmt zu und ihre Intensität steigert sich. Auch der Donner wird nun lauter und häufiger hörbar. Das Gewitter ist nur noch einige Kilometer entfernt.

Ich stehe da, mein Herz klopft bis zum Hals, ich verspüre große Angst. Gleichzeitig bin ich ganz ruhig, in meinem Innersten weiß ich, es wird gut. Es ist eine Angst einflößende Situation, aber ich möchte jetzt an keinem anderen Ort sein. Urgewalt der Natur. Ich bin allein und bin doch verbunden mit dem Ganzen.

Ruhig wecke ich Linda, die bisher fest geschlafen hat, helfe ihr beim Anziehen. Wir verlassen das Zelt, nehmen eine wasserdichte Schutzdecke und gehen zu einer kleinen Höhle in der Nähe, wo wir schulmäßigen, sicheren Unterschlupf vor den Blitzen und auch vor allfälligem Regen finden. Die Blitze zucken in Abständen von wenigen Sekunden, wahnsinnig hell. Krachend schlagen sie ein in die Gipfel und Grate um uns herum.

Unter der Decke ist es warm

Hier sitzen wir, ganz eng aneinander, ich kann Linda fest in die Arme nehmen, unter der Decke ist es warm und dunkel. Es stinkt zwar, aber dieser Gestank ist einigermaßen erträglich. (Am Morgen sehe ich, dass wir uns wohl in der Sterbehöhle der Tiere Sicherheit gesucht haben. Neben dem Platz wo wir saßen, liegen zwei tote Murmeltiere und zwei tote Mäuse.)

Nach einiger Zeit werden die Blitze seltener und ein kräftiger Wind rupft an unserer Blache. Ich schaue unten heraus und blicke in dichten Nebel. Kein Berg und kein Fels ist zu sehen. Ich habe Regen erwartet, es kam Nebel. Linda ist ganz ruhig geworden.

Wir warten noch eine Weile unter unserem Stein, da es immer noch kräftig blitzt, dann schaue ich nochmals nach draußen. Ein wunderbarer Sternenhimmel wölbt sich über uns! Keine Wolken, kein Nebel. Im Osten wetterleuchtet es, der Donner hat aufgehört. Ein starker Wind geht. Habe ich geschlafen? Geträumt?

Wir ziehen wieder in unser Zelt um, kuscheln uns in die Schlafsäcke und hören noch eine kurze Weile dem Wind zu, wie er in den Alpenrosenstauden raschelt, am Zeltuch rupft und den Reißverschluss am Eingang klingeln lässt. Irgendwann schlafen wir ein. Tief und traumlos.

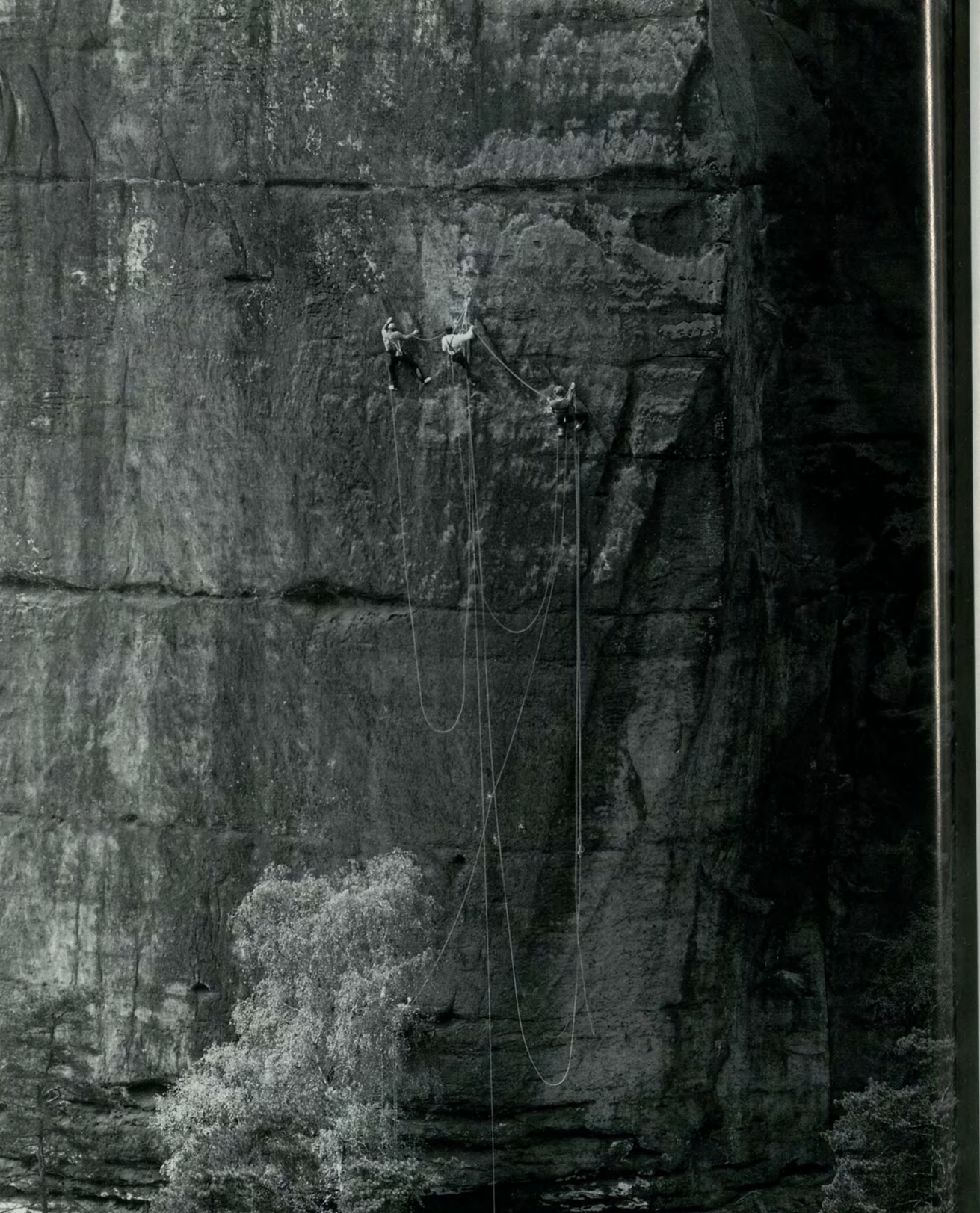
Alles ein Traum?

Langsam wird es hell. Zarte, hellbraun-orange-rote Wolken stehen ruhig am blassblauen Morgenhimmel. Zerrissen und rund sind die Wolken an diesem Morgen in den Bergen. Ich gehe nach draußen, setze mich auf einen Stein und erwarte fröstelnd den Sonnenaufgang. Ein erstes Murmeltier pfeift schrill und aufgeregt in meiner Nähe.

Bald wird es heiß. Die Sonne ist voll da, der Himmel ist blau und die Wolken sind weiß. Wir frühstücken und brechen das Zelt ab, da sich von Osten schon wieder die bekannten, grauschwarzen Wolkenballen nähern. Sonnenbrille auf, Sonnenbrille ab. Bald ziehen wir los, hinauf zu einem Pass zwischen zwei Felswänden. Linda hat keine Lust, auf einen Gipfel zu steigen, ich habe keine Lust, direkt ins Tal abzusteigen. Erstmal abwarten, was das Wetter macht. An der Ostflanke des Berges beobachten wir ein großes Rudel Steinböcke und Geißen. Langsam steigen sie auf den Felsplatten höher, durchqueren Felder in bauchtiefem Schnee und blicken sich immer wieder um, majestätisch ihr Gehörn in die Landschaft streckend.

Das Wetter scheint sich für heute zum Schöneren zu wenden und wir beschließen, den Berg zu umrunden. Zwei Wanderer vor uns sind bald eingeholt und überholt, was meine Tochter stolz und freudig macht. Das Gefühl, dass das Leben nicht gradlinig verläuft, überkommt mich immer wieder.

Und das Wundern, wenn sich Welten begegnen.



Alpine Geschichte

Andreas Dick

Rollo Steffens

Gerald Lehner

Elmar Landes

Christoph Höbenreich

Helden der Berge

Vom Sinn und Unsinn alpiner Heldenmythen und dem Überlebenswillen beim Bergsport

VON ANDREAS DICK



Bergsteigen: spannend...
Am Einstieg des Scheideggwetterhorn-Westpfeilers (ED2, 6a).
Alle Fotos: Andi Dick

Die (Alpin-)Geschichte – zumindest die aufgeschriebene – ist immer ein Spiegel des Zeitgeistes und seiner Wortwahl. Wer alpine Schriften vergangener Zeiten durchstöbert, könnte bilanzieren, dass die Alpinisten vom begeisterten bis pathetischen Elan der Bismarck- und Zwischenkriegszeit abgeschlafft seien zu globalisierten Fixseil-Gewinnmitnehmern. Ich sehe das anders. Meine Thesen:

1) Praktisch alle Bergsteiger – ob Spitzen- oder Breitensportler – hatten zu jeder Zeit, bei allem Leistungsstreben, besonders ein Ziel: Überleben. (Mal abgesehen von einigen suizidal pathologischen oder vom Ehrgeiz verblendeten Ausnahmen.)

2) Doch wer nach Leistung strebte, hatte dabei Schwierigkeiten zu überwinden. Und die waren früher zwingend mit höherem Risiko verbunden, das man dabei akzeptieren musste.

3) Durch die Entwicklung von Wissen, Taktik und Ausrüstung lassen sich heute Schwierigkeit und Risiko besser trennen; Plaisirklettereien erfüllen nur ein Bedürfnis, das schon immer bestanden hat.

4) Dennoch kann das Erleben von »Heldentum« und Abenteuer eine wertvolle Rolle für die Persönlichkeitsentwicklung jedes Menschen spielen.

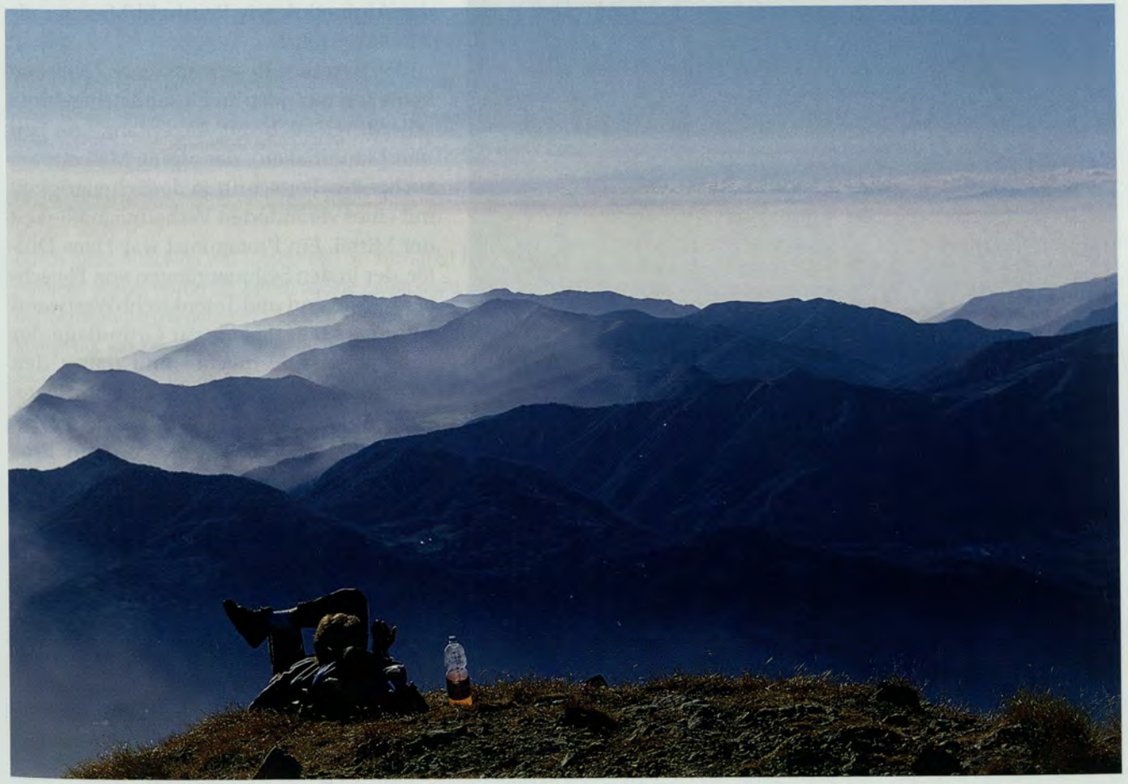
5) Die Möglichkeiten, Risiken zu finden und auf sich zu nehmen, sollten also von den alpinen Vereinen geschützt werden.

Wie haben die Altvorderen ihren Sport empfunden, wie standen sie dem Risiko gegenüber? Durchstreifen wir im Schnellzug die Alpingeschichte, auf den Spuren des Zeitgeistes, der sie prägt.

»Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben, das Leben wegzuwerfen wie einen zerbrochenen Bergstock!« Ein Motto von Eugen Guido Lammer, dem brillanten und, wie wir später sehen werden, verkannten Bergsteiger der Jahrhundertwende. In diesem Satz kulminiert das Pathos des heldenhaften, todesmutigen Bergsteigers. Glaubt man einigen Aposteln des Abenteuers, so ist diese wilde, aber auch »ehrenhafte« Einstellung völlig ausgestorben, ersetzt durch weichgespülten Massentourismusbetrieb. Der ehrliche Kampf Mann (natürlich »Mann«) gegen Berg, die Bereitschaft zum Risiko sei degeneriert zum Alpinismus von der Stange, zum Schnäppchenklettern an Edelstahl; aus starken Menschen und todesmutigen Bergvagabunden seien Plaisir-Weicheier geworden, sitzpinkelnde Normalweghatscher.

Die Erstbesteigung des Montblanc 1786 wird oft als Beginn des eigentlichen Bergsteigens angesehen. Nach Galilei, Newton und Leibnitz war das theologische Weltbild vom wissenschaftlichen abgelöst worden, die französische Revolution und die Aufklärung stellten die gottgewollte Monarchie in Frage, und die Wissenschaftler erhoben sich über das Schwerefeld der Erde, um in der Höhe den Luftdruck zu erforschen – die Brüder Montgolfier im Ballon, Horace Bénédicte de Saussure als treibende Kraft hinter der Montblanc-Besteigung. Vom Gipfel meldet er: »Das Wasser siedet bey 68 und 993 Tausendsteln eines Grades von einem Thermometer, das mit einem Mikrometer versehen ist, an welchem das Quecksilber auf 80 Grad steigt, wenn das Barometer 27 Zoll ist.« Bei der Erschließung der wichtigsten Gipfel wie Ortler, Großglockner, Zugspitze Anfang des 19. Jahrhunderts trat neben das wissenschaftliche Interesse auch romantisches Natur- und Schönheitsempfinden – und manchmal der Ruhm des sponsernden Landesfürsten.

Nach industrieller Revolution und demokratischen Versuchsballonen betraten um 1850 Engländer die alpine Spielfläche und beteiligten sich am vollständigen Abhaken der Gipfel, auch der schweren. Der Physikprofessor John Tyndall, Erstbesteiger des Weißhorns, lobte ein gewisses Risiko, das er als Alleingänger auf den steileren Hängen des Monte Rosa fand. Allerdings nur als Mittel zum Zweck, denn: »Der Gedanke der Gefahr hält den Geist wach und spornt die Muskeln zur Tatkraft an; sie bewegen sich mit Lust und Freiheit, und die Zeit vergeht schnell und genußreich.« Den englischen Sportsgeist jener Zeit drückte Leslie Stephen, Erstbesteiger von Schreckhorn, Bietschhorn und Zinalrothorn, durch die Einordnung der Alpen als »Playground of Europe«, als Sport- und Tummelplatz Eu-



...entspannt...
Ruhepause auf dem Grignone, Bergamasker Alpen.

Abbildung rechte Seite:

..modern...
»Royal Flush« (6b+), Lachfeldkopf, Loferer Alm.

...klassisch...
Eiger-Nordwand, Hinterstoißer-Quergang.

ropas aus, und er stellte schon um 1860 fest, »dass das Bergsteigen nach meiner Ansicht ein echter Sport ist. … Das Spiel ist gewonnen, sobald man den Gipfel erreichte. Wer vorher umkehren muss, hat verloren.« Da hatte er dem DAV der 1980er Jahre schon einiges voraus…

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde statt des Gipfels die Schwierigkeit zum Ziel: bei schweren Hochtouren (Brenvaflanke, Monte Rosa Ostwand, Peutereygrat), dann schweren Felskletterei-en (Marmolada Südwand, Laliderer Nordwand, Civetta Nordwestwand). Auf dem Nährboden des Imperialismus und Nationalismus vor dem Ersten Weltkrieg wurde aus dem sportlichen Wettbewerb auch fast ein Kampf der Nationen; Ampferer und Berger, die den Italienern die Erstbesteigung der Guglia di Brenta weggeschnappt hatten, sangen auf dem Gipfel stolz die »Wacht am Rhein«. Doch mit den gesteigerten Schwierigkeiten waren auch größere Gefahren verbunden.



Wieviel Sicherung dieser gesteigerten Gefahr angemessen sei, wurde zum Thema des »Mauerhakenkriegs« um 1911. Paul Preuss erntete den Beifall der Traditionalisten für Sätze wie »Der Gedanke, wenn du fällst, hängst du drei Meter am Seil, hat geringeren ethischen Wert als das Gefühl: ein Sturz und du bist tot.« Und für Thesen wie: »Der Mauerhaken ist eine Notreserve und nicht die Grundlage einer Arbeitsmethode. Das Seil darf ein erleichterndes, niemals aber das alleinseligmachende Mittel sein, das die Ersteigung eines Berges ermöglicht.« Noch heute wird Preuss von Hütern der Alpinethik wie Reinhold Messner als Vorbild verehrt.

Solch strenge Regeln aus jener Zeit leben heute fast nur noch im Elbsandsteingebirge (allerdings auch mit Akzeptanz von Seil und Mauerhaken); der alpine Mainstream suchte den Fortschritt in der Schwierigkeit mit einer veränderten Verhältnismäßigkeit der Mittel. Ein Protagonist war Hans Dülfer, der in den Seilquergängen von Fleischbank-Ostwand und Totenkirchl-Westwand Seil und Mauerhaken zur Grundlage der Arbeitsmethode machte und damit den Weg zu noch schwereren Wänden öffnete. Weniger bekannt ist, dass Dülfer in der respektvollen Grundeinstellung zum Problem am Berg nicht so weit von Preuss entfernt war und mit der Solo-Erstbegehung des brüchigen und schweren Dülferrisses an der Fleischbank eine knallharte »ethische« Leistung hinlegte. Dass für Dülfer Schwierigkeit und Risiko untrennbar verbunden waren, belegt seine Risikoformel, die leider bis in die 1970er Jahre in den Köpfen wirkte und die Schwierigkeitsentwicklung begrenzte (siehe Kasten). Dülfers Möglichkeiten, gesuchte Schwierigkeiten in reizvollen Wänden durch Mittel »Äußerer Sicherheit« (Nylonseil, Helm, Bohrhaken) zu reduzieren, waren noch auf Mauerhaken und Hanfstrick begrenzt. Deshalb spielte die »Innere Sicherheit«, der Faktor Können (K) damals eine große Rolle bei der Abwägung, ob man einer Schwierigkeit (also damals unvermeidlich auch einer Gefahr) gewachsen sei.



Mit dieser Gewissheit, dass die Gefahr dazugehöre, war die Zwischenkriegsgeneration unterwegs, für die das Bergsteigen Ausgleich geboten haben mag für die Armut (»Wilde Gesellen vom Sturmwind umweht, Fürsten in Lumpen und Loden«) und in Deutschland, der Verlierernation des Ersten Weltkriegs, auch womöglich etwas Nationalstolz,

Schwierigkeit und Risiko – subjektiv und objektiv

Hans Dülfer legte um 1912 seiner fünfteiligen Schwierigkeitsskala folgende Formel zugrunde.

$$S = \frac{F}{K} \qquad \text{S: Schwierigkeitsgrad} = \frac{\text{F: »rein technische Schwierigkeit« des Felses}}{\text{K: Technisches Können des Kletterers}}$$

Und erläuterte dazu unter anderem: »Bei zunehmender Kletterfähigkeit des Hochtouristen (K) sinkt der Schwierigkeitsgrad (S) derselben Stelle (F).«

Durch diese Kopplung von (objektiver) Schwierigkeit F und (subjektivem) Können K, die stillschweigend von allen Kletterern übernommen wurde, wurde die zahlenmäßige Entwicklung der Schwierigkeitsgrade für die nächsten 65 Jahre begrenzt. Denn da immer nur Schwierigkeiten geklettert werden können, die jemand klettern kann, bleibt die »Grenze des Menschenmöglichen« (Grad VI+) immer nur ein Zwischenstand. Heutige 11er-Routen wären also auch nur VI(+) und die Civetta-Nordwestwand maximal III+. Deshalb ist heute der Faktor F aus der Formel herausgezogen und auf nach oben offener Skala der einzige Parameter zur Bestimmung der Schwierigkeit.

Dülfers Formel ähnelt einer möglichen Formel zur Bewertung von Risiken:

$$R = \frac{G}{C} \qquad \text{R: Risiko} = \frac{\text{G: Gefahr [Schwierigkeit + Bedrohungen]}}{\text{C: Chance [Können + Werte]}}$$

Bei einer Risiko-Entscheidung müssen die Gefahren und die Chancen erfasst, beurteilt und abgewogen werden. Mit wachsendem Können sinkt das subjektive Risiko. Und bei hohen Werten (Lebensrettungsaktion) kann auch ein hohes Gefahrenpotenzial in individueller Entscheidung akzeptabel werden. Ein verantwortungsbewusster Entscheider – ein »Wagnis«-Sportler – wird darauf achten, dass die Chancen für ihn die Gefahren mindestens aufwiegen.

Beide Formeln vergleichen objektive und subjektive Faktoren und bringen ein subjektiv bestimmtes Ergebnis, das der Entscheidung »to go or not to go« zugrunde liegt. Da der sechste Grad in Kletterhalle, Klettergarten und Großer Zinne zwar objektiv gleich schwer ist, aber subjektiv ganz anders empfunden wird, sollte die rein technische Skala um einen E-Grad (Ernsthaftigkeit) ergänzt werden, der möglichst alpenweit einheitlich die psychischen Anforderungen einzuschätzen hilft.

wenn man den sechsten Grad oder eine große Nordwand als erster durchstieg. Leo Maduschka, der »Junge Mensch im Gebirg«, der in der Civetta-Nordwestwand im Wettersturz umkam, hat diesen romantisch verklärten, aber auch mit Fatalismus durchmischten Zeitgeist in seinem »Wahlspruch« festgehalten, dessen letzte Zeilen lauten: »Wenn einer fällt | nicht jammern und klagen, | immer das Hohe, das Äußerste wagen. | Wenn es soweit, | wenn es ist Zeit, | blick nicht zurück – | erfüll Dein Geschick…«

...nebulös...
Am winterlichen Mittenwalder Höhenweg.



Was bei Maduschka jugendlich-unschuldige Begeisterung war, wurde von den Nazis genauso instrumentalisiert wie der »Anschluss« der österreichischen Seilschaft Kasparek/Harrer an die deutsche Heckmair/Vörg in der Eiger-Nordwand. Das Bergheldentum wurde verherrlicht und der Kampf am Berg auf Kampf und Sieg der überlegenen Rasse übertragen. »Seine Augen leuchten vor Freude an der eigenen Kraft, am Leben überhaupt, in seiner Rechten hält er den Pickel wie eine Waffe. In dem Augenblick sieht er wirklich aus wie ein Germanenkrieger, der einem Feind voll Kampfeslust mit geschwungenem Schwert entgegentritt. … Ruhig und klar trifft er seine Anordnungen, so wie der Führer einer Sturmabteilung, der nach zermürbendem Trommelfeuer, selbst verwundet, den Angriff auf die feindliche Stellung leiten muss. Das Ziel ist der Gipfel, der Weg bis zu ihm ist schwerster Kampf. Der muß ausgefochten werden.«, dichtete Kurt Maix in seinem Roman »Spangaletti«, und Karl Springenschmid – auch er wie Maix wohlgemerkt kein Spitzenbergsteiger – analysierte: »Bergsteiger und Soldat gehören zusammen. Beides sind Gestalten, die aus dem gleichen kämpferischen Wesen unseres Volkes kommen. Kampf ist ihr Element. Das Leben gilt ihnen nicht wohlbehütetes Dasein, sondern nur wenn es täglich neu erkämpft werden muss.«

Der Zweite Weltkrieg setzte diesem Heldenspuk ein Ende. Die französischen Existenzphilosophen betrachteten den Existenzkampf des Individuums nicht mehr als Kriegerpose, sondern als animalisch verzweifelte, aber letztlich zum Scheitern verdammte Schlacht. Lionel Terray, »Eroberer des Unnützen« und Erstbesteiger des Makalu, empfand dieses tierische Vegetieren auf dem Gipfelgrat des Eiger nach der Zweitbegehung der Nordwand: »Auf diesem im Nebel verlorenen Grat bin ich nichts weiter als ein abgerackertes Tier, das der Hunger quält. Es bleibt lediglich die animalische Genugtuung, mit heiler Haut davongekommen zu sein.«

In den 1960er Jahren huldigte man dem Individuum; Frankfurter Schule, Studentendemos, Beatniks stellten sich gegen Traditionen und suchten sich selbst. »Die Berge [sind] für viele ein edler Vorwand, die eigenen Kräfte zu messen, in einen Wettbewerb, eher mit sich selbst als mit dem Berg, zu treten und durch Taten den urtümlichen Dialog mit der Natur aufleben zu lassen.« Das schrieb der Journalist Walter Bonatti, der mit seiner Winter-Alleinbegehung der Matterhorn-Nordwand auf neuer Route 1965 den Schlussstrich setzte unter eine sehr fruchtbare Epoche des klassischen Alpinismus.

Normen gerieten ins Wanken mit den 1970er Jahren, einer der Vordenker war damals Reinhold Messner: »Einer Route, die mit der Verwendung von fünfzig Fortbewegungshaken den höchsten Schwierigkeitsgrad aufweist, müsste ohne diese Haken folgerichtig ein noch höherer Schwierigkeitsgrad zugesprochen werden«, schrieb er in seinem Buch »Der 7. Grad«. Doch erst 1977 machte Helmut Kiene, gesichert und fotografiert von Reinhard Karl, angeregt und publizistisch unterstützt vom damaligen DAV-Schriftleiter Elmar Landes, den siebten UIAA-Grad mit den »Pumprissen« zur Realität. »Um aus dem Dilemma der gegenwärtigen Schwierigkeitsbewertung herauszukommen und zu einer vernünftigen Schwierigkeitsskala zu finden, gibt es nur einen Ausweg: Fallenlassen der verwirrenden Verbalskala mitsamt dem Ausdruck ›äußerst schwierig‹ und Öffnung der Schwierigkeitsskala nach oben hin«, schrieb er in den DAV-Mitteilungen und beendete damit den heroischen Mythos von der »Grenze des Menschenmöglichen«, der seit Dülfers Schwierigkeitsformel die Steigerung der Kletterschwierigkeiten begrenzt hatte. Eine entscheidende Grundlage dafür war die »Äußere Sicherheit«, bessere Absicherung durch Klemmkeile und Bohrhaken. Die neue sportliche Leichtigkeit, die geänderten Rahmenbedingungen bei der Risiko-Abwägung, beschrieb Reinhard Karl: »Die Schwierigkeiten, wie tief kann ich fallen? Wie gut ist die Sicherungsmöglichkeit? Gut, da ist ein Betonhaken, also die 100%ige Sicherheit. Sehr gut, diesen Kletterzug, der noch unmöglich aussieht, kann ich 100 mal probieren ohne Gefahr. … Zum ersten Mal macht mir Klettern richtigen Spaß, denn die Angst ist abgestürzt. Klettern ist kein Kampf mehr ums Leben, es ist ein Spiel mit der Schwerkraft und mit den eigenen Möglichkeiten.«



...sonnenklar...
Fleischbank-Nordgrat (III+), Wilder Kaiser, hinten Totenkirchl.

Seit der Öffnung der Schwierigkeitsskala hat sich der Bergsport fast unglaublich weiterentwickelt. Die Akteure trainieren professionell, die besten werden voll finanziert von Sponsoren, alle profitieren von der Wohlstandsgesellschaft und einige (etwa die englische arbeitslose Kletterszene der 80er Jahre) vom Sozialstaat. Ohne ernste wirtschaftliche Probleme oder drohende Kriege wird der obere elfte Grad geklettert, wurden die drei großen Nordwände an einem Tag durchstiegen (mit Heli-Unterstützung), alle Achttausender ohne Sauerstoff und im Alleingang auf schwierigsten Routen. Im Zeitalter der Globalisierung ist Bergsport so vielfältig wie nie: Funpinismus – so hat der Wirtschaftsprofessor und Bergsteiger Manfred Moldaschl den heutigen Zeitgeist zusammengefasst. Wandern gilt als Lifestyle-Trendsport, Achttausenderreisen bucht man aus dem Katalog, von Eventmanagern werden die Berge als Show-



...kleinmütig...
Bergsturz in der Nordwand der Tour Ronde (Montblanc).

Arena genutzt, von Sozialpädagogen und Psychotherapeuten als persönlichkeitsbildende Erlebnisräume, und von den Aktiven hört man sehr unterschiedliche Töne.

Da gibt es cool kalkulierende Profis wie Alex Huber, der seinen Traum der Free-Solo-Begehung der Hasse-Brandler an der Große-Zinne-Nordwand öffentlichkeitswirksam vermarktet – ein Gladiator der Moderne? Es gibt Risikosucher wie die tschechischen Brüder Coubal, die sich auch von schlechtem Wetter nicht von ihren brüchigen Routen abhalten lassen: »Dann schlägt der Blitz ein! Steine fliegen, mehrmals werden unsere Körper von elektrischen Entladungen durchgeschüttelt. Weiter, nur weiter!« Es gibt Breitensportler, denen plötzlich die Ernsthaftigkeit des klassischen Alpinismus klar wird wie Christoph Willumeit, der im Alpin Magazin den Abstieg vom Torre Venezia schildert: »Der Einfachheit halber gingen wir nicht angeseilt und kletterten in IIIer-Gelände ab. Es war leicht. Leicht zu klettern. Aber jeder Ausrutscher hätte einem die Knochen gebrochen. Im günstigsten Fall. Also Konzentration. Es war schwer.« Und es gibt eine breite Masse, die sich über die Initiative des Schweizer Bergführers und Führerautors Jürg von Känel freute, der die gute Absicherung alpiner Kletterrouten förderte, um einem Missstand abzuhelfen, den er in seinem ersten »Schweiz plaisir«-Führer so beschrieb: »Leider sind viele der leichten Routen immer noch schlechter abgesichert als Touren im achten Schwierigkeitsgrad. Eigentlich sollte es doch umgekehrt sein, denn Durchschnittskletterer haben weniger Erfahrung in der Seilhandhabung oder im Legen von Klemmkeilen.«

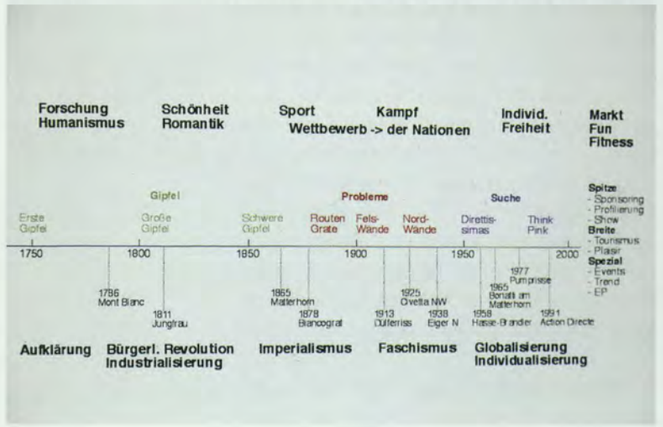
Über diese Plaisirrouten entbrannte bald eine vehemente Diskussion. War Plaisirklettern sportlich minderwertig, der Drang zu bestmöglich gesicherten Routen ein Schlag ins Gesicht der Alpingeschichte, wider die edlen Heroen einstiger Zeiten? Wohl kaum. Denn, und nun zum Beweis der ersten meiner Thesen: Bergsteiger wollten immer schon überleben. Heldenposen und heroische Formulierungen waren oft (bewusst oder unbewusst) Produkt eines dem Zeitgeist angemessenen Marketings oder gar von politischem Opportunismus: von Journalisten zum Leserfang oder von Profis zu Marktwert-Optimierung und Profilschärfung überspitzt hingeschrieben. Markige Sprüche wie vom »Durst nach Todesgefahr« machen sich gut zum Zitieren; doch wer genauer hinschaut, erkennt, dass selbst die kühnsten Protagonisten immer genau abwogen, ob sie den zu erwartenden Schwierigkeiten und Gefahren gewachsen, oder – wie Preuss in einer seiner Thesen forderte – überlegen waren.

Das war 1811 an der Jungfrau so, wo Johann Rudolf Meyer der Nachwelt Tipps zur bestmöglichen Sicherung hinterlässt: »Ein starker Alpen- oder Tragstock, oben mit einem eisernen Haken versehn, ist in solchen schwierigen Bergerkletterungen das zweckmäßigste Werkzeug.« Edward Whymper, tragischer Erstbesteiger des Matterhorns 1865, wo vier Gipfelsieger tödlich abstürzten, mahnte in seinen Lebenserinnerungen zur Vorsicht: »Ersteige die Hochalpen, wenn du willst, aber vergiß nie, daß Mut und Kraft ohne Klugheit nichts sind und daß eine augenblickliche Nachlässigkeit das Glück eines ganzen Lebens zerstören kann. Übereile dich nie, achte genau auf jeden Schritt und denke beim Anfang immer, wie das Ende sein kann.« Geoffrey Winthrop Young, Erstbegeher dreier schwerer Routen am Weißhorn und der Grepon-Ostwand, scheiterte nach einer Kriegsverletzung beim Versuch, sein Weißhorn nochmal zu besteigen, konnte aber die Erfahrung akzeptieren: »Heute hatte ich offensichtlich die Grenze des mir physisch Möglichen sowie des Sicheren erreicht, wenn auch noch etwas unterhalb des Gipfels; und diesen Punkt musste ich, wenn ich das Bergsteigen in gesunder Weise betreiben wollte, für diesen Tag als den Gipfel meiner Leistungsfähigkeit annehmen.«

Paul Preuss lehnte Hilfsmittel ab, gerade weil er in der letzten seiner Thesen verantwortliches Verhalten forderte: »Zu den höchsten Prinzipien gehört das Prinzip der Sicherheit. Doch nicht die krampfhafte, durch künstliche Hilfsmittel erreichte Korrektur eigener Unsicherheit, sondern jene primäre Sicherheit, die bei jedem Kletterer in der richtigen Einschätzung seines Könnens zu seinem Wollen beruhen soll.« Während Tita Piaz, Widersacher von Preuss im Mauerhakenkrieg, sich als Sicherungs-Weichei outete: »Wir wollen lieber vier oder auch 20 Meter am sichernden Seil hängen (vielleicht mit gebrochenem Bein), als dass die Raben im dunklen Abgrund Schmaus an unseren Leichen halten.« Emil Solleder, Erstbegeher der Civetta-Nordwestwand, der ersten Route des Grades VI in den Alpen, fühlte auch in brenzligen Situationen »immer noch eine gewisse psychische Überlegenheit.« Und Walter Bonatti bilanzierte, was dafür nötig ist: »Mut, Besonnenheit und innere Ausgeglichenheit – drei Faktoren, die Frucht einer umsichtigen und gewissenhaften Vorbereitung sind.« Dass Breitensportler, die in der Alpinliteratur seltener zu Wort kommen, sich nur in Ausnahmefällen als Glücksritter gerieren, sondern Genuss, Erleben und Erholung zum Thema ihrer Berichte machen, überrascht wenig – Wellness braucht kein Schlagwort. Doch auch der als Risikofritz verschrieene Eugen Guido Lammer, der in Wahrheit ein tiefer Denker, Humanist und Kämpfer gegen die Nazis war, empfand und kräftigte



...großartig...
Am Seebenseefall (WI III, 6), mit Zugspitze.



Zeitalter der (Alpin-) Geschichte
Eine grobe Übersicht, wie sich der Zeitgeist und damit auch die Äußerungen der Bergsportler in den letzten 225 Jahren verändert haben; basierend auf einer Darstellung von Prof. Dr. Manfred Moldaschl.

... = Vielfalt...

Perspektiven beim Bergsteigen
Je nach Einstellung, Tagesform und Ziel kann man beim Bergsteigen ganz unterschiedliche Ziele verfolgen. Einige davon sind hier zusammengestellt, auch Mischformen sind möglich. Und der »Vollmensch« wird alle Perspektiven kennen und mehr oder weniger schätzen.
***Leistung**: Wer seine Leistungsfähigkeit ausleben will, kann dazu seine Kraft einsetzen (z.B. beim Sportklettern), seine Ausdauer (etwa beim Weitwandern) oder seine psychische Stärke (z.B. Wasserfallklettern). Und ob beim Bergsteigerlatein am Hüttentisch oder im Wettbewerb: der Vergleich gehört oft dazu.*
***Neugier**: Historische Leistungen nachzuvollziehen oder unbekannte Landschaften zu entdecken und zu verstehen wirkt oft anregend und beglückend.*
***Erleben**: Leben in den Bergen ist immer auch Er-Leben: das Funktionieren des Körpers in koordinierter Bewegung, die Schönheit und Harmonie der Natur, soziale Eindrücke wie Einsamkeit oder Gemeinschaft – und die Angst und der Umgang damit.*
***Gesundheit**: Egal, ob man unter dem Fitness-Aspekt eine Tour schnell hinter sich bringt oder ob man gemütlich-genießend auf die entspannende Wellness-Wirkung der Bergwelt vertraut: der Gesundheit tut man immer etwas Gutes.*



seinen absoluten Überlebenswillen, seine Lebens-Sehnsucht gerade in der Nähe des Todes: »Denn die wahre Todesgefahr ist ein Göttergeschenk, selber pflücken kann sie niemand, … am wenigsten der Selbstmörder: der will die Ruhe, das schnelle Ende; wir aber, die wir dem wonnigen Leben entgegenjodeln, wir begehren den Sturm, die Woge; wir wollen den Tod besiegen.«

Es ist Zeit, dreierlei zu bilanzieren: Zum Einen ist der Plaisir-Trend keine moderne Verweichlichung, sondern die Einlösung eines allgemeinen Bedürfnisses, sozusagen alpine Aufklärung: Ausgang des Kletterers aus seiner unverschuldeten Ungesichertheit. Freilich muss, zweitens, dieser äußeren Sicherheit auch eine innere Sicherheit zur Seite stehen: Können, Wissen, ehrliche Selbsteinschätzung, Taktik und Bereitschaft zum Verzicht. Die Preuss´sche These zum Prinzip Sicherheit akzeptieren, nach der Dülferschen Formel Gefahr und Können in ein gesundes Verhältnis bringen – das ist nicht nur für Bergsteiger wichtig. Drittens können wir auch von Eugen Guido Lammer eine tiefe Wahrheit lernen: »Auf viele Freuden der Erde will ich leicht verzichten, aber nehmt mir die Furcht – und das Dasein ist öd und langweilig geworden bis zur Todessehnsucht.« Es muss vielleicht nicht die offensichtliche Todesgefahr sein, der man seine Fähigkeiten entgegenstemmt. Aber über sich hinauswachsen, kalkulierte Risiken eingehen und bestehen, Unsicherheiten aufsuchen und in Sicherheit verwandeln – das sind Erfahrungen, die das Leben bereichern und die Persönlichkeit stärken können; dazu bräuchte man nicht erst die Schriften des Philosophen Felix von Cube zu lesen.

Auch einmal Held sein: Das ist nicht nur für Jugendliche bei ihren Initiationsriten à la Jimmy Dean, bei Klingelstreich und S-Bahn-Surfen eine wichtige Erfahrung. Auch im Erwachsenenleben gibt es Situationen, die Mut erfordern: Heiratsantrag, Kinderkriegen, Hausbau, Kündigung… Wer am Berg gelernt hat, den Sprung zu wagen, kann's vielleicht im Leben leichter. Doch auch hier muss man abwägen, ob die Landung beherrschbar ist. Deshalb ist der »Held« zwar eine wichtige Rolle im »Inneren Team«, wie Psychologen die vielen Seelen nennen, die so oft in unserer Brust diskutieren. Doch er braucht Mitspieler: den Weisen, den Professor, die behütende Mutter, den Hofnarren (der uns sagt, dass nicht alles und schon gar nicht wir selbst so wichtig sind wie es scheint)… Funktioniert dieses Innere Team gut, dann werden wir nicht zum »Übermenschen«, den die Nazis aus Nietzsches Schriften herausgepickt und aufgeblasen haben, sondern wir nähern uns der Idealfigur des »Vollmenschen« an, dem Meister im Maß halten. Schöpfer dieser Idee? Eugen Guido Lammer, der vermeintliche Übermenschen-Fetischist.

Doch wie steht es um die Möglichkeiten, dieses Vollmenschen-Ideal beim Bergsport zu verwirklichen; mal wild, mal soft unterwegs zu sein, wie Körper und Seele es gerade eben brauchen, die vielen verschiedenen Erlebnisfacetten des Bergsports (siehe Grafik) zu nutzen? Da sind die alpinen Vereine gefragt. Sie müssen die Anforderungen der Breitensportler erfüllen: solide und beschilderte Wege, gepflegte Hütten, verlässliche Karten, Sicherheitsforschung und Ausbildung. Gleichzeitig aber müssen sie darauf achten, dass nicht der gesamte Alpenraum zur Massenpiste verkommt. Schon heute ist es schwierig, einsame Ecken, wilde Routen zu finden, wenn man nicht auf die Wintersaison und in die Seealpen ausweicht. Man muss den Plaisirismuskritikern recht geben in dem Punkt, dass nicht die ganze Felsenwelt der Alpen unter ein Bohrhakenraster geraten darf. Dazu wurden schon tragfähige Kompromisse ausgehandelt, die von regionalen Arbeitskreisen umgesetzt werden. Bestimmte Routen werden mit Bolts gesichert, andere bleiben im Status Quo. Ein E-Grad für Kletterrouten (alpin wie im Klettergarten) würde es erleichtern, das Risikoniveau zu wählen, das dem persönlichen Bedürfnis angemessen ist.

Doch für die Zukunft wird es vielleicht gelten, durch eine »alpine Raumordnung« ganze Gebirgszonen zu unterteilen: in einigen wird die Erschließung optimiert, in anderen ganz darauf verzichtet. So könnten »wilde Räume«, »Rückzugsgebiete« erhalten werden, in denen intensive, ursprüngliche Naturerfahrung möglich ist für den, der gerade den Bedarf danach hat (und für einsamkeitsbedürftige Tiere und Pflanzen). Eine komplexe Aufgabe, die gemeinsam mit Politik, Tourismus- und Naturschutzverbänden gelöst werden müsste.

Und nicht zuletzt müssen die Alpenvereine die eigenverantwortlichen Entscheidungen ihrer Mitglieder und anderer Bergsportler schützen vor dem Obrigkeitswahn, jedes Aufblitzen individueller Kreativität zu reglementieren und zu lizenzieren. Egal ob jemand wandert oder eine Hochtour macht, Bohrhaken klinkt oder im Bruch Keile legt: Es ist genauso sein Recht, sein angemessenes Risiko zu suchen, wie die Gesellschaft momentan das Tempo auf Autobahnen und den Genuss von Alkohol frei stellt; und keine Versicherung, kein Richter und keine Rentenkasse soll uns dabei dreinreden dürfen.



...über den Welten
»Schmunzelrunzel« (6c), Simelistock, Engelhörner.

50 Jahre Broad Peak

– Die Kontroverse

VON ROLLO STEFFENS

Kennen Sie den Film »Der Mann, der Liberty Valance erschoss«? Es geht um einen Provinzanwalt im Wilden Westen, der angeblich einen Gangster namens Valance erschießt und zum Senator in Washington aufsteigt. Als er als alter Mann einem Reporter die Geschichte seines Lebens erzählt, und sich dabei herausstellt, dass in Wahrheit alles ganz anders gewesen ist, zerreißt der Reporter seinen mühsam geschriebenen Text. Der Film endet mit einer Frage des Senators: »Sie wollen die Geschichte nicht drucken, Mister Scott?« Und der Zeitungs-Reporter antwortet: »Hier ist der Westen. Wir wollen unsere Legenden bewahren. Für uns sind sie wahr geworden.«

Wir sind nicht im Wilden Westen, und hier ist eine Geschichte gedruckt. Eine, bei der es um Bergsteiger-Legenden und die erste Besteigung des mehr als achttausend Meter hohen Berges Broad Peak vor fast fünfzig Jahren geht. Und in dieser Geschichte ist auch vieles anders, als man es bisher kennt...



Hermann Buhl (l.) und Marcus Schmuck am Broad Peak 1957.
Copyright: Foto Kurt Diemberger

Was im Sommer 1957 in bergsteigerischer Hinsicht am Broad Peak geschah, ist in mehreren deutschsprachigen Büchern und auf der offiziellen Broad Peak-Internetseite* nachzulesen und soll hier nicht noch einmal bis ins Detail erzählt werden. Aber dieses Unternehmen zumindest in drei wichtigen Punkten genauer auszuleuchten, lohnt bei dieser alpin-historischen Erstbesteigung, zumal einige Themen bis heute strittig sind: Wer hatte die Idee zu dieser ungewöhnlichen Expedition; wessen Verdienst war die Erlangung der Besteigungsgenehmigung; und wer verstieß zum Ende der Expedition gegen geltende Vereinbarungen?

Die Geschichte

Als Marcus Schmuck, Fritz Wintersteller und Kurt Diemberger im Sommer 1957 von der Erstbesteigung des Broad Peak (8047 m) aus dem Karakorum-Himalaya zurückkehrten, hatten sie zwar einen Achttausender in einem zukunftsweisenden Stil bestiegen, die Expedition hatte mit Hermann Buhl aber auch ihr prominentestes Mitglied durch Absturz an der Chogolisa (7665 m) verloren. Der Allround-Alpinist Buhl war zu jener Zeit durch die erste Besteigung des »Schicksalsberges« Nanga Parbat (8125 m) im deutschsprachigen Raum populär wie kein anderer. Er war bereits zu Lebzeiten Legende – und er ist es heute noch.

Dass es zwischen ihm und seinem Expeditionsgefährten Marcus Schmuck vor der Abreise zum Broad Peak eine Kontroverse gegeben hat, ist ein offenes Geheimnis. Schlagzeilen wie »Schwere Schatten über Karakorum-Expedition«[1] oder »Hermann Buhl fliegt nicht mit Schmuck«[2] waren dem Salzburger Zeitungsleser von 1957 nicht unbekannt. Zentraler Streitpunkt zwischen Schmuck und Buhl: die offizielle Leitung

*Marcus Schmuck: Broad Peak – Meine Bergfahrten mit Hermann Buhl (Das Bergland-Buch, 1958);
Kurt Diemberger: Gipfel und Gefährten (Bruckmann, 2001);
Kurt Diemberger: Aufbruch ins Ungewisse (Malik, 2004);
Hermann Buhl: Achttausend drüber und drunter, Neuauflage (Malik 2005);
Offizielle Internetseite der Broad Peak Expedition 1957: www.broadpeak.org*



Meilenstein in der Geschichte des Expeditionsbergsteigens: Der Broad Peak, 8047 m im Karakorum-Himalaya in Pakistan.
Foto: Rollo Steffens

dieser Tour. Und spätestens als Marcus Schmuck im Jahr nach der Expedition sein Expeditionsbuch »Broad Peak – Meine Bergfahrten mit Hermann Buhl« herausbrachte, und Buhls letzter Weggefährte Kurt Diemberger seine Version der Gipfelbesteigung der Gedächtnisausgabe von Hermann Buhl´s Buch »Achttausend – drüber und drunter« hinzufügte, muss vielen klar geworden sein, dass es bei dieser Expedition mehr als nur eine Wahrheit gab.

Das geheime Protokoll

Auch wenn Marcus Schmuck in seinem Expeditionsbuch schrieb, die Fahrt zum Broad Peak 1957 sei auf eine gemeinsame Idee zurück zu führen, so darf eines nicht vergessen werden: Buhl traf Schmuck im Januar 1956 in Hintermoos – und so berichtet es Buhl in Aufzeichnungen selbst – mit einem festen Plan und mit seinen »...Unterlagen über Zeitplanung, Durchführung und Finanzierung, sowie Ausrüstung und Verpflegung«.[3] Es wäre fahrlässig, Buhls eigene Darstellung, die bisher nur in kurzen Auszügen zu Lesen ist, nicht in die Geschichte der Achttausender einfließen zu lassen. Buhl in Stichworten: Ziel Broad Peak, kein Expeditionsleiter klassischer Art, sondern eine »familiäre« Mannschaft, die in Gemeinschaft arbeitet. Mit heutigen Worten: Eine moderne Expedition. Teilnehmer nur Buhl, Schmuck und Dr. Hugo Vigl. Marcus Schmuck, der zu dieser Zeit »...noch eine Fahrt zum Kaukasus im Kopfe hatte«[4], aber gleichfalls vom Karakorum träumt, und für den verhinderten, ursprünglich dritten Mann, Vigl-Bruder Luis, in die geplante Expedition einsteigen kann, greift zu. Es kommt zu einer ersten Vereinbarung: Das Organisationstalent Schmuck will das Geld beschaffen; Buhl, der in der Sportartikelbranche arbeitet, die Ausrüstung.

Was dann geschieht, ist nur wenig bekannt. Hermann Buhl hat es vor der Abreise zum Broad Peak in einem achtseitigen »Gedächtnisprotokoll« festgehalten. Es stammt vom 24. März 1957, und es bildet die Grundlage dieser Betrachtung. In welcher Situation, und wann und warum Buhl das

[1] Salzburger Nachrichten, 26.3.1957
[2] Salzburger Volksblatt, 30.3.1957
[3] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 1
[4] Schmuck. Broad Peak, S.177; Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 1

alles aufschrieb, werden wir in der Folge noch erfahren. Das gesamte Protokoll ist einer allgemeinen Leserschaft selbstredend nicht zugänglich, die wichtigsten Punkte sind jedoch in der Neuausgabe von Buhl´s Klassiker »Achttausend – drüber und drunter« wiedergegeben. Es geht in diesem Protokoll um Spendengelder, interne Expeditionsverträge, Vereinbarungen, Verpflichtungserklärungen; um den Weg von Marcus Schmuck zur Leitung dieser Expedition, um die Wandlung von Buhl´s privater Idee hin zu einer Expedition des Österreichischen Alpenvereins (OEAV) und schließlich um den angedrohten Ausschluss von Hermann Buhl aus der von ihm selbst initiierten (so nennt es Buhl) Fahrt in den Karakorum-Himalaya und zum Broad Peak.

Der Reihe nach: Als auch der zweite Vigl-Bruder Hugo aus beruflichen Gründen aus dem Dreier-Team ausscheiden muss, bringt Schmuck im Herbst 1956 seinen Freund Fritz Wintersteller in die Mannschaft, und drängt Buhl bald darauf »...mitzuteilen, ob ich (Buhl) nun ... mitmache oder aussteige, denn er (Schmuck) müsse wissen, wie er dran ist.«[5] Buhl signalisiert Zustimmung, ist aber in München, durch einen Firmenwechsel bedingt, zeitlich eingeschränkt. Marcus Schmuck ist nun die treibende Kraft. Bereits im März 1956 hatte Buhl mehrmals an Schmuck geschrieben und sich für »Brief und Bemühungen«[6] bedankt.

In der Weihnachtszeit 1956 erhält Buhl von Schmuck einen Expeditionsbriefkopf. Erstmals sieht er hier, dass aus seiner Fahrt in den Karakorum, die in den ersten Überlegungen sogar noch mit Buhls Auto stattfinden sollte, und zu der er Marcus Schmuck laut seinem Gedächtnisprotokoll eingeladen hat, etwas Neues geworden ist: Die »Karakorum-Expedition 1957 des Österreichischen Alpenvereins«. Marcus Schmuck hatte sich vereinbarungsgemäß um die Finanzierung gekümmert, und der Alpenverein hatte sich »...mit einer Spende von 60.000 Schilling das Recht des Briefkopfes und des Titels der Expedition gesichert und verlangte als Gegenwert nur 30 Vorträge zu Gunsten des AV gegen Selbstkostenvergütung.«[7] Doch Buhl schmollt. Schmuck hatte »auf eigene Initiative« (so Buhl) versucht, die Unterstützung des Alpenvereins zu erwirken, und dieser hatte Buhl, der einen eigenen Kopf, und dadurch beim Alpenverein nicht nur Freunde hatte, zu dieser entscheidenden Besprechung gar nicht erst nach Innsbruck eingeladen; auf Schmucks Einladungs-Telegramm antwortet Buhl: »Habe am 5. einen Vortrag, kann leider nicht nach Innsbruck kommen. Hermann«[8]. Der offizielle Leiter der Expedition heißt ab diesem Zeitpunkt Marcus Schmuck. Auf Buhls Frage, ob er als Leiter bestimmt wurde, erklärt ihm Schmuck später, »...dass er sich selbst gewählt habe.«[9]

Zu den Vorgängen in Innsbruck Hermann Buhl: »Dies versetzte mich zwar etwas in Erstaunen, da ich davon überhaupt keine Information erhielt, legte aber demselben keine Bedeutung bei, da wir doch vereinbart hatten, das ganze wäre eine Gemeinschaftsarbeit und dies sei eben nur eine notwendige Formangelegenheit.«[10]

Oberflächlich scheint nun alles klar. Schmuck ist als offizieller Expeditionsleiter für die administrativen Belange zuständig, Wintersteller für die Verpflegung und Buhl für die Ausrüstung; Diemberger gibt es als Expeditionsteilnehmer zu dieser Zeit noch nicht. Überdies kann jeder nach Möglichkeit in das Gebiet des anderen eingreifen, wenn es der Unternehmung nützt.

Die Genehmigung

Pakistan ist 1957 ein junges Land und Bergtourismus ist Zukunftsmusik. So wie die Alpen einhundert Jahre vorher »The Playground of Europe« gewesen sind, sollten Karakorum und Himalaya nun »The Playground of the World« werden. Dort lag Neuland, dort wollte die Elite hin. Doch ohne eine Erlaubnis zur Einreise und ohne eine Besteigungsgenehmigung ging damals, so wie heute, nichts. Es beginnt spannend und kompliziert zu werden.

Da ein Gesuch für eine Expedition im Baltorogebiet bereits seit einem Jahr bei der Österreichischen Gesandtschaft in Pakistans damaliger Hauptstadt Karachi anhängig sein soll, und aus vielerlei Gründen mehr, fährt Buhl nach Absprache mit Schmuck Mitte Januar 1957 in die Bundeshauptstadt Wien. Wer ein Gesuch anhängig gemacht hat, oder gar »mein Gesuch«, schreibt Buhl in seinem Protokoll jedoch nicht. Im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten besucht er mehrere Beamte und verfasst mit Legationsrat Dr. Mühlauer ein Telegramm nach Pakistan. Nebenher macht Buhl in Wien Spenden für die Expedition locker, unter anderem bei der Firma »Julmeindl« und beim Österreichischen Alpenklub (ÖAK), dessen Mitglied Buhl gewesen ist, die den »...Betrag von ungefähr Schilling 80.000 ausmachen.«[11] Buhl vermerkt ebenso, dass er Diemberger bei dieser Gelegenheit zum Österreichischen Alpenklub bringt, und hält darüber hinaus fest: »Als Ersatzmann und 4. Teilnehmer nahmen wir noch Kurt Diemberger mit in die Expedition auf.«[11]

Expeditionsleiter Marcus Schmuck schreibt, er hätte bereits vorher, am 29. Dezember 1956, Nachricht aus Karachi erhalten. Dringende Anfrage der Gesandtschaft: »Rückdrahtet genaues Bergziel«[12]. Folglich korrespondierte die Gesandtschaft in Karachi bereits zu diesem Zeitpunkt mit dem vom OEAV offiziell mit der Expeditionsleitung betrauten Marcus Schmuck, aber es kannte ganz offensichtlich weder die Gesandtschaft, noch die pakistanische Regierung ein genaues Berg-Ziel, sondern nur den Wunsch nach einer Expedition in das Baltorogebiet. Die möglicherweise in der Folge von der Gesandtschaft nach dem Bergziel »Broad Peak« gedrängten und mit der Planung im eigenen Land überforderten Behörden in Pakistan geben den Berg für keine Expedition frei. Die Gründe hierfür sind komplex, undurchschaubar und an dieser Stelle nicht zu kommentieren.

Genehmigte Ziele werden der Mount Haramosh (7406 m) oder der Masherbrum im Süden des Baltoro-Gletschers, letzterer ist 7821 Meter hoch.[13] Beide Gipfel sind zu dieser Zeit noch unbestiegen. Mit Datum vom 16. Februar 1957 übersendet das pakistanische »Ministry of Foreign Affairs and Commonwealth Relations« in Karachi an die Österreichische Gesandtschaft eine Besteigungsgenehmigung. Eine Abschrift davon befindet sich im »Archiv Diemberger«. Diese Genehmigung enthält insgesamt 15 Auflagen. Ein Punkt dieser Auflagen – der später noch zu diskutieren ist – lautet: »The expedition at no stage shall operate in more than one group and shall not change its route without prior permission of the Government of Pakistan.«[14] Dieser Punkt besagt unter anderem, dass die Expedition zu keinem Zeitpunkt aus mehr als einer Gruppe bestehen (...) darf.



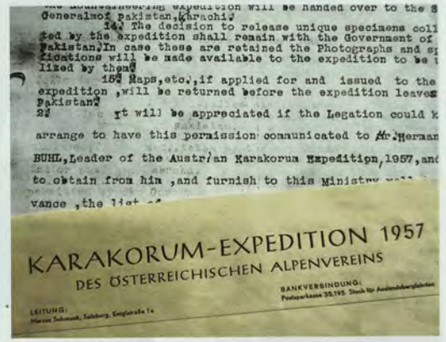
Diemberger (l.), Hugo Vigl und Generl Buhl (1958).
Copyright: Archiv Kurt Diemberger

Die Teilnehmer der Expedition sind namentlich ausgewiesen. Schmuck steht an erster Stelle. Als Expeditionsleiter ist in diesem Dokument aber sonderbarerweise »Mr. Hermann Buhl« genannt. Das pakistanische Ministerium bittet Österreichs Gesandtschaft dieses Dokument an Buhl auszuhändigen. Diesem Wunsch der pakistanischen Regierung folgernd ist der Gedanke naheliegend, dass Buhl den Antrag selbst gestellt hat, und vorher genannte Ziele erhielt. Doch diese Folgerung ist gänzlich falsch. Eine Reihe von Dokumenten belegen die umfangreiche Korrespondenz von Marcus Schmuck mit Pakistan, und Schmuck selbst sagte mir zu diesem ganzen Komplex, er sei fanatisch darauf aus gewesen, diesen

[5] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll 1957, Blatt 1
[6] Briefe und Postkarten im Schmuck-Archiv
[7] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll 1957, Blatt 2
[8] Dokument aus Diemberger-Archiv. Telegramm-Text vom 5.12.56 mit Buhl-Handschrift
[9] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll 1957, Blatt.4
[10] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll 1957, Blatt 2
[11] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blätter 3 u.4
[12] Schmuck. Broad Peak, S.201
[13] Schmuck. Broad Peak, S.202
[14] Dokumenten-Kopie No. EA(1)/2/12/56 vom 16.2.1957. Diemberger-Archiv

Achttausender zu bekommen, und habe den Broad Peak bereits angesucht, als noch niemand etwas wusste – oder daran dachte. Schmuck: »Diese Organisation und den Broad Peak durchzudrücken, das war sicher meine Idee – aber wie (gemeint ist in welchem Stil) man ihn macht, das war der Hermann (Buhl).«[15]

Schmuck datiert sein eigenes, erstes »Ansuchen für eine Einreisegenehmigung in das Karakorum«[16] auf den 1. Februar 1956, also auf einen Zeitpunkt unmittelbar nach dem historischen Hintermoos-Treffen mit Buhl, und fügt hinzu: »Fest stand allein, dass wir in erster Linie auf den Broad Peak wollten, und gerade das durften wir nicht zu deutlich sagen, um die Pakistanische Regierung nicht vor den Kopf zu stoßen.«[17]



Dokumente einer historischen Expedition: Die Genehmigung mit Buhl als Leader (oben) und der Briefkopf des OEAV mit Expeditionsleiter Schmuck.
Foto: Rollo Steffens

Zwischenspiel

Italiener hatten im Sommer 1954 den K2 (8611 m) zum ersten Mal bestiegen, und der Münchener Arzt Karl Herrligkoffer hatte im Herbst des gleichen Jahres eine Expedition ohne Erfolg an den benachbarten Broad Peak geführt. Die zwischen Indien und Pakistan strittige Grenzregion, und dort liegt der Broad Peak, war damals noch mehr Krisengebiet, als es heute ist – aber warum wäre ein erneutes Ansuchen um diesen Berg für Pakistans Regierung ein »Stoß vor den Kopf« gewesen? Ist Schmucks Formulierung anders zu verstehen, als dass er ganz allgemein für eine Expedition im Karakorum-Himalaya angesucht hat, und wie deutlich hat er »Broad Peak« gesagt? Wir wollen uns an dieser Stelle nicht lange mit Dr. Herrligkoffer befassen, aber Diemberger führt aus, dass dessen Expedition zum Broad Peak, mit deutschen und österreichischen Bergsteigern, ohne eine Genehmigung der pakistanischen Behörden geschehen sei.[18] Hat Marcus Schmuck mit »...vor den Kopf stoßen« das gemeint? Herrligkoffer selbst berichtet, dass er zum K2 wollte, aber eine Genehmigung für den 1954 noch unbestiegenen Hidden Peak (8068 m) erhielt. Doch da er erst im September eintraf und sich keine Expedition mehr im Baltoro-Gebiet aufhielt und man ihm sagte »es stünden uns somit alle Wege offen!«, ging er zum Broad Peak.[19]

Der Kompromiss

Am 19. Februar 1957, drei Tage nach Datierung der oben genannten Genehmigung eskaliert der Streit um die Expeditionsleitung. Buhl steht als »Leader« in der Besteigungsgenehmigung, kann sich aber durch die OEAV-Regelung nach außen nicht so geben, und ist tief enttäuscht, hatte er doch fest daran geglaubt, dass ihm Schmuck zu rechter Zeit diesen Titel übertragen würde. Doch der ist weit davon entfernt. Schmuck, Luis Vigl und Buhl treffen sich in Ferleiten. Es folgt eine mehrstündige Auseinandersetzung. Buhl möchte sich, mit seiner Himalaya-Erfahrung vom Nanga Parbat, als »Urheber des Gedankens«[20] und mit seiner Popularität, die bei der Beschaffung der Ausrüstung Tür und Tor geöffnet hat, nicht unterordnen, »da man Schmuck ja soviel wie nicht kannte«,[21] und sieht darin eine Zumutung, »zumal man in allen alpinen Belangen wie auch organisatorischen um meinen (Buhls) Rat kam.«[22]. An diesem Tag und in der Folge entsteht ein Kompromiss. Wie dieser Kompromiss zu Stande kam, bleibt das Geheimnis des Autors. Diemberger schreibt darüber: »Der eher kleine, fixe, drahtige Marcus aber ist ein Organisationstalent ersten Ranges. Hermann hat ihm schließlich die allgemeine Expeditionsleitung überlassen. Er selbst bleibt alpinistischer Leiter, am Berg und in allen bergsteigerischen Belangen ist ihm auch der Expeditionsleiter untergeordnet«.[23]

Doch historisch ist: Buhl hat Schmuck die allgemeine Leitung nicht überlassen können, denn er ist nie der »offizielle Leiter« dieser neu gestalteten und vom OEAV (teil)finanzierten Expedition gewesen; er wollte aus dieser Karakorum-Expedition aber auch nicht »aussteigen« und hat Schmuck die ihm bereits übertragene Leitung lassen müssen, denn dieser hatte sie inne, mit Zustimmung des offiziellen Titelträgers OEAV, der für den Expeditionstitel 60.000 ÖSH investiert hatte, und: »Bezüglich der Leitung der Expedition lehnte Markus Schmuck jede Umdisposition (...) ab, (...) und bezeichnete dies als eine Erpressung.«[24] Schmuck und Wintersteller scheinen mit der Situation zufrieden, und dass Buhl bei allen Unstimmigkeiten nicht aus der Expedition ausstieg und zu Hause blieb, ist niemand anderem zum Vorwurf zu machen. In gemeinsamer Anstrengung hatte man das erreicht, was keiner wirklich wollte. Die »Karakorum-Expedition 1957 des Österreichischen Alpenvereins« hatte zwei Leiter.

Am 7. März 1957 fordert der OEAV in Innsbruck via Marcus Schmuck von Buhl die Unterschrift unter eine »Verpflichtungserklärung«. Buhl, der diese Vereinbarung mit dem OEAV nicht will, verweigert – woraufhin ihn Schmuck bald danach darauf aufmerksam macht, »..dass dies meinen (Buhls) Ausschluss aus der Expedition bedeuten würde und ich (Buhl) alle Konsequenzen zu tragen hätte.«[25] In dieser Situation schreibt Buhl sein »Gedächtnisprotokoll«.

Am Ende ist es Salzburgs Landeshauptmann Dr. Josef Klaus, dem der Ehrenschutz der Expedition obliegt, der viele Wogen glättet. Am 24. März endet Buhls Protokoll, am 26. März wird eine neue Verpflichtungserklärung von allen akzeptiert, am 27. März 1957 – Diemberger und Wintersteller sind seit dem 3. März auf dem Seeweg nach Pakistan unterwegs – übersendet Österreichs Gesandtschaft per Telex aus Karachi, adressiert an den offiziellen Expeditionsleiter Marcus Schmuck, eine letzte Nachricht. Sie lautet »Broad Peak durchgesetzt«. Die österreichischen Diplomaten in Karachi hatten das am 29. Dezember 1956 bei Marcus Schmuck angefragte »genaue Bergziel«, nämlich den Broad Peak, bei der pakistanischen Regierung für die Alpinisten Österreichs durchgesetzt. Marcus Schmuck vermerkt bescheiden: »Nur der Unnachgiebigkeit und dem diplomatischen Geschick unseres Gesandten in Karachi, Dr. Hartlmayer, verdanken wir die Erstbesteigungsgenehmigung.«[26]

Endgültig und zeitlich als letzter war der 25-jährige Ersatzmann Kurt Diemberger zum Expeditionsteam gestoßen. Er hat – wie alle anderen auch – eine fest zugewiesene Aufgabe. Er kümmert sich um die medizinischen Belange der Expedition.

Der Bruch

Wie es weitergeht, ist bekannt. In einem ersten Besteigungsversuch erreicht Fritz Wintersteller – der nach allem was wir heute wissen, der konditionsstärkste Teilnehmer dieser Expedition gewesen ist – am 29. Mai gefolgt von Kurt Diemberger den Vorgipfel des Broad Peak. Der Hauptgipfel wird am 9. Juni 1957 von allen Expeditionsteilnehmern bestiegen, nicht zeitgleich, aber richtungsweisend in der Entwicklung des Expeditionsbergsteigens, ohne Hochträger und ohne Flaschensauerstoff. Es ist eine der herausragenden Leistungen in der Erstbesteigungs-Geschichte der Achttausender.

Doch zum offenen Bruch in der Mannschaft kommt es spätestens an diesem Gipfeltag. Bereits unterhalb der 7800 Meter hoch gelegenen Scharte verlassen Schmuck und Wintersteller »...noch ohne jeden Zeitzwang«[27] den unter seinen Frostschäden leidenden Buhl und seinen Gefährten Diemberger, steigen weiter und legen die Spur zum Gipfel. Buhl, der nach seiner Erstbesteigung des Nanga Parbat durch eine Operation am 14. August 1953 bereits zwei erfrorene Zehen am rechten Fuß verloren hatte, kommentiert die gesamte Situation der Trennung in seinem Tagebuch so: »...und Fritz meint nur, wir sollen ruhig weitermassieren, einen erfrorenen Fuß wäre der ganze Gipfel nicht wert.«[28]

[15] Schmuck. Eigenes Interview am 19. Februar 1998 in Salzburg
[16] Schmuck. Broad Peak, S.199
[17] Schmuck. Broad Peak, S.199
[18] Diemberger. Zu mir persönlich
[19] Herrligkoffer. Deutsche am Broad Peak. S.16/17
[20] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 4
[21] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 4
[22] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 4
[23] Diemberger. Gipfel und Gefährten, S.125
[24] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 4
[25] Buhl. Abschrift Gedächtnisprotokoll, Blatt 7
[26] Schmuck. OEAV Salzburg, Festschrift; Kampf um die letzte Höhe. S.55 ff.
[27] Diemberger. Telefax 11.3.2006
[28] Buhl. Achttausend drüber und drunter, S.336

[29]Schmuck. Broad Peak, S.302
[30]Buhl. Achttausend – drüber und drunter, S.337
[31]Diemberger. Telefax 11.3.2006
[32]Gespräch am 20.4.06 in Salzburg in Gegenwart v. Reinhold Schmuck
[33]Diemberger. Telefax 11.3.2006
[34]Diemberger. Aufbruch ins Ungewisse, S.157
[35]Tagebücher Schmuck/Wintersteller, 10./11.6.1957; www.broadpeak.org
[36]Buhl. Achttausend drunter und drüber, S.340
[37]Schmuck. Broad Peak, S.319

Marcus Schmuck, der um 12:45 Uhr mit Fritz Wintersteller die Scharte erreicht und 75 Minuten gewartet haben will: »Um 14 Uhr kam Kurt über die Verschneidung herauf. (...) Die Zeit drängte. So beschlossen Fritz und ich, weiterzugehen.«[29] Buhls Zeiten dagegen sind ganz andere: »...um halb zwei Uhr (...) Scharte, während Fritz und Marcus schon wieder weiter sind.«[30] Man sieht: Es wird heute nicht mehr möglich sein, die eine Wahrheit zu finden, sondern es gibt so viele »subjektive Wahrheiten«, wie es Beteiligte gibt!

Später wird der Bruch noch deutlicher. Als Diemberger die letzten Felsen vor dem Hauptgipfel des Broad Peak erreicht, beginnen Schmuck und Wintersteller mit dem Abstieg. Mit der Begründung »Keine Zeit mehr, zu spät« verweigern[31] sie Diemberger ein Gipfelfoto. Fritz Wintersteller erinnert sich: »Das Treffen war unterhalb des Gipfels, und wir hätten wieder hinaufsteigen müssen.«[32]

»Geistesgegenwärtig«, so Diemberger, fotografiert er die den Gipfel verlassenden von hinten und von oben, an den letzten Felsen vor dem Gipfelschnee. Für Diemberger ein einzigartiges Dokument dafür, in wie kurzen Abständen die Gipfelbesteigungen an diesem Tag stattfanden. Trotzdem hat er diesen Vorfall in seiner seit 1958 vielfach gedruckten Gipfelerzählung nie erwähnt, weil »...diese engherzige Ablehnung den Erfolg des Teams und meine ganze Erzählung von dort oben überschattet hätten.«[33] Erst Jahrzehnte später geht Diemberger beim Versuch einer Analyse der Expedition auf dieses Thema ein.[34]

Schmuck und Wintersteller verlassen am 09.06.1957 den Hauptgipfel des Broad Peak.
Copyright: Foto Kurt Diemberger



Skil Brum und Chogolisa

Wenige Tage nach der Broad-Peak-Erstbesteigung zerbricht das Team vollends. Während Buhl und Diemberger ihr Material vom Berg holen, nutzen Schmuck und Wintersteller, die ihren Teil als erledigt betrachten, weil ihre Sachen unten sind, eine Schönwetterphase – und gehen bergsteigen.[35] Am 19. Juni 1957 gelingt Wintersteller und Schmuck die Erstbesteigung eines Ziels, von dem die Männer der Expedition »...immer gemeinsam sprachen.«[36] Sie sind am Gipfel des 7360 Meter hohen »Savoia-Grat Nr. III«, den man heute Skil Brum nennt. Wintersteller und Schmuck benötigten für diese Tour im Alpinstil gerade einmal 53 Stunden. Auch das ist eine Glanzleistung.

Qader Saeed, der als Verbindungsoffizier am Baltoro-Gletscher die pakistanische Regierung während der gesamten Dauer der Expedition vertritt, und der dafür zu sorgen hatte, »...daß wir uns strikte an die uns erteilte Genehmigung (...) hielten«[37], erlaubt den Aufstieg zu diesem Gipfel. In einem Film-Interview mit Bill Buxton am 7. Dezember 2005 in Toronto klärt Qader umfassend über die Aufgaben eines pakistanischen Verbindungsoffiziers auf und begründet seine Entscheidung damit, dass dieser Berg noch keinen Namen trug. Nach den Regeln Pakistans war er somit für die Alpinisten frei. Doch hier könnte der neutrale Betrachter einwenden: Selbst wenn der namenlose »Savoia-Grat Nr. III« ein sinngemäß »an Ort und Stelle« genehmigter Gipfel war, so hielt sich der Offizier nicht »strikt an die erteilte Genehmigung« und ließ – aus welchem Grund auch immer – zu, dass die Expedition nun aus zwei Gruppen bestand, oder präziser und auf die Besteigungsgenehmigung vom 16.2.1957 bezogen »...aus mehr als einer«. Gleichzeitig vergessen alle Expeditionsteilnehmer, hier, wie



Hermann Buhls Schicksalsberg: Die Chogolisa (7668 m) im Karakorum-Himalaya
Foto: Rollo Steffens

auch später im »Fall Chogolisa«, ganz offensichtlich die vorgenannte Verpflichtungserklärung vom 26.März 1957. Darin nämlich verspricht die Mannschaft, »...alles zu unterlassen, was den Gesetzen und Anordnungen des Gastlandes widersprechen (...) könnte...«[38]. Diemberger aber spricht sich und Buhl im »Fall Skil Brum« von Verantwortung frei: »Für Hermann und mich, die von dieser Unternehmung nichts gewusst hatten, bedeutete dieser Blitzsieg eine große Überraschung.«[39]

Offensichtlich auch verletzt durch das Handeln von Schmuck und Wintersteller wenden Diemberger und Buhl sich daraufhin der noch unbestiegenen Chogolisa (7668 m) zu, ob wie Schmuck und Wintersteller bei ihrem Unternehmen am Savoia-Grat mit Zustimmung des Verbindungsoffiziers Qader Saeed, das ist bis heute strittig.

Mit »They have their peak; you have your peak!«[40], soll Qader laut Diemberger ihm und Buhl diesen Gipfel zugebilligt haben. Auf Buxtons Fragen, ob Diemberger während der Expedition irgendwann seine Absicht zum Ausdruck gebracht habe, auf die Chogolisa zu gehen, und ob er, Offizier Qader, ihm und Buhl die Erlaubnis für die Chogolisa oder einen anderen Gipfel jemals gab, sagt Qader heute klar und jeweils deutlich: »No!«[41]. Expeditionsleiter Schmuck sieht das in seinem Expeditions-Buch ebenso, und schreibt in diesem Zusammenhang nichts von einer genehmigten Gipfelbesteigung, sondern nur von einer »Fototour«[42]. Wie es ausging wissen wir. Die Bergsteiger-Legende Hermann Buhl stürzt an der Chogolisa mit einer abbrechenden Wechte in die Tiefe, und er kehrt nicht zurück.

Wie auch immer die alpine Geschichtsschreibung jenen tragischen Teil nach der Erstbesteigung des Broad Peak werten wird: Aus einem nicht erlaubten Aufbruch junger Männer zu einem Berg, die Schuld an Buhls Tod bei Diemberger zu suchen ist falsch; denn letztendlich war es Hermann Buhls ureigenster Wille[43] mit Diemberger zur Chogolisa zu gehen – und der Absturz mit der brechenden Wechte war sein Schicksal.

Im Sommer 2007 wird man seiner sicher gedenken, und in Salzburg ein »Golden Jubilee« feiern. Wer mit wem ist noch nicht klar. Unklar wie das Gesamtbild der Besteigungsgeschichte des Broad Peak, auch fünfzig Jahre nach getaner Tat – genau so diffus, wie eben jene Mär vom legendären »Vier-Mann-Team«[44], das sich für einen großen Gipfel fand und auseinanderbrach – und das es in der Wirklichkeit nur für einen »Wimpernschlag in der Geschichte« gab.

[38]Abschrift OEAV-Verpflichtungserklärung, 26.3.1957
[39]Diemberger. Gipfel und Gefährten, S.142
[40]Diemberger. Aufbruch ins Ungewisse, S.163
[41]Qader Saeed. Interview mit Bill Buxton, 5.12.2005
[42]Schmuck. Broad Peak, S. 333 ff.
[43]Buhl. Achttausend drunter und drüber, S.342; Buhl Witwe Eugenie und Tochter Silvia zu mir am 21.4.2006
[44]Schmuck. Broad Peak, S.182

Die Meditation des Verschwindens

VON GERALD LEHNER

Für immer zu verschwinden, das ist in den Bergen keine Kunst. Besonders leicht funktioniert das im Nordwesten Amerikas – dem Pacific Northwest zwischen Vancouver, Seattle, Juneau und Anchorage. Diese Weiten zogen schon immer zähe Charaktere in ihren Bann. Und einige haben das Extrembergsteigen international stark beeinflusst. Neben der vertikalen fördert die horizontale Ausgesetztheit im hohen Norden Amerikas einen starken Pioniergeist für die ehrenamtliche Bergrettung.



Juneau Icefield: Nur die höchsten Gipfel des Küstengebirges zwischen Alaska, British Columbia und dem Yukon Territory ragen als »Nunataks« aus dem Inlandeis. So sahen Alpentäler vor 10.000 bis 15.000 Jahren während der letzten Eiszeit aus.
Foto: Gerald Lehner

Europäer interessieren sich kaum für diese Hochgebirge. Und schafft es ein Gigant der kalten und schönen Gipfel in die Kataloge kommerzieller Veranstalter, dann nur das höchste Kaliber wie der Denali (Mount Mc Kinley). Wer könnte schon prahlen mit ebenso gefährlichen, schwierigen und sehr einsamen Amphitheater Mountains in der Alaska Range, die zu Hause niemand kennt? Oder mit den vielen namenlosen und äußerst prächtigen, auf denen noch immer keines Menschen Fuß je stand?

Der menschenleere Nordwesten Amerikas verzeiht gröbere Fehler kaum. Die Meditation, Melancholie und Gefahr des Verschwindens berührt Seelen zwischen Seattle und Anchorage stärker als anderswo. Wenn der Wind dreht, Sturm den großen Fjord heraufzieht, ein Sprunggelenk in den Bergen bricht, das kleine Boot als letzter Link zur Außenwelt leckschlägt oder die schwere Bärenbüchse im entscheidenden Moment mit Ladehemmung aufwartet. Kaum eine Familie fernab der wenigen Städte kann sich hier über Generationen in »Sicherheit« wiegen. Das klingt gefährlich.

Doch sind Deutschlands oder Österreichs Autobahnen nicht bedrohlicher, wo Geisterfahrer, Raser und betrunkene Lkw-Lenker ihr Unwesen treiben, und der Sensenmann seine Toten in Hundertschaften einfährt? Amerikas leere Räume sind ein Gegenpol zu unserer Art von »Sicherheit«, mit



Vom Inlandeis in den Küstenbergen Südost-Alaskas (»Panhandle«) ziehen einige der größten Gletscher zum Pazifik und seinen Fjorden hinunter: In einer Cessna über dem Taku Glacier nahe Juneau.
Foto: Gerald Lehner

der sich die Politik unsere Stimmen sichert; in dem für Politiker »sicheren« Überwachungsstaat, der mehr und mehr auf Kosten der Besitzlosen spart.

Im Norden ist der Pazifik auf tausenden Kilometern ein fleißiger Helfer der Hochgebirge und Gletscher, ein tödlicher, und gar nicht selten ein sanfter und idyllischer. Das macht die Kombination von Meer und Bergen noch gefährlicher und unberechenbar.

Ähnliches vermerkte auch James Cook in seinem Logbuch. Der britische Kapitän stieß mit »Resolution« und »Discovery« nach Versuchen der Spanier und Russen als einer der Ersten hierher vor – von Kap Hoorn, über Lateinamerika, Kalifornien und dem heutigen British Columbia kommend, wo Cook den Nootka Fjord bei Vancouver am 26. April 1778 verließ und nach Norden segelte.

Am 1. Mai 1778 erreichte er Sitka im Südosten Alaskas, die Verwaltungsmetropole von »Russisch Amerika«, wie Alaska genannt wurde, ehe es der Zar in Petersburg an die USA verkaufte. Am 4. Mai 1778 sichtete Cook einen Riesen, den Kapitän Vitus Bering bei seiner Erkundung in russischen Diensten viele Jahre zuvor nicht gesehen hatte – wegen Sturmes: Mount Fairweather. Dass ein Berg hier nach gutem Wetter benannt wird, konnte mit Ahnungslosigkeit zu tun haben. Cook hatte einen der wenigen prachtvollen Tage erwischt – an diesem Schnittpunkt von Pazifik und Gletscherbergen.

Am 6. Mai segelte Cook am noch weit höheren Mount St. Elias vorbei, den Bering nach einem Heiligen der russischen Orthodoxie benannt hatte. Cook wollte eine Nordwest-Passage zurück nach Europa finden, musste jedoch im Herbst 1778 nach Hawaii zum Überwintern segeln. Dort wurde der Brite von Ureinwohnern umgebracht. Einer seiner Offiziere war William Bligh, den Meuterer der »Bounty« unter Fletcher Christian Jahre später wegen seiner Brutalität auf dem Pazifik aussetzten.

»1947 haben wir den Mount St. Elias in Alaska mit 5.489 Metern bestiegen. Es war insgesamt erst das zweite Mal, dass es gelang – 50 Jahre nach der Erstbesteigung durch den Herzog der Abruzzen und sein Team.
Ich erzählte meinem Vater in Los Angeles von unserem Erfolg. Dass ich den höchsten Berg der Erde – gerechnet vom Ausgangspunkt am Meeresspiegel – bezwungen habe. Es ist ein weit höherer Anstieg, als er auf dem Everest gemacht werden kann.
Unsere Familie stammt aus Holland, und mein Vater sagte damals schmunzelnd: St. Elias? Das ist doch gar nichts. Ich habe früher den höchsten Berg der Niederlande von unterhalb des Meeresspiegels bestiegen.«

Dee Molenaar,
Geologe, Bergsteiger, Schriftsteller – Seattle



Lachsfischerboot »Hansa« des ausgewanderten Allgäuers Gunther Math in der weltberühmten Glacier Bay. Heimathafen: Aurora Harbor, Juneau.
Foto: Sissi Babich/ Northern Keta Caviar.



Amphitheater Mountains – etwas südlich des Mount McKinley.
Foto: Gerald Lehner

Und das ist andere Seite des Nordwestens: Wie in den Hochalpen wechseln sich Hitze, enorme Strahlung der Sonne, Sturm und Kälte in kurzen Zeiträumen ab. Es gibt weltweit kaum wilde Himbeeren, die so süß sind und solche Größen erreichen wie im Südosten Alaskas. Hier und im benachbarten Norden von British Columbia existierten früher ergiebige Milchfarmen, ehe sie von billiger Konkurrenz im Mittleren Westen ruiniert wurden. In der warmen Jahreszeit sind die Tage am Rand der Arktis extrem lang. So gedeihen manche Früchte noch besser als weiter südlich.

Vermisste

Die hellen Sommer sind kurz. Hitze schlägt schnell um in Stürme und Temperaturstürze. Oft zieht schon Mitte August der Herbst ins Land. Das Laub färbt rasch um. Heftiger Schneewind weht durch die Fjorde. Ende September kommt die Zeit für lange Winterstürme.

In dieser wilden Ecke sind zähe Bergsteiger, Schriftsteller und Künstler zu Hause. Oder sie waren hier tätig, erlernten besondere Künste, schrieben Geschichte und Geschichten, die außerhalb der Fachwelten und interessierten Öffentlichkeiten in Nordamerika nur wenigen bekannt sind: Pete Schoening, Tom Hornbein, Dee Molenaar, Sheila Nickerson, Kurt Beam, Galen Rowell, Jon Krakauer und andere.



Bruchlandschaft des Inlandeises (Juneau Icefield).
Foto: Gerald Lehner

Wer sich bewegen will, braucht für bergsteigerische Pläne eine aufwändige Logistik, die mit Flugzeugen, Hubschraubern, Ocean Kayaks, Kanus, Außenbordern, Fischerbooten und Expeditionsgepäck verbunden ist. Von Weg- und Hüttensystemen wie in den Alpen und Teilen des Himalaya können diese Amerikaner nur träumen.

Ihrer Ausgesetztheit könne man mit Literatur, Musik und Spiritualität beikommen, sagen Künstler oder Ureinwohner im Pacific Northwest. Superlative oder Rekordsüchte westlicher Industriegesellschaften und Medien taugen hier kaum, um die Herausforderungen und Widersprüche des Lebens darzustellen.

Sheila Nickerson

Wir besuchten für dieses Buch und eine ORF-Radiosendung in Juneau, der Hauptstadt Alaskas im Südosten des Bundesstaates an der Küste, die Schriftstellerin Sheila Nickerson. Sie gibt dem Unfassbaren der Region seit Jahren in Büchern und Essays für Zeitungen und Magazine eine Sprache. 1996 hat Nickerson den preisgekrönten Prosaband »Disappearance … a Map and Meditation on Death and Loss in the high Latitudes« veröffentlicht:

»Ich lebe in einer Gegend wo viele Menschen verschwinden. Alaska. Und das ist zu groß, um es jemals zu begreifen. Leute brechen auf in Flugzeugen, Booten, zu Fuß, und niemals wieder hört man etwas von ihnen. Es ist jetzt Mai, beinahe schon Frühling, aber das Wetter spielt noch immer verrückt, besonders im windgepeitschten Golf von Alaska. Das ist der Ort, wo die tektonischen Platten von Amerika und des Pazifischen Ozeans aufeinander prallen.«

»Diese Gewalt offenbart sich in Verschiebungen der Erdkruste, wie sie selten vorkommen. Wir haben viele Beben, junge Gebirge und endlose Gletscherlandschaften. Hier bricht der gefrorene Druck von Jahrtausenden mit blauem Eis in die stürmische See. An der Küste von Alaska halten außergewöhnlich schroffe und hohe Berge das Wetter zurück, das vom Pazifik ins Landesinnere ziehen will.«

Verschwinden

Nickerson arbeitet neben ihrer Schriftstellerei als Beamtin der Regionalregierung in Juneau. Sie berichtet über das Schicksal ihres Kollegen Ken Roth, eines Fischereibiologen. Dieser war mit seinen Brüdern und einigen Freunden in einer Cessna 340A auf dem Flug von Yakutat nach Anchorage, als die Maschine in den Küstenbergen verschwand – spurlos:

»In dem Gebiet, wo sie abgestürzt sein müssen, liegen auch der Malaspina Gletscher und der Bering Gletscher in den Wrangell Moun-

Mount Sanford, Wrangell St. Elias Range & Amphitheater Mountains, Alaska Range.
Fotos: Gerald Lehner





tains, die zwei größten Gletscher Nordamerikas. Manche nennen diese Gegend auch das Bermuda Dreieck von Alaska. Kens Familie will mit der Suche noch immer nicht aufgeben. Ich höre mir manchmal noch immer Kens Stimme auf dem Anrufbeantworter im Büro an.

Wie oft sind Geschichten dieser Art schon zuvor erzählt worden, wie viele über all die Jahrhunderte oder Jahrtausende? Wo sind all die, deren Verschwinden längst aus den Zeitungs- und Radioberichten verschwunden ist? Oder die vielen, die verschwanden, bevor es jemals Medien gab? Was bedeutet es einfach zu verschwinden?«

Von den Küstenbergen verschluckt?

Im Frühsommer des Jahres 2000 wäre ich in Alaska selbst fast verschwunden. Als Alleingänger rutschte ich nach einer langen Höhenwanderung nahe Juneau in einer Firnrinne talwärts; wie wir es in den Alpen praktizieren. Freie Schneerinnen sind ein Segen. Es gibt in Alaskas Bergen kaum Wege. Baumfreie Hochregionen sind von den Tälern durch monströses Dickicht, rutschiges Wurzelwerk und andere Plagen des nördlichen Regenwaldes getrennt.

Es war Anfang Juli. Ich brach durch den mürben Altschnee, stürzte in den Bach darunter, knapp oberhalb einer Stelle, wo er in eine fast senkrechte Passage mündet. Unter der Firndecke rutschte ich ein paar Meter dahin und konnte vor dem Abgrund gerade noch bremsen. Mit letzter Kraft kletterte ich aus dem Loch. Kein Pilot oder Suchtrupp hätte mich hier gefunden; ertrunken, erfroren oder erschlagen unter Altschnee im grünen Dickicht an der Waldgrenze. Verschwunden.

Juneau – die Hauptstadt des US-Bundesstaates Alaskas im Gastineau Channel, an dessen Nordrand der riesige Lynn Canal beginnt. Diese Inlets sind durch Fallwinde von den vergletscherten Küstenbergen für Seeleute und Piloten mitunter schwierig zu bewältigen. Die vielen unbewohnten Inseln schützen den Küstenbereich der »Inside Passage« vor noch härteren Stürmen, die vom Nordpazifik hereinkommen. Juneau erlebte selbst einen kleinen Goldrausch, lange bevor es 1896 weitere tausend Kilometer nördlich am Klondike bei Dawson City losging. Juneau war bei diesem großen Run für zehntausende Goldsucher auf dem Seeweg zum Chilkoot Pass nach Kanada neben Skagway der letzte Punkt mit Infrastruktur. Die Schiffe kamen aus San Francisco, Portland, Tacoma, Seattle und Vancouver.
Foto: Gerald Lehner



Anforderungen für Einsatzkräfte

Sich mit dem Tod abzufinden, ist für Nordamerikaner nicht leichter als für Europäer. Dennoch erzwingen menschenleere Landschaften mehr Akzeptanz für Vergänglichkeit. Sie dringt stärker in unser Bewusstsein. Die Urangst, von Wildnis verschluckt zu werden, ist Bestandteil kultureller Identitäten in den USA und Kanada; viel stärker als im dichtest besiedelten Europa, dessen Staaten mehr relative »Sicherheiten« bieten, um nicht den harten Begriff ›vorgaukeln‹ zu gebrauchen.

In Europa existiert mehr soziales Denken, das die Entstehung alpiner Rettungssysteme begünstigte. Umso erstaunlicher bleibt, dass im 20. Jahrhundert auch in Übersee eine ähnliche Entwicklung begann, etwas später als in den Alpen und basierend auf der Tatkraft einzelner Pioniere, von denen es einige auch als Extrembergsteiger zu weltweiter Bekanntheit brachten. Ihre historischen Spuren finden sich auch in Himalaya, Karakorum und anderen »Bergen der Welt«.

Wir wollen hier ein paar dieser Bergrettungsleute vorstellen; Biografisches und Meditatives aus dem Kampf GEGEN das Verschwinden.

Tod von John F. Kennedy

Am 22. 11. 1963 verschwand im heißen Texas auf grausame Weise ein Popstar von Gottes Erdboden. Diesem Charismatiker der Weltpolitik wurde wenig später im hohen Norden ein Berg gewidmet: Mount Kennedy (4.250 Meter) steht nicht weit von Mount Logan, Kanadas höchstem Punkt im Ländereck zwischen British Columbia, Yukon Territory und Alaska.

Obwohl John F. Kennedy politisch nie so fortschrittlich war, wie es ihm angedichtet wurde, erfreute sich der US-Präsident international einer enormen Beliebtheit. Wegen seiner weltoffenen Politik beschloss die kanadische Regierung, den höchsten unbestiegenen Berg dem Ermordeten zu widmen. Was lag näher, als den offiziellen Festakt in Ottawa mit der Erstbesteigung zu verbinden? Am besten unter Teilnahme des als sportlich bekannten Robert Kennedy, einem Bruder des Toten – ebenfalls einflussreicher Politiker der Demokraten. Dieser sagte prompt zu, und schon im März 1965 stand das Team auf dem Gipfel.



Grizzly mit Cub (Jungtier) in Alaska.
Foto: Gerald Lehner

»Bob wurde ein guter Bergfreund. Er hat in Schneehöhlen mit uns biwakiert und wollte keine Extrawürste. Leider wurde auch er später ermordet«, erinnerte sich der amerikanische Schriftsteller, Künstler, Bergführer und Bergrettungspionier Dee Molenaar, den wir in seinem Haus in der Nähe von Seattle besuchten.

Legendärer »Hausmeister« des Mount Rainier

Molenaar ist auch Geologe, Jahrgang 1918. Seit 1940 besitzt er das Patent der staatlich geprüften Bergführer. Leider konnte er bei unserem Besuch das Gipfelbild mit Robert Kennedy nicht mehr finden. Auf dem alten Regal hinter seinem Schreibtisch stand Molenaars Standardwerk: »The Challenge of Rainier«.

Mehr als 50 Mal hat er den prachtvollen Eisriesen mit 4.392 Metern im Hinterland von Seattle bestiegen – von allen Seiten, auch auf schwierigen Routen und im Winter. Dee Molenaar nahm auch an vielen Rettungseinsätzen bis hinüber zu den Olympic Mountains an der Grenze zu Vancouver Island in Kanada teil. 1947 war er an der insgesamt erst zweiten Besteigung des Mount St. Elias in Alaska beteiligt.

Seine Vorfahren stammten aus den Niederlanden. Er sei ein Gegner von starren Ideologien und religiösem Fundamentalismus: *»Many conservatives down here make me sick«*. Er machte kein Hehl daraus, dass

Molenaar arbeitet an einem Aquarell.
Foto: Archiv Molenaar



Mount Rainier, Aquarell – gemalt auf der Almlandschaft, wo das berühmte Berg- und Skitouren-Hotel »Paradise Inn« steht.



Cover von Molenaars legendärem Buch.

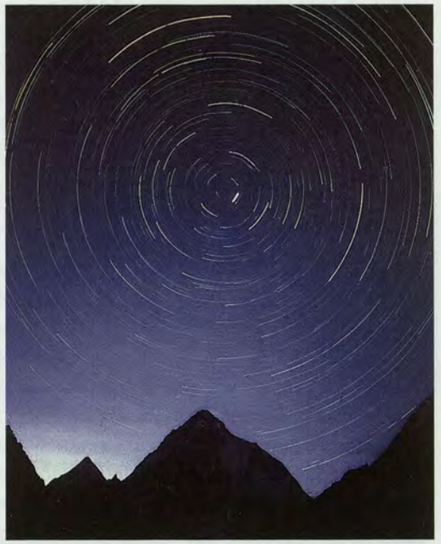
er die Politik von George W. Bush aus tiefer Seele ablehnt. Molenaar kennt den früheren US-Vizepräsidenten Al Gore von den gegnerischen Demokraten privat. Dieser las schon vor Jahren mit Begeisterung sein Buch über den Mount Rainier.

Weltraum über Gebirgen

Dee Molenaar arbeitete vor seiner Pensionierung auch für den United States Geological Survey (USGS) als Geologe. Er überwachte den Mount St. Helens, dessen vergletscherter Gipfel 1980 bei einem Ausbruch des Vulkans in die Luft flog. Millionen Tonnen Eis schmolzen. Die Wassermassen bildeten nach den Druckwellen der Explosion eine Schlammlawine, die gegen Norden hin alles verwüstete, was im Weg stand.


MT. RAINIER
14,410 ft
(4392m)
Camp Schurman
Camp Muir
Camp Hazard
Camp Sherman
Camp Ingraham
Camp Pebble
Camp Comet
Camp Moraine
Camp Lunch
Camp Round
Camp Sunset
Camp Sunset Point
Camp Round
Ohanapecosh Camp
Camp
Camp

Sternenhimmel über dem K2.
Foto: Toni Hiebeler





Achtfacher Lebensretter auf dem K2, Erstbesteiger des Gasherbrum I und Mitbegründer der Bergrettung in den USA: Pete Schoening.
Foto: Bruce McKim, Seattle Times 1972.

lie gekommen. Nichts wie runter, sagte Houston, als sich das Wetter etwas beruhigt hatte.

Tod vor Augen

Sie nahmen einen Felsgrat, den Schoening beim Aufstieg gesehen hatte. Der kranke Gilkey – eingewickelt in eine Zeltplane – wurde nachgezogen. Sie stiegen in drei Zweierseilschaften ab. Dann rutschte Bell über einer Eisrinne aus. Sein Partner Streather stürzte ebenso. Ihr Seil verwickelte sich in dem von Bates und Houston. Dann erwischte es Molenaar und Craig. Zum Godwin-Austen-Gletscher ging es tausende Meter hinunter.



Molenaar nimmt die Trango Towers ins Visier, Anmarsch zum K2, 1953.
Foto: privat

»*Each man was sure, that the end had come*«, so beschreibt der Autor und Fotograf Galen Rowell in einem Buch diese Lage. Doch niemand hatte mit dem ausgebildeten Bergretter Pete Schoening gerechnet. Der verklemmte blitzschnell seinen Pickel zwischen Felsen, ließ das Seil über einen Bremsknoten dynamisch durchgleiten, damit es durch das Gewicht der vielen Leute nicht riss. Dann stand bzw. hing die ganze Partie und überlebte – dank Schoening.

In memoriam Pete

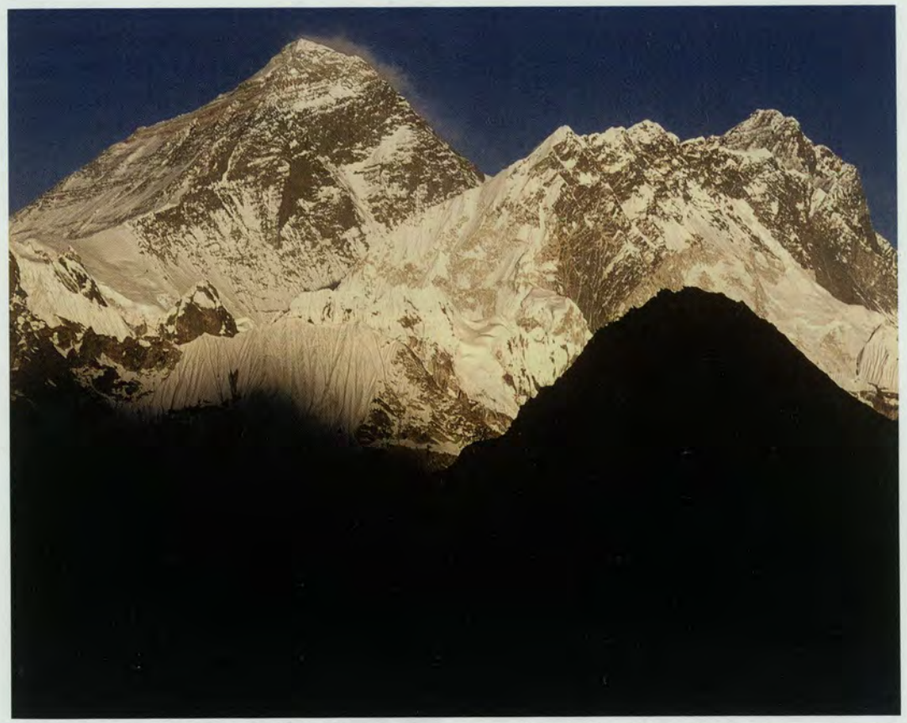
Am 22. September 2004, mehr als 50 Jahre danach, verlor Pete Schoening in Kenmore bei Seattle seinen langen Kampf gegen den Blutkrebs. Sein Freund, Seilpartner und Bergrettungskamerad, der Höhenmediziner Tom Hornbein, half dem 77-Jährigen die Schmerzen wirksam zu bekämpfen. So konnten sie noch lange gemeinsam in die Berge gehen. Und die Seattle Times schrieb in ihrem Nachruf:

»With cancer taking its toll, Mr. Schoening kept venturing into the mountains. His last hike was three weeks ago. ›Pete was breathing hard going up the trail,‹ recalled his longtime friend Thomas Hornbein, also a noted mountaineer and former chairman of the University of Washington's anesthesiology department: ›But he was still enthusiastic.‹«

Tom Hornbein auf dem Everest

In der Nähe von Tacoma trafen wir diesen Bergretter und Höhenmediziner, eine weitere Leitfigur des amerikanischen Alpinismus. Tom Hornbein, seit einigen Jahren emeritierter Universitätsprofessor, wäre 1963 auf dem Mount Everest fast verschwunden. Der enge Freund von Pete Schoening und Dee Molenaar engagiert sich mit 76 Jahren noch immer in der Bergrettung.

Hornbein ist neben Edmund Hillary der einzige Bezwinger des welthöchsten Berges,



Everest, Nuptse, Lhotse.
Foto: Gerald Lehner

dessen Name dort oben offiziell verewigt ist; als Bezeichnung eines Colouirs. Reinhold Messner würdigte Hornbein als besonders kühnen Wegbereiter des Höhenbergsteigens. In Europa ist seine Story von der Überschreitung im Detail nur wenigen bekannt:

»Unser Biwak unter dem Gipfel zeigte,
wie unendlich verlassen sich Menschen
fühlen können. Der Grat verlor sich nach oben
im Nichts, eine Brücke ins Weltall.
Und im Abendlicht wussten wir nicht,
ob wir in dieser Nacht sterben würden.
Die Berge sind bis heute meine Kirche.«

So beschrieb uns Hornbein seine Schlüsselszene auf dem Mount Everest. Dessen erste Überschreitung zog er 1963 mit Will Unsoeld durch. Sie gehörten zu einer ziemlich großen Expedition aus den USA. Diese verfolgte vielerlei Projekte in der Khumbu-Region Nepals; auch wissenschaftliche aus Medizin, Gletscherkunde, Meteorologie und Geologie. Toms Auftrag war die Erkundung des Westgrates. Dass er mit seinem Partner auch auf den Gipfel kommen würde, war ihnen beim Start noch keineswegs klar.

Hornbein Colouir

Durch das spätere »Hornbein Colouir« fanden Tom Hornbein und Will Unsoeld ihren »Durchschlupf« nach ganz oben. In diesem Colouir konnten sie eine Felspassage auf Eis umgehen und viel Zeit sparen.

Sie kamen dennoch kurz vor Einbruch der Nacht auf den höchsten Punkt, eine gefährliche Lage in 8.848 Metern Höhe, wo sich die Bedrohungen gegenüber »niedrigen« Achttausendern vervielfachen. Sie hatten keinen künstlichen Sauerstoff mehr, keinen Proviant, nichts zu trinken. Es gab alle Zutaten für eine Katastrophe an diesem Abend.

Auf dem Gipfel fanden sie Spuren ihrer Gefährten Barry Bishop und Lute Jerstad im Schnee. Diese hatten es drei Stunden zuvor



Hornbein nach seiner Rückkehr vom Gipfel (1963).
Foto: Barry Bishop &National Geographic Society.



1963: Hornbein und Unsoeld machen sich für den oberen Teil des Westgrates fertig.

von der anderen Seite geschafft und waren wieder abgestiegen – auf dem »leichten« Südostgrat via »Hillary Step« zum Südsattel. Hornbein und Unsoeld mussten sich nun auch auf diesen Weg machen, rasch, um noch irgendwo Schutz für die Nacht zu finden.

Gefährliches Biwak

In 8.400 Metern Höhe holten sie Bishop und Jerstad ein, die sich gerade auf ein Biwak unter offenem Himmel vorbereiteten. Gemeinsam überstanden sie dann diese Nacht ohne Zelt; wie durch ein Wunder, meist stehend oder leicht hockend bei bis zu 45 Grad Celsius unter Null. »*Wir hatten Glück, es war windstill. Ein längerer Luftzug hätte genügt, um uns mühelos zu töten*«, sagt Tom Hornbein aus der Distanz von mehr als 40 Jahren: »*Wir waren allein mit den Sternen und sahen langes Wetterleuchten über dem Südhorizont in Indien.*«

Die Amerikaner trugen Spezialschuhe, gefüttert mit Rentierfell aus Alaska. Hornbein entfernte in der Nacht intuitiv seine Steigeisen; Unsoeld nicht. Das Metall wirkte als Wärmebrücke und bescherte ihm schwere Erfrierungen.



Bei Tageslicht stiegen sie ab. Unten wartete ein besorgter Norman Dyhrenfurth, Expeditionsleiter und Hollywood-Regisseur. Dyhrenfurth erreichte Tage später mit Ang Dawa Sherpa selbst eine Höhe von 8.700 Metern – inklusive Filmkamera. Sie drehten dann da oben noch; ein Weltrekord, der Jahrzehnte hielt. Der betagte Amerikaner Norman Dyhrenfurth, aus der Schweiz und Österreich abstammend, lebt heute in Salzburg und erfreut sich guter Gesundheit.

Hornbein & Unsoeld bei der Traverse auf dem Westgrat von Nepal auf die tibetische Seite (Punkte am unteren Bildrand).
Fotos: Barry Bishop & National Geographic Society



Von links: unser Autor Lehner, Pete Schoening (†), Tom Hornbein – Seattle 2001.
Foto: Peter Mathews



Hornbein ganz oben im Sonnenuntergang.
Foto: Will Unsoeld & National Geographic Society

Freundschaft mit Jon Krakauer

Der 1930 in St. Louis (Missouri, »*eine elend flache Gegend*«) geborene Höhenmediziner und Bergretter Hornbein absolvierte seine erste Klettereien als Volksschüler auf dem Hausdach seiner Eltern. Er studierte in Boulder (Colorado) und begann dort mit extremeren Touren. Nach seiner Pensionierung übersiedelte er Anfang 2006 mit seiner Frau von Seattle zurück nach Colorado ins zentrale Bergland der USA.

Hornbein ist damit seinem bewährten Kletter- und Skitouren-Partner wieder näher: Jon Krakauer (Jahrgang 1954). Der berühmte Autor zog aus privaten Gründen schon vor einigen Jahren von Seattle nach Colorado um. Krakauer hatte 1996 mit dokumentarisch-poetischer Prosa über den Tod eines jungen Autostoppers in Alaska (»Into the Wild«) seinen ersten literarischen Welterfolg gelandet. Zuvor war er als Reporter und Redakteur des renommierten US-Magazins »Outside« aufgefallen.

Bestseller

1997 kam »Into thin Air« heraus, Krakauers Reportage vom Mount Everest. Ein Jahr zuvor war er in großer Höhe selbst Zeuge eines grauenvollen Sterbens und vergeblicher Rettungsversuche geworden. Kommerzielle Bergführer hatten zahlungskräftige und alpinistisch unfähige Klienten auf den Gipfel bringen wollen – offenbar um jeden Preis. Krakauer schrieb: »*Der Berg ist heute zur Trophäe reicher Leute verkommen. Was eine ultimative Herausforderung war, wurde in ein Ziel für Yuppies verwandelt, die sich selbst überschätzen.*«

In jungen Jahren arbeitete Jon Krakauer als Hilfsarbeiter in der Lachsfischerei Alaskas, um sich die Bergsteigerei finanzieren zu können. Im hohen Norden investierte er viel Zeit in die Erkundung neuer Fels- und Eistouren. Krakauer eröffnete auch kühne Erstbegehungen; zum Beispiel auf Mooses Tooth and Devils Thumb nahe dem Juneau Icefield zwischen dem Südosten Alaskas und British Columbia. Wir haben ihn gebeten, hier darüber zu berichten. Vergeblich.

Auch ein zweiter Vorstoß seines Freundes Tom Hornbein nutzte nichts: »*Keine Zeit, nicht mal für eine Seite, obwohl es reizvoll wäre*«, schrieb er uns in einem E-Mail. Krakauer bereitet gerade ein neues Buch vor.

Einflüsse österreichischer Bergretter

Erst vor wenigen Wochen besuchte ein betagter Bergrettungsmann aus den USA wieder einmal seine alte Heimat Österreich. Dieser gebürtige Wiener engagierte sich im Nordwesten über Jahrzehnte für die Bergrettung. Wir trafen ihn in Seattle am Hafen



Will Unsoeld im Gipfelbereich.
Foto: Tom Hornbein & National Geographic Society



Kurz vor Kennedys Tod erhielt das Everest-Team vom US-Präsidenten die selten verliehene Hubbard-Medaille. Links: Norman Dyhrenfurth, hinten verdeckt Tom Hornbein. Mit dabei auch Glaziologe Maynard Miller aus Idaho, der seit Jahrzehnten die Gletscher Alaskas und des Yukon Territory erforscht – zum Teil mit dem Salzburger Glaziologen und ÖAV-Sektionsvorsitzenden Heinz Slupetzky.



Clint Eastwood und Norman Dyhrenfurth (rechts) arbeiteten 1974 im Engadin (Schweiz) an dem spannenden Film »Eiger Sanction«.
Fotos: Privatarchiv Dyhrenfurth.

in einem Café. Der 1919 geborene Kurt Beam schaute ein wenig wehmütig über den Pudget Sound, den riesigen Fjord, der Seattle vor dem offenen Ozean schützt.

Hinter Kränen und abgewrackten Docks leuchtete der 4.392 Metern hohe Mount Rainier, ehe die Nacht über dem Pazifik hereinbrach: »*Verstehst du, warum ich damals sagte, hier bleibe ich und nirgendwo anders ?*«

Kurt Beam musste 1938, kurz nach dem Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland, fliehen. Schon zuvor auf der Ingenieurschule in Wien hatte er sich in Wien mit Nazionalsozialisten angelegt, die während der austrofaschistischen Diktatur noch illegal ihr Unwesen trieben. Beams Familie hatte auch jüdische Wurzeln, stammte aus Mähren und betrieb in Wien eine Fabrik für Baumwollschwämme, die zur Reinigung von Lokomotiven verwendet wurden.

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht flüchtete der junge Mann über Kolumbien nach Panama. Dort arbeitete er als Anstreicher, später als Manager in einem Shop. Mit Hilfe des amerikanischen Vizekonsuls kam er nach Chicago, ergatterte einen Job bei einer Versicherung, der ihn bald nach Seattle an die Westküste führte. Nun erinnerte sich Beam mit Wehmut an Touren zu Hause: Rax, Schneeberg, Glocknergruppe, Stubaier, Gesäuse, Mont Blanc.



So sah damals Hornbeins kleine Tochter Betsy die Expedition: »Tom on Everest«. Man beachte die stark beseelte Welt der Achttausender mit einigen schlafenden Riesen. Die Zeichnung hängt seit 1963 im Wohnzimmer der Hornbeins.

Kurt Beam aus Wien

Dee Molenaar lud ihn zu Besteigungen von Mount Rainier und Mount Baker ein. Damit war es um Kurt Beam geschehen: »*An den Amerikanern hat mir immer gefallen, dass sie Berge mehr als Erholungsraum nutzen, weniger Rekordsucht und mehr Freundschaften pflegen, nicht prahlen und Scherze über sich selbst machen. Das unterscheidet sie von vielen in den Alpen.*«

Der Wiener kümmerte sich ab 1947 um die Bergrettung und wurde Mitglied der damals noch inoffiziellen Mountain Rescue, die Mount Baker, Mount Rainier, Snoqualmie Peak und den Chinook Pass betreute. Entsetzt über die schlechte Ausbildung der Einsatzkräfte nahm Beam nach Kriegsende wieder Kontakt mit der alten Heimat auf. Er verzieh Österreich und erwähnte Brutalitäten nicht, die ihm von Wiener und anderen Nazis angetan worden waren. Beam richtete den Blick nach vorn.

Gramminger und Mariner

In den Alpen arbeiteten damals Pioniere, die viel Erfahrung hatten und ständig an Innovationen tüftelten. Der Bayer Ludwig Gramminger hatte schon in der Zwischenkriegszeit neue Methoden zur Bergung von Verletzten entwickelt und in der Eiger-Nordwand erprobt. 1939 folgte die Präsentation seines legendären »Gramminger-Sitzes« zum Abseilen von Unfallopfern. Gramminger lernte den Tiroler Wastl Mariner 1943 kennen, der bei den Gebirgsjägern in St. Johann stationiert war. Kurz nach Kriegsende kam das von Gramminger entwickelte Stahlseilgerät erstmals zum Einsatz.

1948 fiel Kurt Beam in Seattle Mariners Lehrbuch »Neuzeitliche Bergrettungstechnik« in die Hände. Der Flüchtling aus Wien wurde vom Dachverband der US-Bergrettung als Verbindungsmann nach Österreich geschickt. Erste Treffen fanden 1950 in Innsbruck statt.

Technologie aus dem Stubai

In Absprache mit dem Deutsch-Amerikaner Wolf Bauer besorgte Beam moderne Eispickel und Sicherungsmaterial im Stubaital sowie einen Akja der Tiroler Bergrettung. Dessen Einführung geht auf Gebirgsjäger der Hitlerwehrmacht zurück, die mit dem leichten Rettungsschlitten an der Eismeerfront Erfahrungen gesammelt hatten. Kurt Beam begann in Seattle mit Schulungen. Die Amerikaner passten diese Ausrüstung für den Nordwesten an.

Dann machte sich Kurt Beam an die vollständige Übersetzung von Wastl Mariners Lehrbuch – gemeinsam mit einem Unfallchirurgen deutsch-jüdischer Abstammung, der damals in Bellingham bei Seattle arbeitete. Beam verwies auf ein spezifisches Problem in Amerika: »*In der Wildnis hat man große Transportwege zu bewältigen; wenn bei Schlechtwetter keine Hilfe aus der Luft möglich ist. Am Anfang gab es noch gar keine Hubschrauber. Wenn es lange dauerte, gab es enorme Schwellungen, die zusätzliche Schmerzen verursachten.*«

Tiroler Abenteuer

Beam entwickelte Anfang der fünfziger Jahre eine offene Schiene, die nicht auf Wunden oder Knochenbrüche drückte und ihren Zweck erfüllte. Es folgten auch Kurse in den Alpen. Dutzende US-Bergretter waren im Kaisergebirge zu Gast.

Der Tiroler Skipionier Hias Noichl veranstaltete in St. Johann ein anspruchsvolles Rennen für Akja-Teams, bei dem die Amerikaner laut Kurt Beam mit Humor untergingen. Das gemütliche Beisammensein fand Höhepunkte beim Stanglwirt in Going.

Globalisierung des Rettens

Der amerikanische Dachverband ernannte Kurt Beam wenig später zum Bergrettungschef für die Bundesstaaten Alaska, Washington, Oregon und Montana. Der ehemalige Österreicher brachte es später noch zum zweiten Direktor auf nationaler Ebene. Nun war er für die gesamten USA zuständig – einschließlich Chile, dessen Systeme in den Anden von Nordamerikanern aufgebaut wurde.

Österreich wurde damit – bisher unbemerkt von seiner Öffentlichkeit – über einen Flüchtling und Gegner Hitlers zum Ausgangspunkt einer frühen Globalisierung im Kampf gegen das Verschwinden.



Erprobung eines »Akja«.
Foto: Bergrettung Kaprun – Archiv, betreut von Hans Dörfler

Anfragen und Kontakt zum Autor: gerald.lehner@orf.at

BIBLIOGRAFIE

Nickerson, Sheila: Disappearance: A Map – A Meditation on Death & Loss in the High Latitudes. A Harvest Book, Harcourt Brace & Company, San Diego-New York 1996.

Hornbein, Thomas F.: Everest: The West Ridge. The Mountaineers, Seattle 1980.

Molenaar, Dee: The Challenge of Rainier. Third Edition, 7th Printing. The Mountaineers, Seattle 1997.

Krakauer, Jon: Into thin Air, First Anchor Books Edition, Villard Books, New York 1997.

Krakauer, Jon: Into the Wild, First Anchor Books Edition, Villard Books, New York 1996.

Muir, John: Travels in Alaska. Mariner Books, New York 1998.

Bernd Arnold

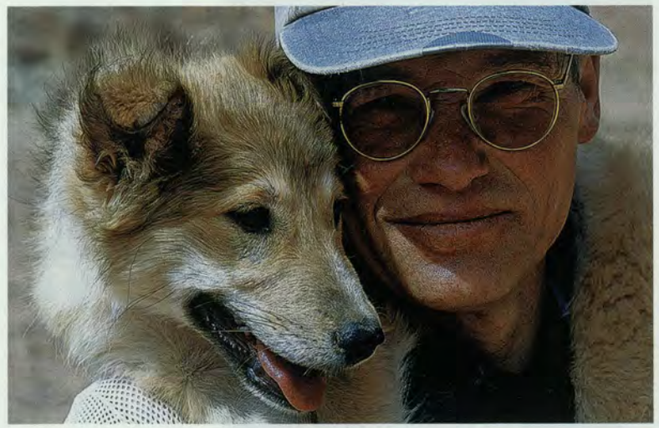
Ein heimatverbundener Weltenwandler

VON ELMAR LANDES

Er ist Bernd Arnold schwer gefallen, der Entschluss: »...meinem starken inneren Drang nachzugeben und aufzubrechen zu den Bergen auf der damals noch anderen Seite der Welt. Gerade in dieser für mich so wichtigen Zeit der Entscheidung, während dieser Phase des gedanklichen Loslösens, wurde mir die starke Bindung zu meiner heimatlichen Felsenwelt eindringlich bewusst. Der bevorstehende Aufbruch, ohne genaue Kenntnis der Wiederkehr, ließ mich die Beziehung zu dieser Welt aus Natur, Sport und den Menschen darin besonders intensiv verspüren. Mit einer neuen Route – ›Schneckenhaus‹ – die ich kurz vor meiner Abreise kletterte, gab ich diesem Gefühl konkreten Ausdruck. [...]

Dann in der Bahnhofshalle, fünf Minuten vor der Abfahrt, Angst. Mit dem Gefühl der Rastlosigkeit im Bauch und der Spannung ferner Ungewissheit, beschleichen mich Zweifel an der Haltbarkeit der filigranen Kalkhülle, an der Stabilität meines Schneckenhauses.

Schneckenhaus und Dom, dazwischen liegen Welten, die mit Vorstellungen und Erlebnissen auszufüllen sind. Hier die kleine, zerbrechliche Kalkhülle, die bei aller Fragilität doch Schutz und Geborgenheit verspricht, dort die Wucht und Mächtigkeit eines Bauwerkes, in dessen Größe und Weite der Mensch winzig klein erscheint.«



Bernd Arnold mit Hund in Wadi Rum, Jordanien.
Foto: Helmut Schulze

Globaler Seitenwechsel

Das sind Zitate aus dem einleitenden und zugleich einem der eindringlichsten Kapitel von Bernds Buch »Zwischen Schneckenhaus und Dom«, erschienen 1999 im Panico Alpinverlag. Anlass des Aufbruchs ist die Einladung, an einer DAV-Expedition zu den Trangotürmen im Karakorum teilzunehmen. Ein Ziel gewiss, das als solches schon Emotionen auszulösen vermag. Was Bernd allerdings zuvorderst umtreibt, erhellt das Datum dieses Aufbruchs – Mai 1988! Mehr als ein Jahr noch vor dem, zu jenem Zeitpunkt für kaum jemanden beidseits des »Eisernen Vorhangs« zwischen den großen Machtblöcken der damaligen Welt vorstellbaren Fall der Berliner Mauer.

Bernds bittere Erfahrung, dass auch eine hochoffizielle Einladung aus den USA, die dortigen Klettergebiete zu besuchen, für die DDR-Behörden einmal schon kein ausreichender Beweggrund gewesen war, die dazu beantragte Ausreisegenehmigung zu erteilen, hatte ihm diesmal eine List nahegelegt: Und tatsächlich! Die Silberhochzeit eines Pseudo-Cousins (Wulf Scheffler!) bescherte immerhin eine Aufenthaltserlaubnis von fünf Tagen auf dem Gebiet der – heute alten – BRD. So war die Ausreise erst einmal gesichert.

Bernds persönliche Bilanz der Expedition im Frühsommer 1988 dann: eine Begehung der »Jugoslawenroute« am Kleinen Trangoturm (VIII) mit Martin Leinauer und Martin Schwiersch als Seilgefährten, gemeinsam mit der Seilschaft Kurt Albert/Wolfgang Güllich einer-, ein Beckenbruch infolge eines schweren Spaltensturzes andererseits. Ein Münchener Großklinikum sollte darum die nächste Station seines »globalen Seitenwechsels« werden. Doch unterdessen hatte Gorbatschows Politik die seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts dem Schein nach doch so festgefügte Weltenordnung derart in Bewegung gebracht, dass dem sensationellen Fall der Berliner Mauer bald auch eine rasante Korrosion des »Eisernen Vorhangs« folgte. In sich zusammen sank damit für Bernd auf unerwartete Weise zugleich die Ungewissheit der Wiederkehr in die heimatliche Felsenwelt des Elbsandsteingebirges.

Von seinem Schneckenhaus dort nutzt er seither das Geschenk schier unbegrenzter Bewegungsfreiheit dazu aus, immer wieder aufzubrechen zu den gebirgigen »Domen« in aller Welt. Allerdings hat sich Bernds bergsteigerischer Aktionsradius auch zuvor nicht lediglich aufs Elbsandsteingebirge und andere »DDR-interne« Felsgebiete – in Thüringen z.B. – beschränkt. Von seinem Drang, neue Anstiege zu erschließen, zeugen in der Tatra »Ohrovsky Platny« (VII/A1; 1973) an der Lomnitzer- oder der »Spiegel« (VIII/A 4; 1983) an der Kesmarker Spitze. Mindestens fünf Jahre vor der offiziellen Öffnung der UIAA-Skala für die Bewertung von Kletter-



Großer Lorenzstein, Weißer Tag Xa, Erstbegehungsversuch, Bernd Arnold, Heinz Kamutzki, 1987
Foto: Karl Däweritz

schwierigkeiten über den Grad VI hinaus ist der siebte Grad also auch in diesem kleinen Hochgebirge schon verwirklicht! Die Vratza, ein Kalkgebirge in Bulgarien mit bis zu 400 Meter hoch aufragender Zentralwand, das »Verdon des Ostens« (Arnold), zieren insgesamt fünf von Bernd (mit Günter Lamm) in den Jahren 1985 und 1987 aufgezogene Anstiegslinien im Bereich zwischen den Graden VII+ und VIII+. Drei Neutouren der Schwierigkeit VII-VIII am Bari Bong und Sudschon Bong sind die Hinterlassenschaft eines Arnoldschen Besuchs des Diamant-Gebirges in Nord-Korea.



Bernd Arnold beim Ringschlagen am Kleinen Halben, Addition VIIIc, 09.05.1986.
Foto: Karl Däweritz

Olympisches Friedenstreffen

Ja, selbst zu Stippvisiten in die Alpen hat er ähnliche Anlässe wie die Silberhochzeit eines nahen Verwandten gelegentlich schon zu nutzen gewusst. Das Ergebnis eines dieser Kurz-Trips ist die erste freie (Rotpunkt-)Begehung auch des Zustiegs zu den berühmten Pumprissen am Fleischbankpfeiler im Wilden Kaiser (1980/VIII; mit Helmut Mägdefrau).

Ein weiterer dieser aus gegebenem Anlass erlaubten Seitenwechsel ist dem Bernd rückblickend besonders wertvoll: 1986 lädt das griechische Komitee für internationale Entspannung und Frieden Bergsteiger aus aller Welt zu einer Friedensmanifestation am 6. und 7. September ein. Daran darf – zusammen mit einem obligaten Begleiter – auch Bernd teilnehmen. Dass der sich über die Gelegenheit freut, in diesem Rahmen an den Felsen von Meteora zusammen mit seinem Begleiter den »Heilig-Geist-Wächter« über die Südwestkante (VI-) und mit einem österreichischen Partner am »Heiligen Geist« die »Wahnsinnsverschneidung« (Rotpunkt VII+) zu klettern, versteht sich fast von selbst. Als das dauerhaft prägende Erlebnis wird sich aber das eigentliche Treffen am Olymp behaupten. Das beginnt schon mit der 400 Kilometer langen Fahrt von Athen zum Ausgangsort der Ersteigung. Im Wagen, der die beiden Sachsen dorthin bringt, sitzt als weiterer Teilnehmer Gus Newport, Bürgermeister von Berkeley in Kalifornien, Vorsitzender des Friedensrates der USA und stellvertretender Vorsitzender des Weltfriedensrates. Den wenig berggewohnten und von der langen Anreise gestressten farbigen Amerikaner betreut Bernd während des Aufstiegs zur Hütte »Spilios Agapitos« und, tags darauf, zum Skalagipfel (2867 m) des Olymp, dem Ort, von welchem die Manifestation in die Welt getragen werden soll. Bernd ist von dem Treffen so erfüllt, dass er sich bei dessen Abschlusskundgebung auf der Hütte »Stavros« spontan zu einem eigenen Redebeitrag entschließt, dem wir folgende Sätze entnehmen:

»Griechenland – ein altes Zentrum von Kultur und Wissenschaft, Heimstatt des Geistes. Griechenland – Olympia, Sport und Körperkultur.

Der Sport ist ein Teil der Möglichkeit, allseitig ausgebildete Menschen hervorzubringen. In seiner Vollendung bildet er ein harmonisches Gleichgewicht zwischen körperlicher und geistig-moralischer Bildung. Dieses scheinbar ganz individuelle Ziel der Selbstverwirklichung lässt sich aber nur im Zustand des Friedens, im kleinen wie im großen, umsetzen.

Wie der Sportler mit seinem Tun zu Verständigung zwischen den Völkern beiträgt, also Frieden schaffen hilft, braucht er den Frieden. Alle Menschen unserer Erde brauchen Frieden zum Leben, ohne nukleare Bedrohung.«

Undirigierte Ausflüge in alle Welt

Friedlicher ist sie seither nicht geworden, die Welt. Zwar ist der »Eiserne Vorhang« verschwunden. Doch gefolgt ist dem eine fortwährende Verlagerung – und Verwischung – der »Zonengrenzen« zwischen Freund und Feind auf aller Welt. Für reisefreudige Leute, besonders solche aus Ländern des einstigen »Ostblocks«, ist sie immerhin um einiges offener geworden, diese Welt. Sie können weitgehend undirigiert von höheren (Staats-)Mächten ihre Ziele heute überall dort auf unserem Globus ansteuern, wo nicht gerade Krieg und Terror regieren. Die Chance also, die Bernd von Beginn an weidlich genützt hat. Und die er weiterhin nutzt! Noch während dieses Porträt schon skizzenhafte Gestalt annimmt, weilt er (vom 19.1. bis 21.2.2006) zum wiederholten Mal in Patagonien. Mit von der Partie sind Heike, die Tochter, deren Freund Sven Scholz und Helmut Schulze, der Fotograf. Sven knackt Boulderprobleme im Tal des Rio Blanco. Vater und Tochter Arnold klettern »nach einigen Einlauftouren« den Roten Pfeiler »El Pilar rojo« am Mermoz. 1999 hat Bernd den zusammen mit Kurt Albert erstmals begangen. Seitdem zählt die Route mit ca. 20 Seillängen der Schwierigkeit VII-IX laut Aussagen begeisterter Wiederholer zu den gefragtesten der Fitz-Roy-Gruppe. Da »El Condorito« an der Aguja Saint-Exupéry, ein ebenfalls von Kurt und Bernd kreierter Anstieg (1998; VII-IX/A2), wegen wasserüberronnener Risse und vereister Schlusskante unbegehbar erscheint, »trösten« sich Heike und der Papa mit einer kleinen Erstbegehung als »Verlegenheitstour«, nämlich »Dulce de Leche« an der Aguja de la S (10 Seillängen, VII-).

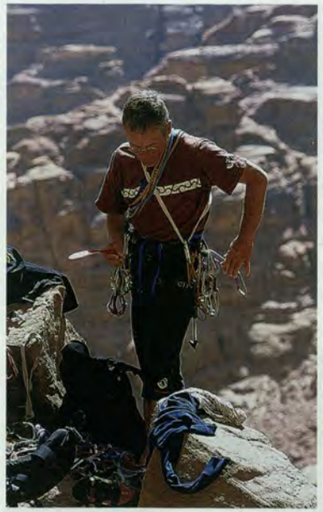
Dass Bernd vom heimischen »Schneckenhaus« aus ausgerechnet das unwirtliche Patagonien zum Ziel einer »Familientour« mit Heike erkoren hat, mag manche verstören. Doch er kennt die ebenso starke Kletter- wie Begeisterungsfähigkeit der Tochter, dazu deren solchen Zielen gut entsprechende Psyche. Außerdem sind an den Pfeilern und Wänden der Gebirgs-Dome dort, neben den schon genannten, besonders zwei von Bernd mit erschlossene

Heike und Bernd Arnold in Patagonien, Fitz Roy Gebiet, 2006.
Foto: Helmut Schulze



Anstiege hervorzuheben, die heute zu den Top-Touren der (Bergsteiger-)Welt zählen: »Riders on the Storm« am Paine-Zentralturm (1991, IX/A3, mit Kurt Albert, Norbert Bätz, Peter Dietrich und Wolfgang Güllich); »Royal Flush« am Fitz Roy (1995, 31 SL, IX, mit Kurt Albert sowie Jörg Gerschel und Lutz Richter, den beiden Freunden aus Sachsen).

Hier alle bergsteigerischen Wegstationen zu beschreiben, die Bernd seit der Verwandlung der Weltkarte ab 1989 besucht hat, sprengte den Rahmen dieses Beitrags gewaltig. Im einzelnen ungenannt bleiben deshalb seine – immer wieder auch auf neuen Wegen – erreichten Ziele in den Alpen, im Yosemite (mit Heike) oder im Klettergebiet von Kalymnos (Griechenland).



Bernd Arnold am Einstieg zur Erstbegehung »55 Steps to Hell«, Schwierigkeit IX-, Wadi Rum, Jordanien.
Foto: Helmut Schulze

Einige seiner – ihn zugleich als bergsteigenden Weltenwandler ausweisende – Neutouren seien dennoch angeführt:

1993 Mali (Afrika): Kaga Pamari »Wonangaba maby« (13 SL, IX-/A2, mit Kurt Albert);

1994 Venezuela: Roraimas »Stairway to Heaven« (10 SL, VIII+, mit Kurt Albert);

1995 Madagaskar: Nakandrialamg »Lemurenschreck« (300 m, VIII) sowie Zaranura »Rain Boto« (450 m, IX-, mit Kurt Albert, Gunda Frühwald und Holger Heuber);

2002 Jordanien – Wadi Rum: Nassrani »Große Fahrt« alias »55 steps to Hell« – »bezogen auf meinen 55. Geburtstag« (Bernd) – 11 SL, IX-, mit Kurt Albert, Helmut Schulze und Egbert Dozekal;

2003 Sahara – Hoggargebirge: zwei Routen der Schwierigkeit VII bzw. VIII- am »Iklan«, einem schwierigen Felsturm, und Tizouyag »Feiner Riss« (8 SL, VII, mit Helmut Schulze);

2004 Wadi Rum – Dark Tower: »Kontrastprogramm« (8 SL, VIII+, mit Helmut Schulze).

Was wär' gewesen, wenn ...

Zu bedenken ist, dass Bernd sein 40. Lebensjahr bereits überschritten hat, als all die oben erwähnten Ziele noch vor ihm liegen. Das verführt unweigerlich zu der Frage: Wie hätte der Mann die Entwicklung des internationalen Bergsteigens zu beeinflussen vermocht, hätte er dazu schon die Jahrzehnte zuvor nutzen können. Doch diese Frage zuzulassen würfe als weitere zwangsläufig die danach auf, welche Entwicklung dann in jenen Jahrzehnten das Klettern im Elbsandstein genommen hätte.

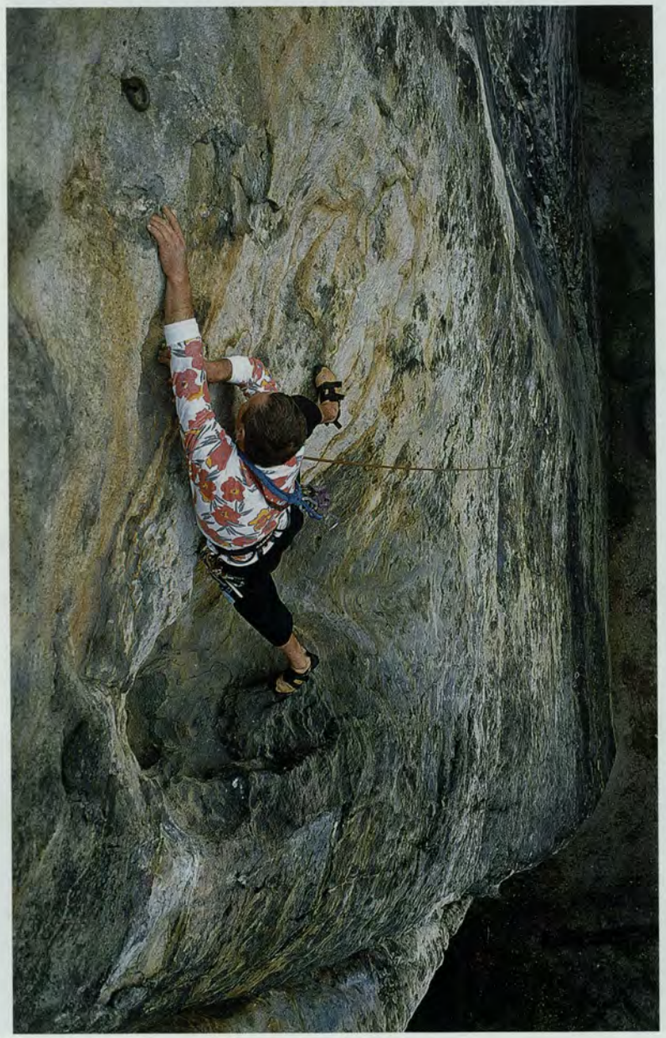
Die Frage stellt sich um so nachdrücklicher, als ein Großteil der Leistungs- und Ideenträger des Elbsandsteinkletterns – Lothar Brandler, Werner Goltzsche, Karl-Heinz Gonda, Dietrich Hasse, Konrad Lindner, Harry Rost, Fritz und Wulf Scheffler, Harry Schöne, Herbert Wünsche u.v.a. – während der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in »den Westen« abgewandert waren. Von den Verbliebenen aber fiel 1967 das Quartett der Meistversprechenden, Fritz Eske, Günter Kalkbrenner, Kurt Richter und Günter Warmuth, einem Unfall in der Eiger-Nordwand zum Opfer (die Ausreiseerlaubnis in die Schweiz verdankten die Vier damals ihrer Zugehörigkeit zum Auswahlkader des SC-Einheit Dresden).

Doch eben in dieser zweiten Hälfte der 60er Jahre tritt Bernd Arnold mit seinen ersten, eigenen Routenschöpfungen hervor. Diese »Frühwerke« – u.a. »Route 10« am Meurerturm (VIIIc/VII+ lt. UIAA, 1966), Höllenhund- »Violette Verschneidung« (VIIIa/VII-, 1967) – erfüllen bereits alle Kriterien großer Elbsandsteinklassiker. Und doch *»war alles, was er bis 1970 kletterte, gewissermaßen erst ein Vorspiel«* (Frank Richter). Am 6. Juni dieses Jahres schafft er die bis dahin von vielen für unmöglich gehaltene Nordwand des »Schwager« und damit den Sprung auf eine neue Höchstmarke der Elbsandsteinskala: IXb/VIII. Weit mehr als 600 neue Anstiege hat er seither in seiner felsenreichen Heimat eröffnet. Über Marksteine wie Großer Wehlturm- »Wand im Morgenlicht« (IXc/VIII+, 1977), Amselspitze- »Schallmauer« (Xa/IX-, 1982), Schwedenturm- »6. Versuch« (Xb/IX, 1983), Heringstein- »Barometer für Stimmungen« (Xc/IX+, 1986) hat er anderthalb Jahrzehnte lang den Pegelstand erreichter Schwierigkeiten kontinuierlich erhöht – hat dadurch – trotz Isolation – Schritt gehalten mit der gerade während jener Jahre sehr lebhaften Entwicklung in der Kletterwelt »draußen«. Und das als Solist! Dietrich Hasse: *»Blicken wir … auf jene, die bergsportliche Maßstäbe setzten, so waren es stets mehrere, die zu ihrer Zeit annähernd gleiche Leistungen erbracht haben … Anders Bernd Arnold … Auf einsamer Spitze stehend … fehlte ihm … so gut wie jede beflügelnde Konkurrenz … Allein aus sich selbst hat Bernd durch disziplinierte Lebensgestaltung und geeignete Trainingspläne seine kletter-sportlichen Erfolge in bis dahin unvorstellbare Höhen getrieben.«*

Drei Amerikaner an der Elbe

So ist denn die Entwicklung des Elbsandsteinbergsteigens während jener Jahrzehnte statt, wie zu befürchten, sich in lähmender Stagnation zu erschöpfen, zu einer der *»glanzvollsten Epochen der sächsischen Klettergeschichte«* (Frank Richter) geraten.

Das bestätigen aus ihrer Sicht auch Henry Barber, Rick Hutch und Steve Wunsch, während der 70er und 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts drei der leistungsstärksten amerikanischen Kletterer. Die hatten 1976 – vermittelt durch Fritz Wiessner – den Bernd in seiner Felsenheimat besucht, nachdem der schon nicht – siehe oben – zu ihnen kommen durfte. Zwar räsoniert Steve Wunsch über die unter sächsischen Kletterern *»vertraute Methode […] jede Zwischensicherung als Fixpunkt zum Ausruhen zu missbrauchen.«* Doch er bekennt auch: *»…dass wir auf unseren Reisen durch Amerika, Großbritannien, Europa oder Australien nirgends auf so unübertroffene Maßstäbe im freien Klettern gestoßen sind wie im Elbsandsteingebirge.«* Geradezu enthusiastisch pflichtet dem Henry Barber bei: *»Die meisten Kletterer erinnern sich gerne an die herausragenden Routen ihrer Laufbahn. Fast alle denken dabei […] an nicht enden wollende Klettereien oder an besonders dramatische Hochgebirgsunternehmungen.«* Doch weiter: *»…Für mich gehört über die Hälfte der Wege, die ich in Sachsen geklettert bin, zu den bedeutendsten Klettereien meiner Karriere […] es waren Kletterwege, die mein Verständnis von Kletterstil und Kletterethik festigten […]. Ich lernte in mir selbst die Stärke zu finden, die man braucht, um solche Routen anzugehen.«* Der kritische Steve Wunsch freilich glaubt auch erkannt zu haben, dass es genau genommen Herbert Richter und Bernd Arnold allein gewesen



Bernd Arnold, Wilde Zinne, Im Fegefeuer Xa, Elbsandsteingebirge, 2001.
Foto: Helmut Schulze



sind, *»die weitaus das meiste, ja fast alles zum modernen sächsischen Bergsteigen beigetragen haben und deren Leistungsumfang auch in der westlichen Welt des Kletterns bislang unerreicht ist. Gäbe es einen Bernd Arnold nicht, der sächsische Klettersport wäre längst ins Hintertreffen geraten.«*

Weiße Taube

In jenen Jahren der allmählichen Abkehr auch der mitteleuropäischen Kletterer vom »Ideal« oftmals nahezu lücken- und endloser Hakenleitern übers Gemäuer, stehen Besuche im Elbsandsteingebirge bald mehr und mehr auf dem Plan »altbundesdeutscher« Felsgeher, doch ebenfalls solcher aus Österreich, der Schweiz, Frankreich und anderen Ländern des Kontinents westlich der »Weltengrenze«. Bernd ist dankbar für solche Besuche, denn, so schreibt er: *»Es ist wohltuend für diejenigen, die in relativer Isolation leben, alle Kontaktmöglichkeiten, welche durch den Sport gegeben sind, aufzunehmen und zu pflegen.«* Dessen eingedenk verabredet er sich 1985 – dem Jahr des 125. Jubiläums sächsischer Felskletterei – mit dem Amerikaner Rus Clune, den Franzosen Andre Langenbach und Pierre Minazzi sowie den »Altbundesrepublikanern« Wolfgang Güllich, Sepp Gschwendtner und Gerd Heidorn für eine Erstbegehung an der Südwestwand der Domspitze. Die hat Bernd bis unter die Ausstiegsseillänge bereits erklettert und mit drei Ringen versehen. Am 1. Juni 1985 schließlich steigt er, *»als Gastgeber sozusagen«*, vor über den schlecht zu sichernden unteren Wandteil bis zum ersten Ring (heute durch einen zusätzlichen Ring besser gesichert!). Zum zweiten Ring hin führt Sepp, zum dritten Wolfgang. Rus will die Ausstiegslänge, den noch unbekannten Teil des Weges, schaffen. Bernd: *»Aufmerksam und konzentriert wie Rus klettert, verfolgen wir alle seine Bewegungen und jubeln, als nach einem gewagten Fingerlochzug die Schwierigkeiten hinter ihm liegen.«* Lang ist die Namensliste derer, die den vier Vorsteigern am Seil folgen: Christine Arnold, geb. Ludwig, Günter Lamm, Gisbert Ludewig, Günter Priebst, Jörg Gerschel, Gerd Heidorn, Frank Forker, Jean Pierre Minazzi, Andre Langenbach.

»Weiße Taube«, das *»von Picasso geschaffene Symbol für Frieden und Verständigung«* (Bernd) aber empfinden sie alle als den passenden Namen für ihre neue Route (IXc/VIII+) ... Ein gutes Jahr später wird Bernd an der Friedensfahrt zum Olymp teilnehmen und dort seine Überzeugung von der völkerverbindenden, also friedensfördernden Kraft des Sports und sonderlich des Bergsteigens kundtun; wir erinnern uns.

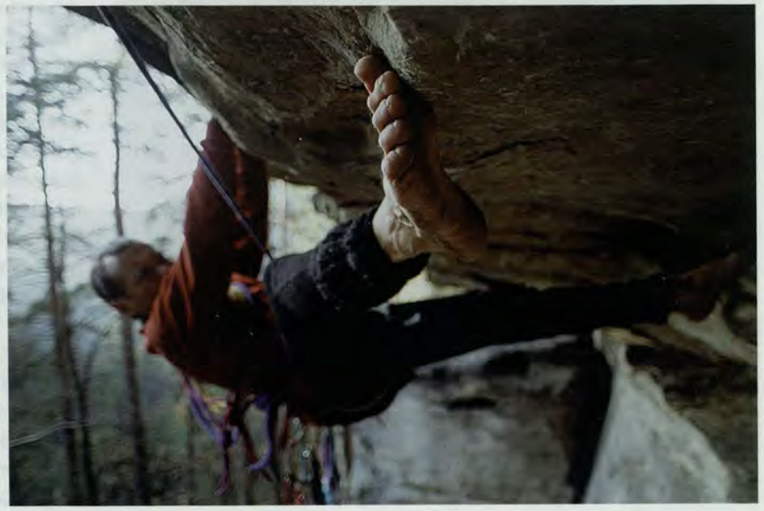
Die Zeichen einer neuen Zeit

Bernd wäre er selbst nicht, hätte er nicht auch nach den Grenzen sprengenden Ereignissen ab 1989 immer wieder neue Ziele im heimatlichen Felsenreich beidseits der Elbe gesucht, gefunden und verwirklicht. So – als Dank gewissermaßen für die so überraschend doch Gewissheit gewordene Wiederkehr – 1990 an der Osterspitze die Route »Sandstein« (Xa/IX-) mit Ehefrau Christine, 1994 mit Heike an der Raaber Wand »Ziel erkannt« (Xc/IX+), viele andere mehr und – vorläufig – zuletzt im Herbst 2005 mit Jörg Gerschel am Rokokoturm einen neuen Weg mit dem beziehungsreichen Namen »Jugendstil« (Xb/IX).

Die aus der »relativen Isolation« herausführende Entwicklung des Weltgeschehens hat freilich noch andere Veränderungen mit sich gebracht – auch im »Schneckenhaus« der Sächsischen Schweiz. »No mobbing«, der Name einer weiteren Neutour Bernds aus jenen Post-Wende-Jahren am Höllenhund (1996; IXb/VIII) deutet das an. Des weiteren deutet der an, dass Bernd auch heute nicht alles so toll findet, was der Weltenwandel seit 1989 mit sich gebracht hat. Wer meint, von daher auf einen Mangel an Bereitschaft des Unkonventionellen schließen zu müssen, sich zu verhalten »wie im richtigen Leben«, der sollte immerhin wissen, dass Bernd sehr wohl in der Lage ist, erfolgreich z.B. mit Sponsoren wegen irgendwelcher Projekte zu verhandeln. Die Zeichen der neuen Zeit früh erkennend, ist er, der zu DDR-Zeiten als selbständiger Buchdrucker tätig gewesen ist, außerdem bald ins Bergsportgeschäft eingestiegen. Nicht abzustreiten ist freilich auch, dass in Bernds persönlicher Werteskala dessen, was er für wesentlich hält, ganz obenauf nichts zu finden ist, was irgendwie wirtschaftlichem »Mehrwert« entspräche. Sein Geschäft versteht er vielmehr als Mission, Erlebnisse und durch sie so was wie – ja! – Lebenshilfe zu vermitteln.

Doch Mission hin und Lebenshilfe her, auch ein Idealist ist darauf angewiesen, dass seine Geschäfte »gehen«. Und dieserhalb ist's gewiss ein Segen für den Bernd, dass er sich, was die betriebswirtschaftliche Seite angeht, voll auf Christine verlassen kann und sich selbst weitgehend dem »Außendienst« des gemeinsamen Unternehmens widmen darf. Allerdings: Auch Christine klettert nach wie vor sehr engagiert und so regelmäßig wie das die Verantwortung für den Familienbetrieb zulässt. Beides miteinander in Einklang bringen zu müssen, empfindet gewiss auch sie oft als Zerreißprobe.

Abbildung linke Seite: Domspitze, Weiße Taube IXc, 1. Begehung durch Rus Clune u. Wolfgang Güllich u. Sepp Geschwendtner u. Bernd Arnold, Christine Ludwig. G. Lamm. G. Ludewig, G. Priebst, J Gerschel, G. Heidorn, F. Forker, J.P. Minazzi, A. Langenbach am 1. Juni 1985,
Foto: Karl Däweritz



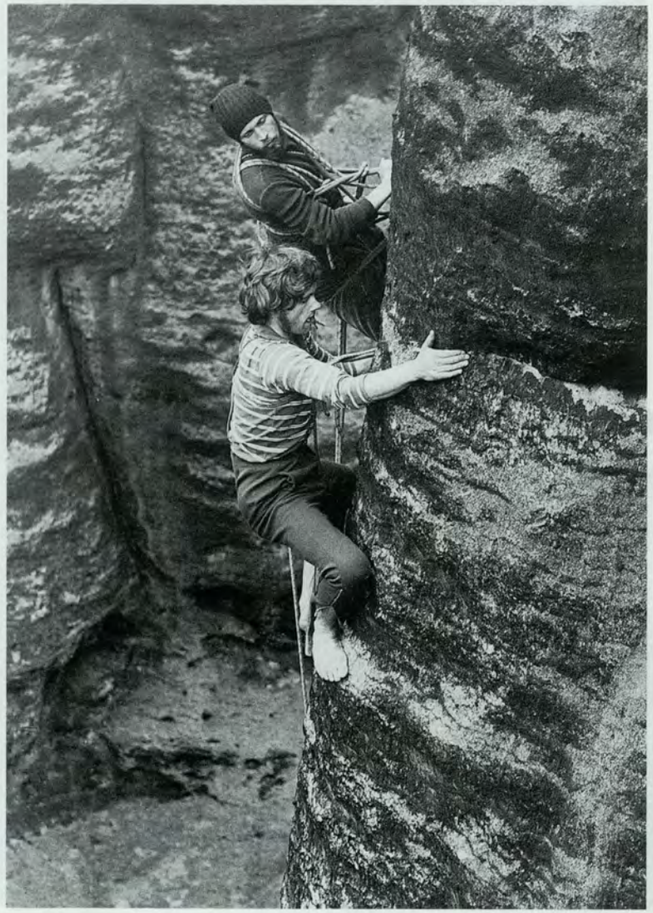
Bernd Arnold, Großer Halben, Kindertraum IXb, Elbsandsteingebirge, 2004. Je nach Felsstruktur und -beschaffenheit klettert Bernd mitunter auch heute noch barfuß.
Foto: Helmut Schulze

Dass sie trotzdem den Mut und die Energie aufgebracht hat, die Apotheke, eines der historisch wertvollsten Häuser von Hohnstein, dem Wohnsitz der Arnolds, zu kaufen und vorbildlich zu sanieren – dafür hätte sie redlich einen Kulturpreis verdient.

Nachdenklich und kunstsinnig

Bernd aber, der in der Tradition des sächsischen Bergsteigens verwurzelt ist und diese lebendig erhalten hat wie kein zweiter, der unterdessen darüber hinaus weltweit Klettergeschichte mitgeschrieben hat wie wenige – Bernd hat auch das Sport- und Wettkampfklettern westlicher Prägung nicht lediglich interessiert betrachtet, sondern aktiv gefördert: z.B. als Ausrichter der Hohnsteiner Kletterfeste, deren Mittelpunkt jeweils hochrangige Konkurrenzen an der Kunstwand bildeten. Sein erklärtes Ziel ist es, das traditionell auch die Psyche der Ausübenden stark fordernde Elbsandsteinklettern mit dem auf ultimative Schwierigkeiten bei größtmöglicher Risikofreiheit ausgerichteten Sportklettern »westlicher« Prägung zu »versöhnen«. Dies nicht zuletzt in der Hoffnung, dass der Achtung gebietenden Tradition – wir erinnern uns an die Äußerungen von Henry Barber und Steve Wunsch – des sächsischen Bergsteigens eine vitale Weiterentwicklung auch künftig vergönnt sei. Seine Erfahrungen mit allen unterdessen geübten Disziplinen des Kletterns einerseits, sein Wissen zum anderen um die sensible, geologisch bedingt von Ort zu Ort jedoch durchaus unterschiedlich »robuste Konstitution« der heimatlichen Felsen, dazu gewiss auch die Einsicht in ökologische Notwendigkeiten, haben in Bernd ziemlich präzise Vorstellungen reifen lassen, wie so eine zukunftsorientierte »Versöhnung« zu gestalten wäre. Zumindest eine unvoreingenommene Diskussion wären sie wohl wert, diese Vorstellungen.

Westlicher Rauschenturm, Westflügel IXa, 1. Begehung, Bernd Arnold, Günter Lamm, 25.05.1975.
Foto: Karl Däweritz



Die Erinnerung an die erwähnten Kletterfeste, doch auch andere »Events«, veranstaltet vom Familienunternehmen Arnold – z.B. anlässlich des 100. Jahrestages der ersten Ersteigung des »Großen Halben«, eines markanten Felsturms am Ortsrand von Hohnstein – bleibt immer verbunden mit der an ein anspruchsvolles Rahmenprogramm: mit Vorträgen, Autorenlesungen (u.a. von Peter Brunnert und Malte Roeper), musikalischen Darbietungen, Auftritten der Gruppe »Dance vertical« aus der Schweiz (geleitet von Erika Engler)... Deutlich vernehmbar klingt daraus die musische Natur des Initiators von all dem an. Den gelernten Buchdrucker zeichnet ein feines Gespür für bibliophile Gestaltung, doch ebenso für die Qualität von Grafiken aller Art aus; und das nicht nur: er versucht sich mit ansprechendem Erfolg auch selbst immer wieder in verschiedenen Techniken dieser Kunst.



Blick zum Einstieg der Route »El Pilar rojo« am Mermoz, Patagonien (dort, wo knapp rechts der Bildmitte der Gletscher am höchsten in die Wand hinaufspitzt).
Foto: Helmut Schulze

Zudem hat Bernd die Dramatik des Unerwarteten so wie im Wandel des Weltgeschehens auch im eigenen Lebenslauf häufig genug erfahren. Seine erstaunliche Bergsteigerlaufbahn ist begleitet von herben Rückschlägen, von gefährlichen und schmerzhaften Stürzen. Das Knochengerüst kaum eines anderen Bergsteigers dürfte so viele Bruchstellen aufweisen wie das seine. Kurz vor Fertigstellung dieses Berichts droht dem Arnold'schen Bergsportladen in Bad Schandau zum zweiten Mal innerhalb von vier Jahren die Verwüstung durch das Elbhochwasser...

Doch all diese Erfahrungen haben in Bernd so etwas wie einen optimistischen Fatalismus reifen lassen. Er glaubt an eine »ausgleichende Gerechtigkeit«, die hinter all dem durch uns Menschen Unbeeinflussbaren wirkt. Von da und zugleich seiner Belesenheit her leitet sich wohl auch sein am ehesten vielleicht als der eines vielerfahrenen Aphoristikers zu charakterisierende Schreibstil. Ganz deutlich spricht der aus seinem schon erwähnten Buch »Zwischen Schneckenhaus und Dom«.

Stimulierende Erfahrungen immer noch

In einem Alter, in welchem die meisten Bergsteiger nicht erst damit beginnen, verklärt – und verklärend – auf ihre einstigen Taten zurückzublicken, ist Bernd noch immer empfänglich für neue Erfahrungen. Und recht nachhaltige solche eingebracht hat ihm das Patagonienabenteuer mit Heike, die, deutsche Jugendmeisterin im Wettkampfklettern 1992, auch als unterdessen engagierte junge Ärztin ihre Kletterfreude bewahrt hat. Bernd resümiert: *»Die Entscheidung wird bei der Vielzahl unberechenbarer Faktoren bei einem gemeinsamen Unternehmen mit der Tochter zu einem größeren Problem als sonst. Man agiert vorsichtiger und wägt alle Für und Wider noch gründlicher ab. So gründlich, dass Heike dem Vater indirekt mangelndes Selbstvertrauen und Alterungserscheinungen vorwarf. Letzten Endes stellten sich aber auch diese anfangs unpopulären Entscheidungen des Vaters, dessen Ehre damit gerettet wurde, als richtig heraus.«*



Bernd Arnold
Foto: Helmut Schulze

Doch nicht nur die väterliche Ehre ist schadensfrei geblieben. Das gemeinsame Erleben hat ganz offensichtlich auch die beiderseitige Begeisterungsfähigkeit neu angeschürt. Ganz deutlich unterstreicht das Heikes, einem kategorischen Imperativ ziemlich ähnlicher, Kommentar dazu: *»Und nächstes Jahr, zu Bernds 60. Geburtstag, wieder nach Patagonien!«*

Drücken wir ihnen die Daumen.

Ruwenzori – 100 Jahre Erstbesteigung

Der Wolkenkönig von Uganda

VON CHRISTOPH HÖBENREICH

Ein Vergleich der Bilddokumente[1] von Ludwig Amadeus von Savoyen aus dem Jahre 1906 und von einer Bergreise in den Ruwenzori hundert Jahre später ist erstaunlich. Einerseits lassen sich dramatische Veränderungen feststellen, wie in den verkehrstechnischen Infrastrukturen oder im Ausmaß der Vergletscherung. Andererseits scheint im Gebirge die Zeit vielfach auch still gestanden zu sein ...

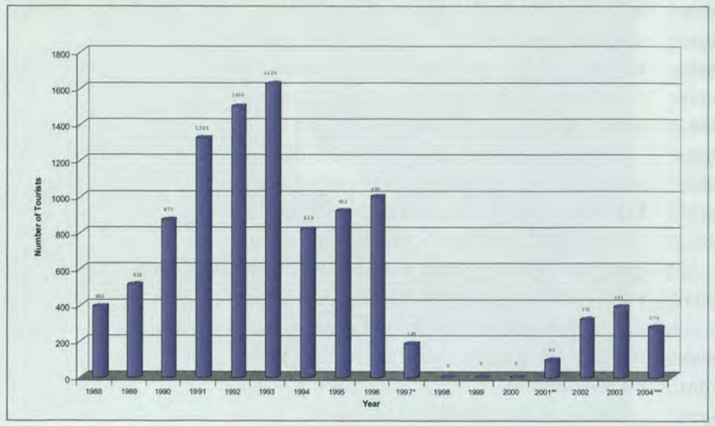
Alle modernen Bilder sind vom Autor, alle historischen aus dem Originalbuch von Ludwig Amadeus von Savoyen.[1]

Als Uganda 1962 seine Unabhängigkeit vom British Empire erlangte, galt es als die »Perle Afrikas«[2]. In den späten Sechzigerjahren war Uganda dann sogar eines der beliebtesten Ziele von Afrikareisenden. Doch während der 1970er und frühen 1980er Jahre stürzte das ostafrikanische Land in ein Chaos aus Diktatur, Misswirtschaft und Terror. Und noch heute ist es hauptsächlich als das Uganda des despotischen Idi Amin, dem »Schlächter von Kampala«, oder von der spektakulären Geiselbefreiung am Flughafen von Entebbe im Jahre 1976 bekannt. Obwohl es unter Präsident Museveni, einem der hoffnungsvollsten Politiker Afrikas, seit 1986 vorerst aufwärts ging, bewirkten der verheerende Genozid in Ruanda 1994, die folgende Flüchtlingskatastrophe sowie die Verwicklung Ugandas in den Bürgerkrieg im Ostkongo schwere Rückschläge im Tourismus und in der Wirtschaft. Das Eindringen regierungsfeindlicher Guerillas aus dem Kongo führte 1997 zur Schließung des Ruwenzori Mountains National Park. Und das Massaker an ausländischen Touristen im Bwindi Impenetrable National Park ließ Uganda dann praktisch wieder von der Weltkarte der Reiseländer verschwinden.

Erst nachdem die Rebellen militärisch aus dem Ruwenzori Mountains National Park in den Kongo zurückgedrängt werden konnten, wurde der Park im Juli 2001 wieder für Besucher geöffnet. Vor diesem historischen Hintergrund wird auch verständlich, dass ein bewaffneter National Park Ranger die Besucher zum Schutz begleitet. Selbst wenn man als Bergsteiger keinen unmittelbaren Nutzen dieser Maßnahme mehr erkennt, zeigt sie doch das Bemühen der Regierung, den Tourismus qualitativ zu sichern und zu beleben. Seitdem steigen die Besucherzahlen zwar langsam wieder an, liegen aber noch immer deutlich unter denen der frühen 1990er Jahre (s. Tab 1).

Diesen Herausforderungen im Ruwenzori Mountains National Park stehen aber auch die großen Probleme Ugandas gegenüber, wie die extrem hohe Infektionsrate mit HIV/Aids der Bevölkerung (ca. 10%), die große Mas-

Tab. 1: Anzahl der Touristen im Ruwenzori Mountains National Park 1988-2004
Quelle: RMS Tourism Statistics. Kasese, Uganda 2004





Anreise von Kampala in den Ruwenzori

senarmut (ca. 35% der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze mit weniger als 1 US-Dollar/Tag), die enorme Staatsverschuldung, das hohe Bevölkerungswachstum (fast 3%), die geringe Lebenserwartung (ca. 44 Jahre), die Verschmutzung des Viktoria-Sees und die lähmende Korruption. Zudem kämpfen die Regierungstruppen in Norduganda seit Jahren gegen die brutale Lord's Resistance Army (»Gottes Widerstandsarmee«) mit ihren entführten Kindersoldaten und dem offensichtlich geisteskranken, spirituellen Führer Joseph Kony.

Trotz all dieser Hürden werden dem Land große Zukunftschancen eingeräumt. Denn erfreulicherweise brachten bereits die letzten Jahre nicht nur eine Stabilisierung der Sicherheit sondern auch umfangreiche Verbesserungen der Infrastruktur. So wurde das Telekommunikationsnetz auf den modernsten Stand gebracht und das Straßennetz ausgebaut.

Obwohl auch der Tier- und Pflanzenwelt durch Krieg und Wilderei teilweise großer Schaden zugefügt wurde und sie sich erst langsam wieder regeneriert, üben die vielfältigen Naturräume Ugandas eine große Faszination aus: Neben den berühmten Berggorillas locken die tropischen Regenwälder, die üppigen Buschlandschaften, die weiten Savannen, die tosenden Wassserwege des Nil und natürlich die schneebedeckten Gipfel des Ruwenzori. Da Uganda im Gegensatz zu Kenya oder Tanzania zudem noch nicht vom Massentourismus mit all seinen sozialen Folgeerscheinungen heimgesucht ist, wird man von der offenen Freundlichkeit der Bevölkerung geradezu überrascht. Die Menschen strahlen Optimismus und Hoffnung aus. Wir gewannen den Eindruck, dass das Land auf dem besten Weg ist, seinen einstigen Glanz wieder zu erlangen …



[1]Die historischen Bilder sind dem Originalbuch von Ludwig Amadeus von Savoyen: »Der Ruwenzori. Erforschung und erste Ersteigung seiner höchsten Gipfel« aus dem Jahre 1909 entnommen.
[2]Zitat Winston Churchill





Begleitmannschaft

reiche Mythen um die legendären »Mondberge« bilden. Am 24. Mai 1888 wird das magische Gebirge dann von Henry Morton Stanley erstmals identifiziert: *»Als (…) ich, nach Südosten blickend, über die Ereignisse des letzten Monats nachdachte, lenkte ein Bursche meinen Blick auf eine seltsam geformte Wolke, welche von ganz wundervoller silberartiger Farbe war und die Verhältnisse und das Aussehen eines mit Schnee bedeckten ungeheuern Berges hatte. (…) Nunmehr dämmerte mir der Gedanke, daß der Berg der Ruwenzori sein müsse, welcher nach der Aussage zweier Sklaven (…) mit einem weißen Metall oder einer Substanz bedeckt sein sollte, die sie für Felsen hielten.«*[3] *»Die schneebedeckte Kette bot einen sehr anziehenden, schönen Anblick – rein, blendend, mit den entschwindenden Stunden in Farbe wechselnd, rundherum von einem unbegrenzten tiefen opalfarbigen Blau umgeben …«*[4]

Der Ruwenzori ist das höchste nicht-vulkanische Gebirge Afrikas. Er ist durch einen Auffaltungsprozess im westlichen Ast des ostafrikanischen Grabenbruchs entstanden. Seine schroffen Formen, steilen Wände und scharfen Grate verdankt das Gebirge seinem Aufbau aus Granit und Gneis sowie der glazialen Erosion. Das Mt. Stanley Massiv trägt den dritthöchsten Gipfel Afrikas: Die Margherita-Spitze ist 5.109 Meter hoch.

Obwohl der Ausfluss des Viktoria Nil aus dem Viktoria See bei Jinja offiziell als »Ursprung des Nil« gilt, darf heute angenommen werden, dass die höchsten Quellwasser des Nil dem Ruwenzori-Gebirge entspringen. Die gewaltigen Niederschläge, die auf das Gebirge niederprasseln, fließen anfänglich zwar in verschiedene Himmelsrichtungen von diesem ab, strömen dann aber entweder über den Lake George, den Lake Edward oder den Lake Albert dem Weißen Nil zu und speisen so den mit 6.600 Kilometer längsten Fluss der Erde.

Herzog Ludwig Amadeus von Savoyen erkundet im Jahre 1906 das Gebiet in einer großen, fünfmonatigen Expedition. Mit vier Bergführern aus dem Montblanc-Gebiet und an die 150 Träger dringt er durch den Urwald- und Sumpfgürtel in die Gletscherregion vor. Die Expedition macht die Charakteristik des Entdeckungs- und Forschungsalpinismus im Zeitalter von Imperialismus und Kolonialismus deutlich. So erfährt man im Buch des Expeditionsleiters »Der Ruwenzori« aus dem Jahre 1909 nicht nur von den alpinistischen und wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch von den logistischen Rahmenbedingungen und der damals ja nicht unüblichen Einstellung gegenüber den Einheimischen: *»Im übrigen sind die Neger wie Kinder, gutmütig und sanft, oder bösartig und ungebärdig, je nachdem, wie man sie behandelt; mit ein wenig Takt und Wohlwollen, das nicht einer gewissen Festigkeit entbehrt, ist es leicht, ihr lebhaftes Temperament zum Guten zu lenken.«*[5] Nach den kolonialpolitischen Einstellungen der Expeditionsteilnehmer sei hier aber nicht weiter gefragt.

Der generalstabsmäßig geplanten italienischen Expedition gelingt es, nicht nur alle wichtigen Berge und Gipfel zu besteigen, sondern das Gebirge auch zu kartieren, zu fotografieren und zahlreiche naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu sammeln. Ludwig Amadeus von Savoyen bestätigt in einem interessanten geographischen Diskurs, dass die mythenumrankten »Mondberge« tatsächlich im Ruwenzori-Gebirge zu finden sind, *»da der Ruwenzori der einzige Gebirgsstock im gesamten äquatorialen Afrika ist, der vollständig den in der »Geographie« des Ptolemäus angeführten Bedingungen entspricht. (…) Stanley hat daher vollkommen recht, wenn er behauptet, die stolzen, im Altertum gefeierten Gipfel entdeckt und identifiziert zu haben, auf denen der Nil seine Quellen verbirgt und die so viele Jahrhunderte hindurch in ein tieferes Geheimnis gehüllt waren, als irgendeine andere Erhebung der Erdoberfläche.«*[7]

Entdeckung und Erstbesteigung

Eines der großen geographischen Rätsel der antiken Welt war der Ursprung des Nil. Bereits ca. 500 v. Chr. berichtet der griechische Tragödiendichter Aischylos, dass Ägypten von Schnee genährt werde. Um 150 n. Chr. vermutet dann der Geograph, Astronom und Mathematiker Ptolemäus tief im Herzen Afrikas die »Mondberge«, aus deren Schneemassen die Quellseen des Nil gespeist würden. Wie er zu seinen Erkenntnissen vom Vorhandensein solcher Berge gelangte, ist nicht bekannt.

Weil sich der Ruwenzori meistens in Wolken hüllt, bleibt er den Europäern aber lange Zeit verborgen. Mehrere große Afrika-Expeditionen ziehen schlichtweg an ihm vorbei. Nicht unverständlich, dass sich zahlreiche Mythen um die legendären »Mondberge« bilden.

Der Alpintourismus heute: Chance für Entwicklung und Partner des Naturschutzes

1991 wurde der 996 km² große Ruwenzori Mountains National Park im Westen Ugandas an der Grenze zum damaligen Zaire, der heutigen Demokratischen Republik Kongo, geschaffen. Die 1996 gegründete Uganda Wildlife Authority (UWA) hat den Auftrag, die Tier- und Pflanzenwelt Ugandas zu erhalten und die Schutzgebiete zu verwalten. So vergibt sie auch die Eintrittsgenehmigungen in den Ruwenzori Mountains National Park und lenkt und reglementiert sinnvollerweise auch die Besucherzahlen.

2004 durfte man nur jeweils am Montag, Mittwoch und Freitag starten. Es ist also eine frühzeitige Reservierung notwendig. Dafür trifft man dann im Park auch fast oder – so wie wir – gar keine anderen Bergwanderer.

Bereits 1987, also noch vor der Unterschutzstellung des Gebirges, wurden die Ruwenzori Mountaineering Services (RMS) als unabhängige Organisation der einheimischen Bergführer und Träger gegründet. Sie haben noch heute Monopolstellung und sind somit der wichtigste Partner für den Naturschutz im National Park. Während die UWA für einen Besuch des National Parks horrende und nicht wirklich nachvollziehbare Beträge abknöpft und diese großteils aus der Region leitet, kommen die von den RMS erwirtschafteten Einkünfte der einheimischen Bevölkerung zu Gute. Nach eigenen Aussagen helfen die RMS in der Region auch Schulen zu errichten, fördern Schüler und Studenten und investieren in die Verbesserung des Gesundheitswesen und der Landwirtschaft sowie in den Straßen- und Brückenbau.

Die RMS starten 2004 ein ambitioniertes Naturschutz- und Entwicklungsprojekt, um den Ruwenzori Mountains National Park



Ludwig Amadeus von Savoyen, der Herzog der Abruzzen, ist 1873 in Madrid geboren. Er macht sich bereits in seiner Jugend mit der Besteigung des **Dent du Géant** und des Zmuttgrates am **Matterhorn** einen Namen als Alpinist. In Alaska gelingt ihm 1897 die Erstbesteigung des 5.489 Meter hohen **Mount Saint Elias**. Nicht weniger eindrucksvoll ist sein Versuch den Nordpol zu erobern. 1899, er ist als Expeditionsleiter gerade einmal 26 Jahre alt, überwintert die Expedition auf ihrem Schiff »Stella Polare«[6] in **Franz Josef Land**. Von dort erreichen einige der Expeditionsteilnehmer mit Schlitten eine nördliche Breite von 86°34' und schlagen damit den Breitenrekord von Fridtjof Nansen um 37 Kilometer. Die große Afrika-Expedition in den **Ruwenzori** 1906 dauert über fünf Monate. Und nur drei Jahre später, 1909, erforscht eine große italienische Expedition unter der Leitung des Herzogs den **K2** im Karakorum von drei Seiten. Dabei wird auch der Südostgrat, der heute als »Abruzzengrat« besser bekannt ist, als mögliche Aufstiegsroute entdeckt und bis in eine Höhe von ca. 6.650 Meter erkundet. In der italienischen Kolonie Somalia gründet er die Mustersiedlung Abruzzi. Der vielseitige Entdecker und Neulandsucher verstirbt 1933 in Mogadischu.

[3] H. M. Stanley (1890, Bd.1), S. 400 ff
[4] H. M. Stanley (1890, Bd.2), S. 174
[5] L. A. von Savoyen (1909), S. 85
[6] = »Polarstern«
[7] L. A. von Savoyen (1909), S. 327



Bergwanderer im tropischen Regenwald

touristisch besser und effizienter zu nützen. Um die ökologischen Folgen des Bergtourismus zu reduzieren, sollen die Schutzhütten erneuert werden. Auch die sanitären Anlagen und Kochstellen sollen an moderne Umweltstandards angepasst oder überhaupt neu errichtet werden. Nicht zuletzt sollen die besonders sensiblen Bereiche durch sanfte Besucherlenkungsmaßnahmen (wie z. B. neue Holzstege) geschützt werden. Mit intensiven Schulungen der Bergführer und Träger will man die Einheimischen zu einem nachhaltigen Umgang mit den natürlichen Ressourcen sensibilisieren. Die künftige alpintouristische Entwicklung ist wohl eine Gratwanderung, die einerseits zum Erhalt des National Parks beitragen, seine Natur und das Bergerlebnis aber andererseits auch beeinträchtigen kann, wenn sie nicht nach einem modernen Regionalentwicklungskonzept betrieben wird.



Aufbruch in das wildeste Gebirge Afrikas

Die Ruwenzori-Rundtour, die üblicherweise im Gegenuhrzeigersinn durchgeführt wird, um die großen Sümpfe und Schlammpassagen zumindest abwärts gehend bewältigen zu können, beginnt am Eingang des National Parks bei Nyakalengija in ca. 1.800 Meter Seehöhe. Wenn eine Gruppe startet, finden sich dort sicher an die hundert Träger ein, um einen der heiß begehrten Arbeitsplätze in der Begleitmannschaft zu ergattern. Diszipliniert warten sie vor dem Bambuszaun und hoffen, dass ihr Name von Andrew, dem RMS Manager, aufgerufen wird. Das System ist fair, denn alle Träger stehen auf einer Liste und werden abwechselnd eingesetzt.

Wir nehmen die obligatorischen Träger und Führer der RMS gerne und mit gutem Gewissen in Anspruch. Ein Guide, vier Hauptträger für unser Gepäck und fünf Nebenträger für Decken, Kohle und Nahrungsmittel der Träger begleiten Jolanda und mich durch den Ruwenzori.

Aloisius, ein ruhiger und sichtlich bergerfahrener Bananenbauer aus Ibanda, einem kleinen Dorf am Fuße des Gebirges, stellt sich als unser Führer vor. Später einmal erzählt uns der bescheidene Mann, dass er auch der Vizepräsident der Ruwenzori Mountain Guides ist. Es macht Spaß ihm zuzusehen, wie er unser Material checkt, den Sitz der Steigeisen kontrolliert und beurteilt, ob wir wohl passend ausgerüstet sind. Er glaubt, dass alles ok sei und fragt noch nach unseren Gletscherbrillen, Seil und Regenstiefeln. Die National Park Behörde belehrt uns dann freundlich und spürbar besorgt, dass wir nicht zu schnell gehen, unsere Jause selbst tragen und das Trinkwasser abkochen sollten. Samuel schultert seine AK-47 Kalaschnikov. Er wird uns als Ranger im National Park begleiten.

Nachdem wir der UWA unsere Besteigungspläne vorgelegt und die dazu erforderlichen bürokratischen Prozeduren erledigt haben, können wir endlich ins Gebirge aufbrechen. Der Wanderpfad führt durch einen von Affengeschrei, Vogelgezwitscher und Chamäleonpfiffen erfüllten, üppigen Regenwald. Es ist angenehm kühl.

Unser Führer scheint viele Erfahrungen mit »Mzungus«[8] gemacht zu haben, denn er geht ein sehr gemütliches Tempo und legt stündlich eine Pause ein.

Die »Schutzhütten« entlang der Route werden im Gegensatz zu den meisten Berg-»Hütten« in den Ostalpen ihrer ursprünglichen Bedeutung gerade noch gerecht. Sie sind äußerst spartanisch und bieten lediglich Schutz vor Wind und Wetter. Der erste Lagerplatz liegt geschützt und trockenen Bodens in einem Wald. Deshalb ziehen wir unser Zelt gerne den Blechbaracken der Nyabitaba Hütte vor. Die Träger zeigen uns ihre Kochkünste auf Holzkohlefeuer, über dem sie eine unansehnliche Brühe aus Mehl, Fleisch und Gemüse zusammenbrodeln. Aloisius wechselt hier seine soldatenhafte RMS-Uniform gegen zivile Bergsteigerkleidung, die er im Laufe der Zeit von Gästen zusammengeschenkt bekommen hat.

Um 18:00 Uhr ist es dann bereits stockdunkel. In der Nacht prasseln zwei Mal Regengüsse auf unser Zeltdach nieder. Was soll´s, wir kriechen einfach in Vogelstraußtaktik noch tiefer in unsere Kunstfaserschlafsäcke. »Ruwenzori«[9] bedeutet nach H. M. Stanley in der Sprache des Bakonjo-Volkes »Wolkenkönig« aber auch »Regenmacher«[10]. Bedeutungen, die wir leibhaftig nachvollziehen können. Tatsächlich regnet es hier durchschnittlich an 320 Tagen im Jahr bei einem mittleren Jahresniederschlag von über 3.000 Millimeter. Wasser zum Trinken ist also mehr als genug vorhanden. Zur Sicherheit filtern wir es aber mit einem Katadynfilter.

Prinzipiell kann man im Ruwenzori während des ganzen Jahres wandern und bergsteigen. Doch sollte, wer etwas weniger regnerisches Wetter bevorzugt, in den Monaten Dezember bis Februar oder Juni bis August kommen. Und selbst dann kommt es immer wieder zu längeren Niederschlägen. Überall tropft, glitscht oder plätschert es und nicht selten stapft man in »bogs« und »swamps« durch wadentiefen Morast. Regenjacken, Regenstiefel mit kniehohen Stulpen und wasserdichte Packsäcke gehören zur Standardausrüstung des Ruwenzorireisenden. Trotzdem ist nach einiger Zeit alles feucht oder nass. Erst als wir dann eine gewisse Gleichgültigkeit erreicht haben, finden wir richtig Gefallen an diesem aquatischen Terrain.

Bald schon wechseln wir unsere Sportschuhe gegen die mitgebrachten Regenstiefel. Über rutschige Felsblöcke und Wurzeln dringen wir in eine wundersame Welt aus Farnen, Orchideen, Lianen und Bambusgewächsen ein. Der Besuch des Ruwenzori ist nicht nur eine außergewöhnliche Bergreise. Er ist vielmehr eine einzigartige Zeitreise. Durch archaische Urwälder, in denen wir einige ebenso urzeitlich anmutende, perfekt getarnte Chamäleons



Je zwei Begleiter am Mobukufluss



[8]= »Weiße«, »Europäer«

[9]Die Schreibweise »Ruwenzori« wurde vom Entdecker H. M. Stanley aus den recht unterschiedlich klingenden Bezeichnungen der Einheimischen (»Ruwenzururu«, »Ruwenjura«, »Runssoro«, »Rundjuru«, »Rwenzuzu«, »Rwenzeri« etc.) gewählt und in Folge auch von der Mehrzahl der Geographen akzeptiert. Ludwig Amadeus von Savoyen übernahm den Namen in seinem Buch (1909) mit maskulinem Artikel »Der Ruwenzori«.

[10]H. M. Stanley (1890, Bd.2), S. 264



Zeltlager im Urwald



aufstöbern können, wandern wir in das Reich der Riesenpflanzen: Riesenlobelien, Riesensenezien und Riesenkreuzkrautgewächse. Die Flora ist das fantastischste und zugleich einzigartige Merkmal des Ruwenzori. Sie scheint wie eine Fabelwelt aus einer verwunschenen Zeit zu sein. Der Hinweis eines Amerikaners in einem Hüttenbuch auf »Jurassic Park« klingt zwar banal, drängt sich aber unweigerlich auf. Das immerfeuchte, tropische Tageszeitenklima und die im Jahresverlauf kaum wechselnden Temperaturen bieten ideale Wachstumsbedingungen für die Vegetation. Die beinahe ganzjährige Wolkenbedeckung schützt die Pflanzen vor schädlicher UV-Strahlung in der Höhe und ermöglicht den Riesenwuchs und Artenreichtum in dieser Welt der Superlative.

Auch wenn man sich im Ruwenzori durchwegs über 2.000 Meter Seehöhe und damit in malariafreiem Gebiet aufhält, ist ein prophylaktischer Schutz vor der heimtückischen Krankheit kein Nachteil. Denn Uganda gilt als ganzjährig hoch infektionsgefährdetes Land und die Tage der An- und Abreise bergen ein gewisses Risiko, von einer infizierten Anopheles-Mücke gestochen zu werden. Auf der John Mate Hütte stoßen wir auf einen Einheimischen im Delirium. Er hat extreme Kopfschmerzen, kotzt und fiebert. Um ihn herum stehen einige ebenso



Blütenfeld vor dem Mt. Baker Massiv





Bergwanderer in Erikazeen- und Senecienwäldern



ratlose wie besorgte Träger. Jemand drückt uns einen Zettel in die Hand. Ein Arzt hat notiert, dass er den Mann vor ein paar Tagen bereits angetroffen und ihm gegen Höhenkrankheit ein Aspirin und ein Antibiotikum verabreicht habe und dann weitergewandert sei. Wir können uns aber mit dieser Diagnose und der fahrlässigen »Behandlung« nicht anfreunden, denn seine Pulswerte sind für diese Höhe normal. Die Symptome scheinen nicht für eine Höhenkrankheit, sondern eher für eine Malariainfektion zu sprechen. Wir verabreichen dem armen Kerl daher eine ordentliche Malarone-Kur. Sie erweist sich als Volltreffer, denn bereits wenige Stunden später zeigt sich eine Besserung. Für den überaus mühsamen Abtransport ins Tal, den unser Begleitranger Samuel mit seinem Funkgerät organisieren kann, und die Nachbehandlung im Krankenhaus gebe ich noch ausreichend Tabletten mit. Nach unserer Durchquerung besuchen wir den Mann in seinem kleinen Haus, das mitten in einem Bananenwald steht. Er ist wieder quietschfidel und erfreut sich des Lebens.





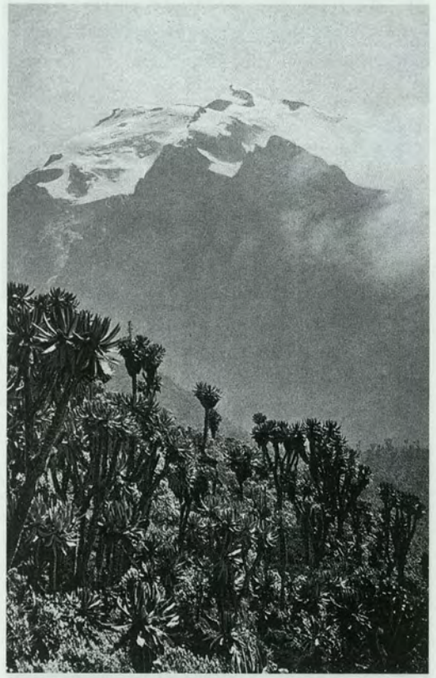
Bigo Bog

Viel haben wir vom großen Sumpf, dem »Bigo Bog«, gehört. In einem Talkessel des oberen Bujukutales gelegen, stellte er für die Entdecker ein großes Hindernis dar. Ende der 1980er Jahre wurde ein Holzsteg eingerichtet, damit man nicht mehr im grundlosen Schlamm waten oder von Büschel zu Büschel des bis zu einem Meter hohen Tussocgrases springen muss, was weder eine besonders angenehme noch umweltschonende Fortbewegungsart ist. Heutzutage sind die Holzbohlen vielfach verrottet und erneuerungsbedürftig. Daher ist wieder Gatschlatschen und Grasbüschelspringen angesagt.

Mt. Speke (Gipfel »Vittorio Emanuele«) 4.890 Meter

Um sieben Uhr wollen wir von der Bujuku Hütte losgehen. Doch es schüttet in Strömen. Wir starten erst eine Stunde später und stapfen durch einen triefenden Märchenwald bis zum Stuhlmann Pass. Eine steile, glatte und wie üblich mit glitschigem Moos bewachsene Felsplatte führt zu einem kleinen Überhang (!), über den wir uns an einer Senezienwurzel hinaufhangeln können. Die üppigen knallgrünen Tropenpflanzen mit einer weißen Schneeschichte sind ein imposanter Anblick. Es ist, als ob hier auf engstem Raum zwei Welten aufeinanderprallen: Die der Pflanzen, die scheinbar den Berg erobern wollen, und die des Schnees, der immer wieder seine winterlichen Grüße in die Niederungen hinab schickt. In der dicken Nebelsuppe, in der wir vielleicht 30 Meter weit sehen, ist die Orientierung auf dem Gletscherrest genau so kniffelig wie das Klettern über das anschließende, verschneite Blockwerk am Gipfelgrat. Noch nicht ausreichend an die Höhe akklimatisiert, beruhigt sich unser Puls auch während der kurzen Gipfelrast kaum. Da wir mitten in den Wolken stecken, schnell ein paar Bilder vom Gipfelschild als Erinnerung daran, dass wir »oben« waren, eine kleine Stärkung und dann nichts wie runter.

Mt. Speke Massiv vom Scott-Elliot Sattel





Am nächsten Morgen ist in der Hütte durch die hohe Luftfeuchtigkeit erwartungsgemäß kaum etwas getrocknet. Die eingeschweißten Socken und Unterwäsche wollen wir uns aber noch als Reserve aufhalten. Also wieder rein in die feuchtkalten Klamotten. Der Weg zur Elena Hütte (4.540 Meter) schlängelt sich sehr steil den Berg empor. Eine Felswand wird sogar durch eine Metallleiter überwunden. Als wir die kleine Elena Hütte erreichen, geht der Regen allmählich in Schneefall über. Wir bauen in der zugigen, kleinen Holzhütte unser Zelt auf und machen es uns bei einem kleinen Holzkohleöferl so behaglich es halt geht. Draußen herrscht tiefster Winter. Die Felsen sind mit einer weichen Decke aus glitzerndem Pulverschnee bedeckt …

Mt. Stanley (Gipfel »Margherita«) 5.109 Meter

Was ist rutschiger als ein nasser Gletscherschliff in den Alpen? Ein verschneiter und moosbedeckter Gletscherschliff am Ruwenzori! Wir mühen uns mit den steigeisenfesten Bergschuhen über derartiges Felsgelände, das der Stanleygletscher erst vor wenigen Jahren freigegeben hat. Immer wieder blinzelt die Sonne durch die tropischen Wolkenformationen, die um die Berge tanzen. Auf dem Stanleyplateau gewährt uns der »Wolkenkönig« dann einen der seltenen Blicke auf die vor uns liegenden, frisch verschneiten Doppelgipfel der Margheritaspitze (5.109 Meter) und der Alexandraspitze (5.091 Meter).

Durch den dramatischen Eis- und Gletscherschwund gerade der letzten zehn Jahre gestaltet sich die Besteigung des Ruwenzori zunehmend schwieriger. 1906 hingegen war die Margheritaspitze *»völlig mit Schnee bedeckt, und nirgends ragt ein Felsen hervor.«*[11] Und waren noch in den vergangenen Jahren die Felsen mit Anraumeis und Schneepilzen eingepanzert, erreicht man heute den Margherita Gipfel nur mehr über eine haushohe, senkrechte und eisig nasse Felswand. Von einem einfachen »Trekkinggipfel« kann also nicht mehr die Rede sein. Wir sichern uns gegenseitig mit dem Seil. Oberhalb dieser Schlüsselstelle ist leichtes Kletter- und schließlich Gehgelände bis zum Gipfel.

Der Gipfel liegt an der Obergrenze eines Wolkenmeeres, das in Wellen über den Ruwenzori brandet. Die gegenüberliegende Alexandraspitze zeigt sich mit den Resten ihrer einst so bizarren Eiskaskaden. Ab und zu erhaschen wir sogar einen Blick in den dunstigen Kongo. Es ist immer noch ein phantastischer Ort aus Schnee und Nebel mitten in Afrika – und so weit weg von der bewohnten Welt. Wir sind mindestens ebenso von der erhabenen Schönheit dieser Bergwelt am Äquator ergriffen, wie die

[11]L. A. von Savoyen (1909), S. 194
[12]L. A. von Savoyen (1909), S. 192
[13]L. A. von Savoyen (1909), S. 192





Alexandraspitze und Margheritaspitze





Bergsteiger am Stanleygletscher vor der Alexandra- und Margheritaspitze

Erstbesteiger, die am Gipfel wohl ähnliche Witterungsverhältnisse wie wir gehabt haben müssen: *»Aus der Finsternis waren wir in den vom strahlenden Lichte erfüllten freien Raum getreten. Zu unseren Füßen wogte ein Nebelmeer; eine unermessliche Fläche leichter, zarter Wirbel von weißlich-aschgrauer Farbe bewegte sich, vom Winde getrieben, nach Nordwesten. Aus der endlosen beweglichen, einförmigen Ebene ragten nur zwei feste Punkte, zwei blendendweiße, in der Sonne von Myriaden Schneekristallen glitzernde Pyramiden, die äußersten Spitzen der beiden höchsten Gipfel.«*[12] Ludwig Amadeus von Savoyen gab ihnen die Namen Margherita und Alexandra, weil *»unter den Auspizien der zwei Herrscherinnen der Name ihrer beiden Länder gemeinsam in die Ferne getragen wurde, Italiens, dessen Name als erster auf diesen Schneefeldern in einem Triumphruf wiederhallte, und Englands, dessen bewunderswürdige koloniale Ausdehnung die Zivilisation bis an die Abhänge dieser Berge getragen hatte.«*[13]



Über den Scott-Elliot Sattel erreichen wir die Kitandara Seen, wahre Naturjuwele umrahmt von einer atemberaubenden Bergkulisse. Aber nicht nur die überwältigende Landschaft und die schönen Lobelien, auch die kleinsten Details in der Natur sind faszinierend. Unglaublich, welche phantastischen



Schneepilze und Eiskaskaden der Alexandraspitze

Abbildungen rechte Seite: Mt.Stanley Massiv

Formen diese tropischen Gewächse erreichen. Jeder Quadratzentimeter scheint bewachsen zu sein. Die Bergwälder und Hochmoore des Ruwenzori gelten zu Recht als die vegetationsdichtesten Gebiete der Erde!

Mt. Baker (Gipfel »Edward«) 4.843 Meter

Bei Dauerregen und völliger Dunkelheit wecke ich Aloisius um sechs Uhr. Er kann es gar nicht glauben, dass ich so früh am Morgen und bei den Verhältnissen auch noch auf den Mt. Baker will. Aber in einer Viertelstunde ist er fertig und stapft schon



Kitandara See



wieder frohen Mutes durch den steilen Urwald bergauf. Über schmierglatte, bemooste und flechtenbewachsene Felsen gehen oder robben wir auf allen Vieren, um nicht auszurutschen. Es ist mühsam. Jolanda wird es heute ruhiger angehen und mit dem Ranger und den Trägern zur Guy Yeoman Hütte weiterwandern, wo wir uns wieder treffen werden.

Der Regen hört auf, doch kommen wir – fast bin ich geneigt zu glauben »wie gewohnt« – in dichten Nebel. Das Klettern ist nicht gerade spaßig, denn die Felsen sind durch Wind und Eisregen wie mit einem Zuckerguss aus Wassereis glasiert und in Regenstiefel nicht ungefährlich zu begehen. Als wir dann auf einem Grat noch in Klettergelände des IV. Schwierigkeitsgrades kommen, ist sich Aloisius seines Weges nicht mehr ganz sicher. Wir haben uns tatsächlich verstiegen. Angesichts der Verhältnisse hat es wirklich wenig Sinn und wir kehren schweren Herzens um. *»I´m sorry! You come back and try again next year«*, versucht mich Aloisius lapidar zu trösten. Ich kann und will es aber nicht wahr haben. Nach ca. 250 Höhenmeter Abstieg frage ich Aloisius, ob es ihm nicht egal wäre, wenn ich es noch einmal allein versuchen würde. Er winkt zuerst ab. Doch da ich hartnäckig bleibe und ihm wohl auch nicht unbesonnen erscheine, sagt er schließlich mit seiner wohltuend ruhigen Gleichgültigkeit zu, mir zu folgen. Ich folge meinem Orientierungssinn und finde dann tatsächlich den richtigen »Weg«. Auch Aloisius fasst angesichts eines Steinmännchens plötzlich neuen Mut und übernimmt – schwupp – wieder die Führung. Er ist sich seiner Sache auf einmal ganz sicher. Tatsächlich erreichen wir den höchsten Punkt, fallen uns in die Arme und müssen beide laut lachen.

Dann kommt einer der wenigen Augenblicke, die so einzigartig und unvergessen bleiben. Durch den dichten Nebel ist die Sonne als milchige Scheibe zu sehen. Nach nur wenigen Minuten am Gipfel bläst ein Windstoß binnen weniger Sekunden die Gipfelwolke beiseite und der Ruwenzori liegt in seiner ganzen Pracht unter tief blauem afrikanischen Himmel vor uns. Das Stanley Massiv liegt uns gegenüber. Es gelingen einige außergewöhnliche Teleaufnahmen, die Georg Kaser vom Institut für Geographie der Universität Innsbruck sogar für seine gletscherkundlichen Studien verwenden kann. Wenn man nämlich die Aufnahmen von Mt. Stanley und Mt. Speke mit denen von 1906 vergleicht, wird offensichtlich, wie dramatisch die Eismassen im Ruwenzori abgeschmolzen sind. Der Glaziologe führt die Massenverluste nicht nur auf eine Erwärmung der Luft zurück, sondern auch auf geänderte Bewölkungsverhältnisse, trockenere Bedingungen und kürzere Regenzeiten. Der Innsbrucker Gletscherforscher war überrascht, wie groß die Gletscher doch noch sind. Hat er etwa mit einem noch größeren Massenverlust gerechnet?





Die grandiose Gipfelschau dauert leider nur knapp zwanzig Minuten, denn auf einmal schließt sich der Himmel wie ein riesiger Vorhang wieder und verschwindet unter einer dichten, aufziehenden Wolke. Wir erlebten tatsächlich das einzige Sonnenfenster, das es an diesem Tag am Mt.Baker geben sollte. Hätten wir uns nicht verstiegen und wären nicht so weit ab- und wieder aufgestiegen, wir hätten den schönsten Moment der Tour nicht erlebt. Das Gipfelerlebnis am Mt. Baker war im wahrsten Sinne des Wortes ein Geschenk des Himmels…

Den Rückmarsch von der letzten Hütte durch die verschiedenen Vegetationszonen und entlang dem tosenden Mobuku River können wir dann wirklich genießen. Die Gipfelerfolge in den Beinen und das baldige Ende der Schlammschlachten und ein heißes Duschbad vor Augen, können wir die einzigartig geheimnisvolle Natur so richtig aufsaugen. Der Duft des dampfenden Regenwaldes löst die frische Gebirgsluft ab. In zwei Tagen durchschreiten wir alle Vegetationszonen von den Moosen und Flechten in der Region der gleißenden Gletscher bis zu den Bananen- und Kaffeeplantagen der bewohnten, bunten Welt am Fuße der Berge.

Der Lohn der Führer und Träger ist aus europäischer Sicht geradezu erschreckend niedrig: Ein Guide verdient am Tag ca. 7 ein Träger 5 US-Dollar. Zudem bietet die Trägertätigkeit nur ein unsicheres Einkommen. Wir geben daher unseren freundlichen und zuverlässigen Begleitern am Ende der Tour gerne ein gutes Trinkgeld. Aloisius bestätigt uns, dass sie froh seien, ihre Familie nun wieder eine Zeit lang versorgen zu können.

Tief beeindruckt von den Leistungen der einheimischen Begleiter, aber auch entsetzt über ihre schlechte bis gar nicht vorhandene Ausrüstung, starten wir 2005 gemeinsam mit dem OeAV Zweig Innsbruck und den Firmen Hauser Exkursionen und Austrialpin eine Hilfsaktion. Dank der Spendenfreudigkeit zahlreicher Bergsteiger/-innen können in Innsbruck ca. 400 Kilogramm dringend benötigtes Alpinmaterial wie Bergschuhe, Bergkleidung, Seile, Steigeisen, Pickel u.v.m. gesammelt, nach Uganda transportiert und den Ruwenzori Mountaineering Services zur Verfügung gestellt werden. Herzlichen Dank allen Spendern und Partnern!

Von den großen Gebirgen Afrikas ist der Ruwenzori am mühsamsten zu besteigen. Daher wird er auch viel weniger frequentiert als die beiden großen Bergziele in Tansania und Kenia. Locken zwar der Kilimanjaro (5.895 Meter) mit der größten Höhe und der Mt.Kenya (5.199 Meter) mit den wohl spektakulärsten Felstürmen Afrikas, so ist der Ruwenzori aber mit Sicherheit das wildeste und einsamste Hochgebirge des Kontinents. Denn er hat sich mit seinen Urwäldern, Gletschern, Wänden und Graten den Charakter einer geheimnisvollen Gebirgswildnis erhalten.

Literatur

BERGE (1994): Ostafrika. Kilimanjaro, Mount Kenya, Ruwenzori, Nr. 64

GEO-Special (1994): Ostafrika

KASER, G., H. OSMASTON (2002): Tropical Glaciers

LUDWIG AMADEUS VON SAVOYEN (1909): Der Ruwenzori. Erforschung und erste Ersteigung seiner höchsten Gipfel

LUDWIG AMADEUS VON SAVOYEN, F. STUHLMANN, H. M. STANLEY (2005): Auf dem Gipfel des Ruwenzori

LÜBBERT, C. (2004): Reise Know How – Uganda Ruanda

MÖLG, T., C. GEORGES, G. KASER (2003): The contribution of increased incoming shortwave radiation to the retreat of the Ruwenzori Glaciers, East Africa, during the 20th century. International Journal of Climatology, 23, 291-303

OSMASTON, H. A., D. PASTEUR (1972): Guide to the Ruwenzori. The Mountains of the Moon

PLUTH, D. (1996): Uganda Ruwenzori. A Range of Images

ROTTER, P. (1996): Ruwenzori – Trekking-Reiseführer für Bergsteiger und Individualreisende

STANLEY, H. M. (1890): Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneur der Aequatorialprovinz. 2 Bände

YEOMAN, G. (1989): Africa's Mountains of the Moon. Journeys to the Snowy Sources of the Nile



GROSS-GLOCKNER

- KARTENGEBIET
- GEBIETSTHEMA

Peter Haßlacher
Franz Mandl
Martin Roos
Clemens Hutter
Wolfgang Pusch

Alpenvereins-Arbeitsgebiet Großglockner

– ein raumordnungs- und nationalparkpolitischer Streifzug

VON PETER HASSLACHER



Das vom OeAV beim Glocknerhaus errichtete Glocknertor samt Gletscherauge und Informationstafeln: ein Zentrum der Umweltbildung und ein wichtiger Ausgangspunkt für die Besteigung des Großglockners, für die Begehung des Gletscherweges Pasterze, der Glocknerrunde und des Wiener Höhenweges.
Foto: Nationalparkverwaltung Hohe Tauern-Kärnten/ T. Suntinger

Das Arbeitsgebiet des Alpenvereins im Glocknergebiet

Wie schnell doch die Zeit vergeht. Seit 15. September 2006 ist der Kärntner Anteil am Nationalpark Hohe Tauern bereits 25 Jahre alt, das am 9. Oktober 1991 beschlossene Tiroler Nationalparkgesetz Hohe Tauern ist 15 Jahre alt geworden. Mit dem In-Kraft-Treten der beiden Nationalparkgesetze in Kärnten und Tirol hat sich für den Großglockner und seine Umgebung de facto Gott sei Dank sehr wenig geändert. De iure schon, denn seither steht Österreichs höchstes Bergmassiv unter strengem Schutz. Auf Kärntner Boden liegt der Großglockner im seit 1986 bestehenden Sonderschutzgebiet »Großglockner-Pasterze«, welches im Jahre 1995 als Natura 2000-Gebiet gemeldet wurde, seine Südabdachung auf Kalser Gebiet ist Kernzone und ebenfalls Natura 2000-Gebiet.

Alpenvereinsgrundeigentum – Garant für Nationalpark

Der beste Schutz ist natürlich immer noch die Position des jeweiligen Grundeigentümers. Diesbezüglich spielt der Oesterreichische Alpenverein eine besondere Rolle: das Großglocknermassiv steht im Eigentum des Oesterreichischen Alpenvereins. Der Kärntner Anteil stammt aus einer Schenkung des Villacher Holzindustriellen Albert Wirth aus dem Jahre 1918, der dem Alpenverein den Bereich Großglockner-Pasterze-Gamsgrube mit der Auflage überantwortete, diese für Österreich, den Natur- und Landschaftsschutz sowie den naturnahen Alpintourismus äußerst repräsentative Landschaft in einen »Naturschutzpark« einzubringen (GELB 1989). Auf der Südabdachung der Hohen Tauern in der Gemeinde Kals am Großglockner vergingen nach dem ersten Grunderwerb in Heiligenblut 20 Jahre. Am 17. Jänner 1938 erwarb der Alpenverein rund 30 km² Grund zur »Errichtung eines Naturschutzparks«, wie es im Kaufvertrag heißt, vom Österreichischen Bundesschatz als Rechtsnachfolger des k.k. Ärars. Seit dieser Zeit ist der Alpenverein rechtmäßiger Eigentümer des höchsten Berges Österreichs und seiner gesamten großartigen Umrahmung in Kärnten und in Tirol (DRAXL 1979). Damit war aber auch das Fundament für die Schaffung des Nationalparkes in der Glocknergruppe gelegt. Diese wurde eine spannende Geschichte mit einem Schlüsselspieler, nämlich dem Oesterreichischen Alpenverein. Ohne seine tatkräftige Assistenz, die Abwehr von zahlreichen Großprojekten von seinem Eigentum und in allernächster Nähe davon und das Aufzeigen von alternativen Nutzungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zur harten technischen Erschließung, wäre der Nationalpark wohl nicht mehr durchzusetzen gewesen bzw. ein von Seilbahnen, Straßen und Wasserkraftwerken zerschnittenes und letztlich entwertetes Stückwerk Alpenlandschaft geworden. Der Werdegang des Glocknergebietes zum Nationalpark ist ein Stück spannender Naturschutzgeschichte, das Leben mit und das ständige Bemühen um den Nationalpark eine nicht minder interessante Politikhandlung.*

Zu den Schwerpunkten der Erschließungsvisionen im Kärntner Bereich mit Adlersruhe, Pasterze, Gamsgrube und Fuscherkarkopf, der straßenverkehrstechnischen Verbindungsstraße zwischen Kals am Großglockner und Heiligenblut und den Erschließungsarealen von Greiwiesen und Bergertörl in Kals zählen natürlich auch die seit den 1920er-Jahren immer wieder auftauchenden Kraftwerkspläne mit einem Großspeicher im Kalser Dorfertal, die Beileitung aller Gletscherbäche im Raume von Kals und sogar die Beileitung des Heiligenbluter Gößnitzbaches aus der Schobergruppe im Zuge der Beileitung-Ost ins Dorfertal.

Durch den Beschluss der Nationalparkgesetze von Kärnten und Tirol wurde diesen Projekten auf der Grundlage ihrer Inhalte ein klares Ende gesetzt. Damit wurde der einheimischen Bevölkerung auch entsprechend deutlich aufgezeigt, wohin die Reise in den kommenden Jahren gehen soll. Allzu lange Zeit war den Gemeinde- und Regionsverantwortlichen aber die Sicht auf die regionalpolitisch anzustrebenden Ziele verstellt: Kraftwerk bzw. schitouristische Erschließungen oder Nationalpark? Es soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, dass durch das jahrelange Nicht-Entscheiden über die Realisierbarkeit der Großprojekte alternative Entwicklungen weder angedacht, geplant noch realisiert wurden. Als zu stark stellte sich das Beharrungsvermögen auf die wiederholt schmackhaft gemachten Wohlfahrtswirkungen der Großprojekte heraus.

Schwachstellen also, die sich heute bitterböse rächen, wenn die Gemeindeentwicklung von Kals und auch Heiligenblut betrachtet wird. Zu viele Jahre sind ungenützt geblieben bzw. wurden benötigt, um ein Leben mit dem Nationalpark zu erlernen und die sich bietenden Entwicklungspotenziale zu begreifen.

*** Die Zahl der Begehrlichkeiten war groß, nachfolgend eine Auswahl**

1914 Pläne für ein Hotel in der Gamsgrube und Seilbahn auf den Großglockner
1933 Vorkonzession des Landes Kärnten für Seilbahn von der Franz Josefshöhe auf die Adlersruhe
1937 Verhandlungen über Fuscherkarkopf-Seilbahnprojekt mit Talstation in Gamsgrube
1948 neues Seilbahnprojekt auf den Fuscherkarkopf
1966 Regionalplanung Oberes Mölltal enthält die Errichtung eines Gletscherschigebietes auf der oberen Pasterze vom Johannisberg herunter
1969 Straßenprojekt vom Kalser Lucknerhaus über die Glorerhütte/Bergertörl, Leitertal, zum Vorfeld der Pasterze und weiter zum Glocknerhaus an der Großglockner Hochalpenstraße
1976 schitouristisches Erschließungsprojekt Bergertörl und Greiwiesen auf der Glocknersüdabdachung mit Sesselift bis zur Luisenscharte auf 3.200 m
1985 Verlängerungsprojekt für die Standseilbahn Freiwandeck auf die zurückweichende Pasterze
1995 Staumauerprojekt am Abfluss des Sandersees in die Margaritze zum Rückhalt des Gletscherschliffs
2000 Plan zur Errichtung einer Umlaufseilbahn von der Franz Josefshöhe zur Pasterze unterhalb der Hofmannshütte

Lokalaugenschein an der Grenze zwischen Naturbewahrung und großtechnischer Nutzung

Die Grenzen zwischen Naturschutz/Nationalpark sind heute jedenfalls klar abgesteckt. Kaum irgendwo anders in Nationalparks zeigt die Grenzziehung den Einflussbereich der Großtechnik sowie technischer Nutzung und die Räume der Bewahrung und naturnahen Nutzung so deutlich und hautnah wie in der Glocknergruppe. In anderen Gebirgsgruppen gibt es Übergangs- oder Pufferzonen, die diese abrupte Trennung nicht so krass erscheinen lassen. Im Kärntner Bereich der Glocknergruppe ist die Technik durch die Eröffnung der Großglockner-Hochalpenstraße bis zur Franz Josefshöhe zur Mitte der 1930er-Jahre sehr weit ins Hochgebirge vorgedrungen. Gefolgt ist der Eingriff durch die Errichtung der Kraftwerksgruppe Glockner-Kaprun mit den Stauseen in Kaprun und Heiligenblut sowie der Beileitung zahlreicher Gletscherbäche in der 1. Hälfte der 1950er-Jahre. Darunter befindet sich der in der Kärntner Landeshymne verewigte Leiterbach (... »der Leiter reine Quell entspringt« ...).

Die allerletzten Jahre haben in der Glocknergruppe mehr als einsichtig verdeutlicht, wie die Folgen der technischen Hochgebirgserschließung längerfristig ausschauen. Die Grenzen des Nationalparks sind zwar von der Landesregierung verordnet, doch das rapide Abschmelzen der Pasterze eröffnete dann indirekt einen gewaltigen Druck auf die Änderung der Nationalparkgrenzen.

• Beispiel: Tourismus – Seilbahnwirtschaft

Zu Beginn der 1960er-Jahre wurde eine Standseilbahn von der Franz Josefshöhe zur Pasterze hinunter gebaut, welche zum damaligen Zeitpunkt wesentlich größer war und höher hinaufreichte.

In den letzten 45 Jahren hat die Pasterze durch den Klimawandel jedoch deutlich an Volumen, Länge und Fläche verloren:

Jahr	1969	1985	2002
Länge	9,5 km	9,0 km	8,4 km
Fläche	19,8 km²	18,9 km²	18,5 km²
Volumen	2,2 km³	2,0 km³	1,8 km³

Quelle: Lieb u. Slupetzky 2004



Der Großglockner und seine umliegende Bergwelt gehört zu den bestgeschützten Gebieten weltweit. Dies hinderte nicht, Pläne für eine Seilschwebebahn von der Franz Josesfhöhe auf den hinteren Pasterzenboden sowie eine Staumauer beim Sandersee zu schmieden.
Foto: Amt der Kärntner Landesregierung
Grafik: P. Bonato, OeAV/Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz

Nun ist es der ausdrückliche Wunsch der Seilbahngesellschaft seit 20 Jahren, die Standseilbahn an die Pasterze heranzubauen. Später entstand noch der alternative Plan, von der Franz Josefshöhe eine Umlaufseilbahn auf den Pasterzenboden unterhalb der Hofmannshütte zu errichten. Auf eine Fläche also, die seit 1918 im Eigentum des Oesterreichischen Alpenvereins steht, der keiner Erschließung zustimmt, und welche seit 1986 Sonderschutzgebiet des Nationalparkes und im Jahre 1995 von der Kärntner Landesregierung als Natura 2000-Gebiet nominiert worden ist. Im Zuge dessen forderten alle Mölltaler Bürgermeister die Herausnahme der begehrten Flächen aus dem Nationalpark – gegen den Willen des OeAV. In der Zwischenzeit hat sich die Situation beruhigt, doch die klare Haltung hat dem OeAV den Zorn des Kärntner Landeshauptmanns und vieler Heiligenbluter zugezogen. Deutlich zeigt sich sogar am Beispiel eines Nationalparks, dass die Wirtschaft vor bestehenden Grenzen des Naturschutzes nicht Halt machen will. Die Erhaltung und Sicherung von Schutzgebietsgrenzen ist demnach eine Daueraufgabe, um ihre Akzeptanz muss immer wieder auf's Neue gerungen werden. Wer glaubte, mit dem Beschluss des Nationalparkgesetzes sei das Ziel der Sicherheit für die Erhaltung des Gebietes erreicht, unterliegt einem fatalen Irrglauben.

• Beispiel: Energiewirtschaft – Staumauerprojekt Sandersee

Die Tauernkraftwerke AG (TKW) hat jahrzehntelang davon profitiert, dass der aus dem Gletschertor der Pasterze mit der Möll mitgeschwemmte feine Gletscherschliff im oberhalb des Margaritzenstausees gelegenen Sandersee großteils abgelagert werden konnte. Damit ersparte sich das Energieversorgungsunternehmen teure Wartungskosten und beispielsweise die von der Fischereiwirtschaft vehement abgelehnten Möllspülungen (= Ablassen des Gletscherschliffs aus dem Speicher mit Zusatzwasser). Die TKW trafen aber für jenen



Mit dem Rückzug der Pasterze bildete sich der Sandersee mit seinen unzähligen Mäandern. Obwohl der Sandersee im Sonderschutzgebiet »Großglockner-Pasterze« liegt, tauchen immer wieder Pläne auf, dieses Kleinod mit einer Staumauer unter Wasser zu setzen.
Foto: P. Rohrmoser

Zeitpunkt keine Vorsorge, an dem der Sandersee vollgefüllt sein sollte. Dies war mit Ende des 20. Jahrhunderts der Fall. Anstatt sich Lösungsmöglichkeiten für die Entsorgung des Gletscherschliffs außerhalb des Nationalparks zu suchen, wie z.B. die später zur Genehmigung eingereichte Entsorgungsvariante mittels eines eigenen Rohrs im Druckrohrstollen von der Margaritze durch den Berg in den Bereich des Speichers Mooserboden nach Kaprun, wurde die Errichtung einer Staumauer am Abfluss des Sandersees in die Margaritze geplant. Diese sollte den Gletscherschliff im künstlich erweiterten Sanderseebecken zurückhalten.

Die Maßnahme würde jedoch ebenfalls im Sonderschutzgebiet »Großglockner-Pasterze« des Nationalparks Hohe Tauern, im Natura 2000-Gebiet und auf Alpenvereinsgrund zu liegen kommen. Eine Realisierung war und ist also per Gesetz unmöglich, unterstrichen durch ein starkes Veto des OeAV bei der Hauptversammlung 2004 in Hall in Tirol: »*Der Oesterreichische Alpenverein wird seine zum Zwecke des Naturschutzes erworbenen Grundflächen im Nationalpark Hohe Tauern ausschließlich diesen Zwecken vorbehalten und wird keine Veräußerung solcher Grundflächen zulassen sowie sich mit allen Mitteln gegen allfällige Enteignungen zur Wehr setzen.*« Erschwerend kam hinzu, dass die Kärntner Landesregierung die finanzielle Differenz zwischen der teureren Leitung nach Kaprun und der etwas billigeren

Staumauer im Nationalpark in einen Talschaftsvertrag einfließen lassen wollte. Dieser sollte der Finanzierung von kommunalen und regionalen Entwicklungsprojekten in den Gemeinden des Mölltals dienen. Zusammen mit dem Nationalpark sollte dem Alpenverein wieder einmal das Verhinderimage umgehängt werden. Der Druck auf den Alpenverein seitens des Landes Kärnten und der Gemeinden war groß, die Auszahlung von zugesagten Fördermitteln zur Erhaltung und Sanierung alpiner Infrastruktur wurde hinausgezögert.

Schließlich reichte die Austrian Hydro Power (Rechtsnachfolgerin der TKW) das Gletscherschliffentsorgungsrohr nach Kaprun doch bei der obersten Wasserrechtsbehörde im Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft zur Genehmigung ein. Der Bescheid steht bei Redaktionsschluss noch aus.

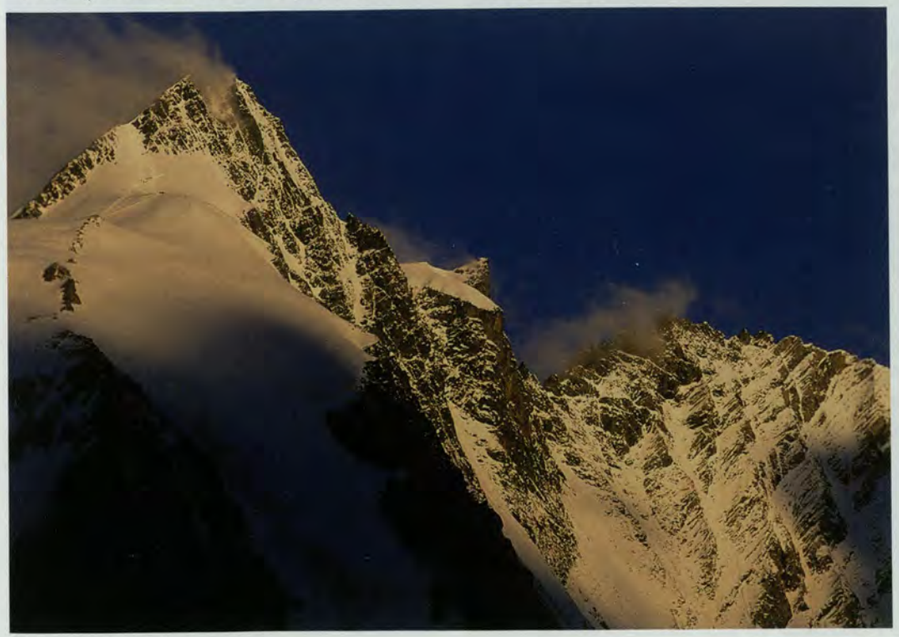
Grundeigentum verpflichtet eben

Beide Beispiele zeigen, dass die »Last« des Grundeigentümers sehr schwer sein kann und welche Folgen die Errichtung von großtechnischen Anlagen Jahrzehnte später durch den Druck der Tourismusindustrie, Klimawandel, Wechsel in der politischen Positionierung von Gemeinden und Politikern nach dem Abtritt der Pioniergeneration haben können. Nur finanziell und politisch unabhängige Organisationen, in welchen der interne »Kitt« passt, können derartige Konfliktsituationen meistern.

Die Betreuung der Arbeitsgebiete: eine Daueraufgabe

Um sich aus dieser Umklammerung zu lösen, hat der Alpenverein gerade in der Glocknergruppe in den letzten Jahren sehr viel geleistet und in Zusammenarbeit mit den Nationalparkverwaltungen, insbesondere in Kärnten, an einer Neuorientierung des Alpintourismus mitgearbeitet. Das *Glocknerhaus* der OeAV-Sektion Klagenfurt wurde saniert und arbeitet an seiner Funktion als Alpincenter an der Großglockner Hochalpenstraße. Pünktlich zum 25-jährigen Bestehen des Nationalparkes Hohe Tauern in Kärnten wurde am »Tag der Natur«, dem 24. Juni 2006, am Vorplatz des Glocknerhauses das »*Glocknertor*« zum Nationalpark Hohe Tauern, zum Großglockner, zur Glocknerrunde, zum Wiener Höhenweg und zum 1983 eröffneten Gletscherweg Pasterze feierlich eröffnet. Die zwei Monolithe sollen einerseits symbolhaft diese Pförtnersituation wiedergeben und andererseits die zwei Säulen für die Entwicklung im obersten Mölltal dokumentieren: den Nationalpark Hohe Tauern gemeinsam mit dem Oesterreichischen Alpenverein. Als Resultat der Diskussionen im Internationalen Jahr der Berge 2002 wurde nach vielen Gesprächen das Trekkingprojekt »*Die Glocknerrunde*« – in sieben Tagen rund um Österreichs höchsten Berg im Nationalpark Hohe Tauern gestartet (HASSLACHER 2003; ESSL u. HASSLACHER 2005). Die rege Nachfrage und die zunehmende Zahl der Pauschalbuchungen zeigt das Interesse an derartigen Angeboten gerade im herrlichen Ambiente des Nationalparks Hohe Tauern (http://www.alpenverein.at/naturschutz/Nationalpark_Hohe_Tauern/Glocknerrunde/index.shtml). Einen Wermutstropfen stellt die Zukunft der Hofmannshütte der Akademischen Sektion Wien dar. Nach der Sperre des Gamsgrubenweges infolge Steinschlags im Jahre 1999 geriet die Hütte am vielbesuchten Gamsgrubenweg in einen derart desolaten Zustand, dass sie im Sommer 2005 gänzlich geschlossen und schließlich im Jahr 2007 abgerissen werden soll. Mit dem Antrag auf Änderung des Flächenwidmungsplanes der Gemeinde Heiligenblut hat sich der Alpenverein das Recht auf Wiedererrichtung gesichert, doch die Zukunft einer der ältesten Schutzhütten der Ostalpen steht in den Sternen. Derzeit tragen also im Kärntner Glocknerbereich die Oberwalderhütte der OeAV-Sektion Austria und das Glocknerhaus die Hauptlast für den Alpintourismus. Pünktlich zu Saisonbeginn 2006 ist auch die ausgezeichnet gelungene und von der OeAV-Sektion Großkirchheim-Heiligenblut herausgegebene Broschüre »*Der Wiener Höhenweg im Herzen des Nationalparks Hohe Tauern-Kärnten*« erschienen, welche vermehrt auf den vom Iselsberg durch die Schobergruppe zum Glocknerhaus führenden Wiener Höhenweg hinweisen soll. Dieser wurde im Jahre 1934 fertig gestellt. An der Nahtstelle zwischen Schober- und Glocknergruppe bei der Glorer Hütte der OeAV-Sektion Eichstätt wurde im Jahre 2004 Band 20 der OeAV-Reihe »Naturkundlicher Führer zum Nationalpark Hohe Tauern« zum Schwerpunktthema »*Geomorphologischer Lehrpfad – Landschaften um die Glorer Hütte*« veröffentlicht. Sowohl die Sektionen Oberland als auch Mönchengladbach des Deutschen Alpenvereins arbeiten laufend an der qualitativen Verbesserung der Stüdlhütte und des Kalser Tauernhauses in der Glocknergemeinde Kals und langjährigen Wirkungsstätte von Johann Stüdl. Die wohl imposanteste und wirkungsvollste Aktivität des Oesterreichischen Alpenvereins mit Blickrichtung Nationalpark Hohe Tauern war die Förderung der Errichtung des *Gemeinschaftsstalles im Kalser Dorfertal* aus Mitteln des OeAV-Patenschaftsfonds für den Nationalpark Hohe Tauern in den Jahren 1988 bis 1991 in der Höhe von öS 1 Million. Damit wurde den Kraftwerksbetreibern für das Großspeicherkraftwerksprojekt Dorfertal-Matrei i.O. zusammen mit den Kalser Dorfertalalmbauern der geplante Stauseespeicherraum entzogen.

Es ist anhand dieser Beispielsauswahl ersichtlich und nachvollziehbar, dass die Tätigkeit des Alpenvereins in den Arbeitsgebieten heute weit über die traditionelle Erhaltung und Bewirtschaftung der Schutzhütten und Steige sowie Markierung/Beschilderung hinausgehen kann. Zusätzlich ist eine strategische Arbeit erforderlich, welche es überhaupt erst ermöglicht, die gewählte Bergheimat so zu betreuen und zu besuchen, wie sie viele Mitglieder, Bergwanderer, Bergsteiger, Naturliebhaber erleben wollen: naturnah und unbeeinflusst von großtechnischen Eingriffen. Im Nationalpark Hohe Tauern decken sich die Ziele des Alpenvereins mit jenen des Managements und ergeben dadurch ungeahnte Synergien und Chancen für eine Renaissance des Alpintourismus.



Der noch leicht im Nebel verhangene Glocknergipfel erstrahlt im ersten Sonnenlicht.
Foto: G. Mussnig

Literatur:

Baubezirksamt Lienz (1976): Entwicklungsprogramm Osttirol. Fremdenverkehr – Aufstiegshilfen. Lienz.

Draxl, A. (1979): Idee und Initiativen zur Gründung eines Nationalparks in den österreichischen Alpen bis zum Europäischen Naturschutzjahr 1970. In: Alpenvereins-Jahrbuch 1979 (= »Zeitschrift« Bd. 104); Innsbruck-München, S. 131-135.

Essl, J. u. P. Haßlacher (2005): Die Glocknerrunde im Nationalpark Hohe Tauern auf dem Weg zur internationalen Marke. In: Alpenverein (= Mitteilungen des OeAV) 60(130), H. 3, S. 8-11.

Gelb, G. (1989): Das Pasterzengebiet in der Obhut des Alpenvereins. In: Haßlacher, P. (Red.): Albert-Wirth-Symposium Gamsgrube (Heiligenblut). Tagungsbericht (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins-Serie: Alpine Raumordnung Nr. 2); Innsbruck, S. 97-113.

Haßlacher, P. (1989): Der Alpenvereinsgrundbesitz im obersten Mölltal im Spannungsfeld von Naturschutz und Tourismus. In: Haßlacher, P. (Red.): Albert-Wirth-Symposium Gamsgrube (Heiligenblut). Tagungsbericht (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins-Serie: Alpine Raumordnung Nr. 2); Innsbruck, S. 19-28.

Haßlacher, P. (1998): Nationalpark Hohe Tauern: Ein Lehrstück alpiner Raumordnung. In: RAUM (= Österreichische Zeitschrift für Raumplanung und Regionalpolitik) H. 32, S. 10-12.

Haßlacher, P. (2003): Die Architektur der kleinen Schritte. Rund um den Großglockner: Ziele mit Aussicht. In: BERGE (= Das Internationale Magazin der Bergwelt) Nr. 3, S. 60-69.

Haßlacher, P. (2006): Kärntens »Alleingang« 1981. Einstieg in das Nationalparkzeitalter in Österreich. In: Kärntner Nationalparkfonds (Hrsg.): 25 Jahre Nationalpark Hohe Tauern Kärnten (= Kärntner Nationalparkschriften Bd. 12). Großkirchheim, S. 25-28.

Lieb, G. K. u. H. Slupetzky (2004): Gletscherweg Pasterze, Glocknergruppe. Naturkundlicher Führer zum Nationalpark Hohe Tauern Bd. 2; hrsg. vom Oesterreichischen Alpenverein/Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz; Innsbruck, 124 S.

Mussnig, G. (2006): Der Wiener Höhenweg im Herzen des Nationalparks Hohe Tauern-Kärnten; hrsg. von der OeAV-Sektion Großkirchheim-Heiligenblut. Großkirchheim-Igls/Innsbruck, 111 S.

Stingl, H. u. B. (2004): Geomorphologischer Lehrpfad – Landschaften um die Glorer Hütte. Naturkundlicher Führer zum Nationalpark Hohe Tauern Bd. 20; hrsg. vom OeAV-Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz; Innsbruck, 112 S. + Karte.

Salms Hütte am Großglockner

Wir wandern auf den Spuren der Vergangenheit

VON FRANZ MANDL

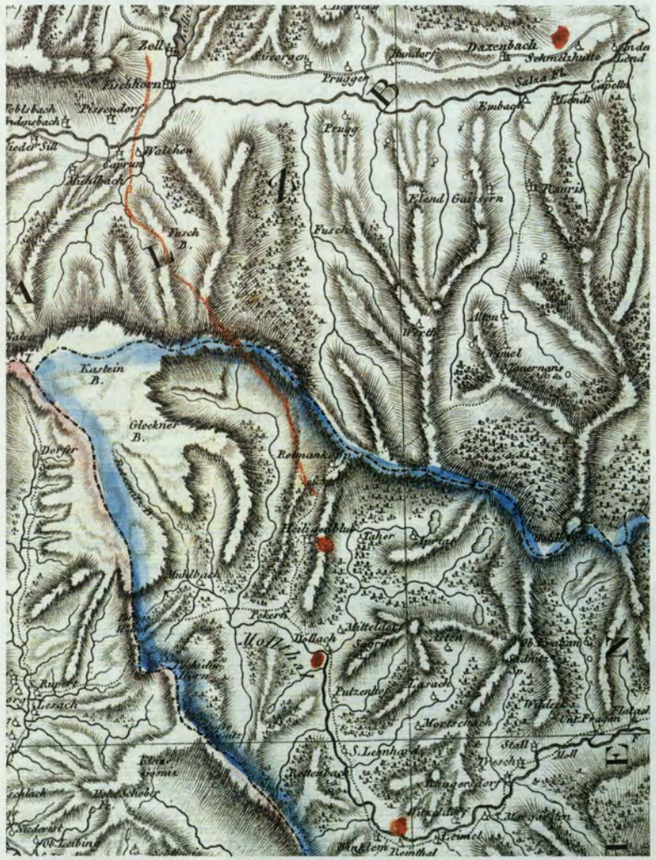


Abbildung linke Seite:»Carte des Herzogthums Salzburg«. Aufgenommen vom General-Quartiermeisterstab 1806 und 1807. 1810 von 1 : 28 000 auf einen Maßstab von 1:144.000 reduziert und gezeichnet. Ausgabe von 1840.
Archiv ANISA, Repro: Franz Mandl
Abbildung rechte Seite oben: Salmhütte 1800. Ölgemälde von Joseph Pögl um 1803. 100 x 125 cm. Kopie des Gemäldes von Joseph Herrmann aus dem Jahr 1800.
Alpenverein-Museum Innsbruck. Repro: Franz Mandl
Abbildung rechte Seite unten:»Carte von Tyrol«. 1809.
Archiv ANISA, Repro: Franz Mandl

Der Großglockner lag bis zu seiner wissenschaftlichen und touristischen Entdeckung am Ende des 18. Jahrhunderts versteckt hinter schwer zugänglichen Vorgebirgen der Hohen Tauern. Nur Hirten und Gämsenjäger betraten dessen Hänge und Gletscher. Doch nachdem Albrecht von Haller (1708-1777) die Alpen in seinem viel gelesenen Lehrgedicht besungen hatte, war das Bergsteigen in den Westalpen modern geworden. Diese Modewelle erreichte mit einigen Jahren Verspätung die gebildete und reiche Oberschicht in den Ostalpenländern. Der Sturm auf die höchsten Gipfel der Ostalpen mit Thermometer, Barometer und Botanisiertrommel begann. 13 Jahre nach der Erstersteigung des Mont Blanc gelang unter der Leitung von Kardinal Franz II. Altgraf von Salm-Reifferscheidt 1799 die Erstbesteigung des Kleinglockners und ein Jahr darauf die Ersteigung des Großglockners.

Der Franzose Belsazar de la Motte Hacquet (1739-1815), einer der ersten Naturforscher und Alpinisten in den Ostalpen, besuchte das Glocknergebiet und gab Anregungen zu dessen Ersteigung. Hacquet kam 1781 bis zur Pasterze und meinte: »Hätte ich Zeit, so glaube ich, gut genommene Maßregeln müßten einen wohl hinaufbringen, um ihn abmessen zu können, da er einige Rücken hat, die sich im Sommer von Schnee und Eis entblössen.«

1786 gelang es Michel-Gabriel Paccard (1757-1827), einem Arzt aus Chamonix, mit dem Bergführer Jaques Balmat (1762-1834) den Mont Blanc zu ersteigen. Angespornt wurde das Unternehmen durch einen Geldpreis, den Horace Bénédicte de Saussure (1740-1799) bereits 1760 für die Erstbesteigung in Aussicht gestellt hatte. Dieser Genfer Naturforscher und Neffe Hallers unternahm im Jahr darauf selbst die erste wissenschaftliche Besteigung des Mont Blanc.



Die frühen Karten

In der Karte von Wolfgang Lazius aus dem Jahr 1561 wird der Glockner, damals noch »Glocknecker« genannt, erstmals berücksichtigt. Lazius reiht die in »Maulwurfhügeltechnik« gezeichneten Berge einfach aneinander. Aus heutiger Sicht sind dessen Werk wie auch die folgenden Karten sehr ungenau ausgeführt. Erst 1801, als der 1774 erschienen »Atlas Tyrolensis« modifiziert und 1809 für Erzherzog Johann kopiert wird, wendet sich die Kartenqualität zum Besseren. Immerhin wird darin erstmals versucht, das Glocknergebirge topografisch einigermaßen genau darzustellen. Bergrücken und Grate sind hervorgehoben. Eine Gletscherdarstellung ist jedoch von den Erhebungen nicht unterscheidbar oder nicht vorhanden. Joseph August Schultes veröffentlicht in seinem 1804 herausgegebenen Buch »Reise auf den Glockner« ebenfalls eine auf Grundlage des »Atlas Tyrolensis« modifizierte Karte, in der erstmals die »Salmshöhe«, die »Hohenwarte« und die »Adlersruhe« eingezeichnet sind. In der aus der franziszeischen Landesaufnahme hervorgegangenen reduzierten »Carte des Herzogthums Salzburg« von 1810 sind bereits die Gletscher berücksichtigt und auch die »Salms-Höhe« ist einigermaßen richtig eingezeichnet.

Gedenkmedaille an die Glockner-Erstersteigung mit dem Porträt des Fürstbischofs Franz Salm-Reifferscheidt. Von Fürstbischof Salm um 1804 nach einem Kupferstich von Joseph Gerstner in Auftrag gegeben.



Franz Xaver von Salm-Reifferscheidt, 1749 in Wien geboren, soll zum Kreis der Spielgenossen von Joseph II. gezählt haben. Sein Lebenswerk ist wohl auch deshalb vom »Josephinismus«, der österreichischen Form des aufgeklärten Absolutismus, geprägt. Dessen Reformen standen unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit für Staat und Gesellschaft. Besonders stark wurde die Kirche verändert. Von diesen Reformen profitierte der 1775 in Rom zum Priester geweihte Franz von Salm-Reifferscheidt. Seine adelige Herkunft ermöglichte ihm eine Karriere als Geistlicher. 1783 bis 1822 war er Fürstbischof von Gurk. Durch die josephinischen Kirchenreformen wurden seine Diözese und seine Rechte beträchtlich erweitert. Ab 1786 residierte er in Klagenfurt. 1816 wurde er mit der Kardinalswürde ausgezeichnet.

Franz von Salm-Reifferscheidt wirkte 1809 als Vermittler, als französische Truppen in Klagenfurt einmarschierten. Er erwarb sich sowohl wegen seiner Menschenfreundlichkeit als auch als Förderer von Kunst und Wissenschaft hohes Ansehen. Eine Beschreibung des mit Kunstwerken und Sammlungen reich ausgestatteten bischöflichen Sitzes Salms findet man in den 1804 herausgegebenen Reisebeschreibungen von Joseph August Schultes. Schließlich ist es die von ihm betriebene Expedition auf den Großglockner, die Franz Salm-Reifferscheidt unvergessen macht.

Weniger Erfolg hatte er auf wirtschaftlichem Gebiet. In den letzten Jahren seines Lebens führte besonders die schlechte Ertragssituation seiner Eisen verarbeitenden Betriebe zum finanziellen Ruin Salms und seiner Diözese, sodass er 1822 verarmt in Klagenfurt verstarb.

Dadurch erhielt der von den Naturwissenschaften beherrschte frühe Alpinismus weitere Impulse, die schließlich wohl den Fürstbischof von Gurk, Graf Franz Salm-Reifferscheidt, dazu veranlassten die Besteigung des Großglockners voranzutreiben. Unter der Prämisse der Naturforschung in allen damals bekannten Spielarten sollten die beiden Expeditionen von 1799 und 1800 durchgeführt werden. Neue Erkenntnisse auf den Gebieten Mineralogie, Geologie, Botanik sowie das Messen von Temperatur, Herzschlag, Feuchtigkeit und Höhen waren neben dem Gipfelerfolg wichtig. Sigmund von Hohenwart (1745-1825), der Manager der Expedition, zitiert 1800 auf dem Gipfel des Großglockners ein Gedicht, das bezeichnend ist für die Gedankenwelt der Aufklärung, der diese Glocknerbesteigung entsprach:

»Wie wunderbar ist diese Szene hier!
Wo alles nach Gewicht, nach Zahl und Mass
Gebildet ist für einen großen Zweck!
Wo nicht allein die Pflanze edlen Wuchses,
Das hochgefärbte nahrungsvolle Kraut,
Das arbeitsame Pferd, und die uns speiset,
Die Herde nicht allein –
nicht nur der Schacht,
Der Vorrath uns für Glanz und Noth verleiht -
Die See, die unsre Tische deckt, den Mann,
Den wandernden, von Himmel führt zu Himmel,
Mit all den Sphären, die in Höhlen rollend,
Die milde Segenskraft auf uns ergiessen;
Nicht diese Wesen nur, wobei sogar
Der minder scharfe Blick verweilt, ja selbst
Ein jedes Moos, ja jede Muschel, ja
Ein jedes still hinkriechendes Insect
Im Plane des, der aller Wesen Leiter
Gebildet, seinen festen Rang besitzt!«[1]

Salms Expedition begann bereits mit Besuchen in Heiligenblut 1798. Die Vorbereitungsarbeiten mussten zwei Bauern aus der Pfarre Heiligenblut durchführen, die für den Hüttenbau und die Ersteigung des Großglockners verantwortlich waren. Sie wurden nicht namentlich genannt, erhielten aber beide später als erste Besteiger des

[1]aus: J. A. Schultes, Reise auf den Glockner, 2. Teil, Wien 1804, S. 234f.



Salmhöhe mit Resten des Leiterkees und im Hintergrund der Großglockner, 2004
Foto: Franz Mandl

Berges den Namen »Glokner« . Sie verfügten durch ihren Arbeitsalltag über umfassende Kenntnisse in der Holzverarbeitung, kannten die Landschaft, hatten Erfahrung in der Wetterprognose und beherrschten das Steigen am steilen Berg. All das waren »klassische« Grundvoraussetzungen zum Überleben im Gebirge, die von den »hohen« Herren geschätzt wurden.

Die Angstausbrüche so mancher Teilnehmer der Salm'schen Expedition auf den abschüssigen, schlechten Wegen durch das Leitertal hinauf zur Salmhütte am Rande des Leiterkees, samt ihren Pferden in die Tiefen der Schluchten zu stürzen, wurde mit dem Argument »nur kek drauf meine Herrn, wenn's den Bauern halt, so haltet es auch den Herrn« der für die Erhaltung der Wege zuständigen Bauern beantwortet.

Ende Juli 1799 war wie geplant die Hütte für die Expedition am Moränenrand des Leiterkees fertiggestellt. Wir können sie als erste Schutzhütte für Forschung und touristische Aktivitäten in den Ostalpen bezeichnen. Die Hütte nannte man nach dem Expeditionsleiter »Salmhütte« und den Platz davor »Salmhöhe«. Doch mit dieser 300 Gulden teuren Hütte fand man nicht das Auslangen. Für einige Jahre begann daher auf der Salmhöhe an der mächtigen Stirnmoräne des Gletschers eine rege Bautätigkeit. Vor allem aber benötigte die eigentliche »Salmhütte« Erweiterungen und laufend Reparaturen. Als Gründe dafür wurden mehrfache Plünderungen und das Vorrücken des Gletschers angegeben.

In dem 1799 unter dem Namen Johann Zopoths erschienenen Reisetagebuch wird die Hütte folgend beschrieben: »Das Gebäude ist nicht, wie eine gewöhnliche Alphütte, nur nachlässig geblankt. Es steht fest, überall gut verschlossen, 4 Klafter [= 7, 6 m] lang, 2 Klafter [= 3, 8 m] breit, 1 Klafter [= 1, 9 m] hoch, mit ordentlichem Dachstuhle, und gezimmerten Oberboden da. Sein Inneres besteht aus 3 Abtheilungen, die mit Thüren versehen sind. Es hat eine eigens angebaute Küche, und an jeder Aussenseite, die der Spitze des Glockner zuliegt, und wo der Anfall des Windes am heftigsten ist,



»Der Groß-Glockner«. Salmhütte 1799. Auf diesem kolorierten Holzstich von F. J. Bertuch aus dem Jahr1807 sind die Salmhütte mit der im Osten angebauten Küche abgebildet. Nebengebäude gibt es in unmittelbarer Nähe der Hütte noch nicht.
Archiv ANISA. Repro: Franz Mandl

dekt es bis über das Dach ein unzerstörbarer Wall aus Steinen und Schutt. An der Vorderseite liegt ein sehr geräumiger beinahe ebener Platz, auf dem sich nur sparsame Steine und Felsentrümer zeigen.«

Der Pfarrer Franz Joseph Orrasch (1756-1813), Teilnehmer der Glocknererstbesteigung, beschreibt in seinem Tagebucheintrag vom 12. August 1800 die bis dahin unveränderte Hütte ausführlich:

»Die Hüte ist von in einander gefalzten, reingehobelten, aufrechtstehenden Doppeldillen, die mit Säulen und Bändern gut befestigt sind, erbaut. Sie bestehet aus drey Abtheilungen, einer Vorkammer für das Gesind, einer Mitterkammer für die Honoratioren, einen Kabinet für den Fürstbischoff. Daran befindet sich vorne die Küche. Die beyden Kammern sind so geräumig, daß in jeder 10 Personen bequem liegen können, ohne einander zu incomodiren. Sie soll vermög ernstlich gefaßten Entschluß noch vergrössert und mehr Bequemlichkeiten darinn angebracht werden. Die Hüte ist sehr liecht, es sind darinn mehrere Fenster in der Grösse, wie sie sich auf einer Alpenhüte schicken, angebracht. Das neue blendend weisse, äusserst feste Alpenholz der Wände vermehret das Liecht. Es sind darinn viele Stellen, Nägel, Bänke angebracht, wir konnten all unsern namen- und zahlosen Plunder anbringen, ohne den Raum für uns selbst und die Bequemlichkeit unserer Personen zu verengen. Der erste erfreuliche Anblick für uns darin war eine Aufhäufung von reinen frischen Stroh, woran wir uns getrösten konnten, nicht nur weich zu liegen, sondern uns auch darein vergraben zu können, Der Platz und Stellung der Hüte ist ungemein glüklich gewählt. Mit dem Rüken steht sie fest an einem ungeheuren biß an Grosglokner hin unter dem Kees fortlaufenden Schutthaufen, der sich in den Jahren der Welt vom Grosglokner herab verwittert hatte, der die Hüte wider Schnee- und Grundlehnen schüzt. Vorn ist ein ungefähr 1000□Klafter [= Quadratklafter] weiter ebener Plaz.«

1802 erfolgte eine von Salm bereits 1800 angeordnete Erweiterung der Salmhütte um ein Zimmer. Sie hat nun laut Generalvikar Hohenwart eine Länge von 10,64 m und ist um zwei Fenster auf sieben erweitert worden. An der Ostseite wurde eine Küche aus Steinmauern mit Kamin errichtet.

Zuletzt benützten 1827 einige Offziere des K. K. Generalstabes anlässlich der Franziszeischen Landesaufnahme die Salmhütte. Die Brüder Hermann und Adolph Schlagintweit berichten, dass in den Jahren 1847 und 1848 einige Teile der Hütte wieder sichtbar wurden. Dazu veröffentlichen sie eine Zeichnung, auf der Reste einer Steinmauer zu sehen sind. Die alten Quellen berichten übereinstimmend, dass die Salmhütte ein Holzbau in Ständerbauweise gewesen war. Demnach könnte diese Abbildung die Reste der Küche zeigen. Für den Holzbau der Salmhütte reichte eine Planierung des Grundrisses, auf dem ein Ständerbau errichtet wurde. Diese Bauweise hatte gegenüber einem massiven Blockbau den Vorteil des geringeren Gewichtes für den Transport, doch konnte der leichte Bau den Wetterkapriolen in dieser Höhenlage nicht lange standhalten. Für einen Blockbau wird in der ausgehenden Neuzeit üblicherweise ein Steinkranz als Fundament gelegt, auf den die bearbeiteten Baumstämme aufgebaut werden. Reste eines solchen Steinkranzes sind aber nicht zu erkennen. Ein einfacher Ständerbau hingegen hinterlässt nach seinem Verfall kaum sichtbare Spuren. Um Pfostenlöcher und weitere Spuren nachweisen zu können, müsste eine archäologische Untersuchung im Moränenvorfeld durchgeführt werden. Da Steinschlichtungen der ostseitig angebauten Küche, die hinter der Hütte stand, im untersten Moränenteil noch erkennbar sind, stand sehr wahrscheinlich der südliche Teil der Salmhütte auf dem davor auch heute noch freien Platz der Salmhöhe.

Beide Hütten wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von mehreren Vorstößen des Leiterkeeses in Mitleidenschaft gezogen. Um 1850 erreichten die Gletscher ihren neuzeitlichen Hochstand. Insgesamt blieb die Moräne zwischen 1799 und 1850 zwar weitgehend stationär, doch durch ein Vorrücken von einigen Metern ist die Küche, die direkt an den Moränenrand angebaut war, verschüttet worden. Aber auch die herabfallenden Steinblöcke und der Schutt von der vom vorrückenden Gletscher aufgetürmten Moräne reichten aus, um einen Teil der Hütte zu zerstören. Die Brüder Schlagintweit dokumentieren die Gletscherschwankung des Leiterkeeses folgend:

1799 – 1820 ein Zurückweichen von 40 Meter
1820 – 1829 ein Vorrücken von 40 Meter
1829 – 1848 ein Zurückweichen von 2 Meter

Die 1809 angeblich durch die »mächtige Stirnmoräne« erfolgte Zerstörung der Hütte ist nicht so sehr einem Gletschervorstoß zuzuschreiben, als vielmehr durch die Armut der Bauern erklärbar. 1810 bestätigt auch Professor Thiersch, »dass die Bevölkerung zum Ruin der jahrelang unbenützt gebliebenen Hütte durch habsüchtige Entfremdung der Baubestandteile das Ihrige beitrug«.



Hermann und Adolph Schlagintweit 1850. Rest der Küche, die an der Ostseite der Salmhütte angebaut war. Diese Reste sind bis heute durch die herabfallenden Steine von der Moränenstirn weiter in Mitleidenschaft gezogen worden. (Siehe dazu die Abbildung nächste Seite)

Fürstbischof Salm war im August 1818 zum letzten Mal in Heiligenblut. Auf die Frage, wie in so kurzer Zeit die Hütte so ruiniert werden konnte, meinte er, dass »das böse Wetter, und die bösen Leute« daran schuld seien. Joseph Hoser, der im Jahre 1819 den Kleinglockner erstieg und eine Schilderung seiner Tour 1820 in der Zeitschrift »Hesperus« veröffentlichte, fand die Hütte »ihrer Thüre und ihrer Fensterscheiben beraubt, die Stürme hatten alle Bretter aus den Fugen gerissen. Sie war vollständig unbrauchbar geworden«. Doch diese Zerstörungen wechselten mit immer wiederkehrenden Renovierungen ab. Ein Spiel, das schließlich doch vom Schutt, den der Gletscher vor sich herschob, und dem von der Endmoräne herabkollernden Gestein gewonnen wurde. Denn die Professoren Stampfer und Thurwieser berichteten, dass 1824 die Salmhütte für eine Übernachtung unbrauchbar gewesen sei und sie deshalb ein Quartier in der darunter liegenden Alm aufsuchen haben müssen.

Zwischen 1825 und 1830 sind weitere Renovierungen erfolgt. Möglicherweise wurde sogar auf dem westlichen Teil des Grundrisses der Salmhütte jener Ersatzbau als Steinbau errichtet, von dem 1829 Anton Schrötter berichtet. Karl Hofmann sah von der Salmhütte in den Jahren 1867 und 1869 noch Teile der Grundmauern und einige Bretterlagen verstreut umherliegen. Dieser Befund bestätigt unsere These, dass die Salmhütte nie zur Gänze von der Moräne überdeckt worden war.

Für die Begleitpersonen und das Hilfspersonal wurde in 200 Schritt Entfernung mit dem Bau einer Steinhütte für 15 Personen begonnen. 1800 wurde sie fertig gestellt. Orrasch beschreibt sie als »von Steinplatten ganz solid erbauet und mit Steinplatten gedekt.« Sie dürfte zur Gänze von der ab 1820 bis 1929 vorrückenden Moräne überschüttet worden sein.

Eine 2004 durchgeführte Dokumentation der Stelle, wo sich die Salmhütte befunden hatte, zeigte noch Spuren einer Trockenmauer der Küche. Dieser Teil der Hütte wurde von Moränenschotter überschüttet, möglicherweise etwas vorgeschoben und gehoben. Immerhin aber ist damit ein Dokument der aufwändigsten und wichtigsten Erstbegehung Österreichs in archäologischen Spuren erhalten geblieben.

Dieser Hüttenrest stammt wahrscheinlich von einer der beiden(?) 1829 errichteten kleinen Hütten. Die Hütte war, nach der Größe zu schließen, für 4 Personen konzipiert gewesen. Die Hütten waren Ersatz für



Steinlegungen weisen auf die Reste der Küche hin. Dahinter stehen die Reste einer später erbauten Unterstandshütte. 2004
Foto: Franz Mandl



Unterstandshütte mit den im Osten noch erkennbaren Resten der Steinwände der ehemaligen Küche. Davor stand die filigrane Salmhütte, die zur Gänze verfallen ist. 2004.
Foto: Franz Mandl

die verschüttete Salmhütte bis zur Errichtung der »ersten offiziellen Salmhütte des Alpenvereins« am Fuße des Schwertecks. Diese neue Hütte wurde 1883 in einer eigens ausgesprengten Höhle der Felswand errichtet, war aber wegen der steten Feuchtigkeit bereits 1892 unbenutzbar geworden. Die heute bewirtschaftete Salmhütte wurde schließlich nach langwierigen Verhandlungen mit der Almgenossenschaft und nach der Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg 1928 auf einem lawinensicheren Ort auf dem Hasenpalfen errichtet.

Der Deutsche Alpenverein gab 1871 die erste Glockner-Karte im Maßstab 1:66.000 heraus. Die Salmhöhe ist in ihr richtig eingezeichnet worden. In der 10 Jahre später erschienenen Karte »Gross-Glockner-Gruppe« im Maßstab 1:50.000 bezeichnet die Salmhöhe den Moränenschutt des bereits stark zurückgewichenen Leiterkeeses. 1928 erschien die dritte Karte des Alpenvereins im Maßstab 1:25.000. Diese Karte ist detailreich und ihre Felszeichnung wirkt plastisch. Die Salmhöhe sucht man in ihr allerdings vergeblich. Erst in den neuesten Auflagen ist sie wieder zu finden. In der 7. Ausgabe von 1992 ist die Salmhöhe richtig unter der Endmoräne des Leiterkeeses eingezeichnet worden. Die Einzeichnung der Fundamentreste und der noch sichtbaren Steinwände in die neuen Kartenwerke würden das einmalige Kulturdenkmal der ostalpinen Bergsteigergeschichte aus der Anonymität hervorheben.



Unterstandshütte neben der verfallenen Salmhütte.

Leben am Ende des Kalser Tals

damals und heute

VON MARTIN ROOS

Genauso abrupt, wie das dichte Schneetreiben begann, hat es wieder ausgesetzt. Eine sternklare, beinharte Winternacht beginnt im tief verschneiten Weiler »Taurer«, auf 1500 Meter Meereshöhe, am Ende des über zwanzig Kilometer langen Kalser Tals. Auf der als Rodelbahn freigegebenen Abfahrt herunter von der Moaralm flackert das Licht von Stirnlampen; eingemummelte Kinder kreischen vergnügt auf dem letzten Wegabschnitt. Unterhalb davon, im ausladenden »Tauerwirt«, entsteigen im Kellergeschoss Hotelgäste vor Wonne seufzend dem Dampfbad; sie sind bereits in Vorfreude auf das dreigängige Abendmenü mit großem Salatbüfett. Im Stall hinter dem Hotel schimmert noch Licht durch die Fenster, die, nur einen Spalt offen, tierische Ausdünstungen in dampfenden Schwaden entweichen lassen. Über das schneeblinde Fensterglas huscht ein menschlicher Schatten. Er gehört Hans Rogl, 53 Jahre alt und ein Mann mit fünf Leben.

Bauer, Bergführer, Bergwächter, Gastwirt, Vater. Derartige Verflechtungen von Beruf und Berufung, von Freizeit- und familiären Interessen treten im Südwesten des Großglockners nicht selten auf. Denn obwohl das Tal dort als hervorragender Ausgangspunkt für alle nur denkbaren Aktivitäten rund um Österreichs Vorzeigeberg gilt, kann in Kals von touristischer Massenerschließung keineswegs die Rede sein. Das freut den Bergtouristen, der eine intakte dörfliche Wirtschaftsstruktur antrifft. Doch was der Fremde romantisch empfinden mag, entpuppt sich beim näheren Hinsehen als schier unmenschlicher Kraftakt. Was dennoch nicht heißt, dass der Mensch unter den Anstrengungen des Alltags nicht auch glücklich sein kann. Ein Exempel dafür liefert der Mann, der im Weiler »Taurer« lebt und nach einer neunstündigen Skitour gerade zum zweiten Mal an diesem Tag seine Vieh versorgt. Hans Rogl.

Hans Rogl als Landwirt (Bild unten), um 6 Uhr bei seinen Milchkühen...

...und, als Bergführer (Bild rechts), um 13 Uhr auf dem Gipfel des Bösen Weibls.
Alle Fotos vom Autor



Landwirte seines Schlags schlugen der Konkurrenz vor gut 150 Jahren ein Schnippchen, indem sie den Glockner statt von Heiligenblut von Kals aus bestiegen. Dieser Erfolg sorgte dafür, dass aus einer bettelarmen Talgemeinde ein Bergsteigerdorf wurde. Mehr noch: Kals lief dem benachbarten Heiligenblut in Sachen Glockner-Besteigungen zeitweise sogar den Rang ab.

Fast fünfhundert Mal hat Hans Rogl bereits Jung und Alt auf den höchsten Berg Österreichs geführt. Er ist einer von fünfzehn im Kalser Bergführerverein – ein Verein der schon im 19. Jahrhundert als Wertbegriff galt und den kein anderer als Johann Stüdl im Jahr 1869 ins Leben rief. Dies im selben Jahr, als Stüdl, der Kaufmann aus Prag, mit anderen Gleichgesinnten den Bildungsbürgerlichen Bergsteigerverein gründete – Vorläufer des Deutschen Alpenvereins.

Dem im Alter von 28 Jahren vom Großglockner in den Bann gezogenen Johann Stüdl verdankt Kals viel. 1867 stieg er mit seinem Bruder von Heiligenblut über das Leitertal herüber ins Kalser Tal. Schon ein Jahr später finanzierte Stüdl auf der Fanatscharte den Bau derjenigen Hütte, die zur Ersten des Deutschen Alpenvereins und auf den Namen Stüdlhütte getauft werden



sollte. Im selben Jahr, als Bergführerverein und Bergsteigerverein gegründet wurde (1869), kümmerte sich Stüdl auch um die Seilsicherungen am Südwestgrat des Glockners. Dessen Gipfel wurde damit einem weiteren Kreis von Gipfelaspiranten erschlossen, womit die Kalser mächtig die Werbetrommel rührten, zumal sie das teils unlautere Auftreten der konkurrierenden Bergführer in Heiligenblut von vorneherein zu unterbinden wussten.

Stüdl persönlich brachte die Statuten des Bergführervereins zu Papier, dessen Grundsatz sich gut aus dem Paragrafen Nummer vier herauslesen lässt: »Der Verein darf nur aus tüchtigen, unbescholtenen Männern bestehen (...).« Im Jahr 1877, also acht Jahre nach der Gründung, belief sich die Zahl der Männer im Verein auf fünfzehn – wie auch heute wieder. Aber seinen Boom erlebte das Bergführerwesen in den 1920er Jahren mit bis zu 25 Professionellen. »Bergführer haben wesentlich zum wirtschaftlichen Aufstieg der Gemeinde beigetragen«, erinnert Peter Bauernfeind, Obmann des Kalser Bergführervereins. Gemeinsam mit Franz Senn erreichte Johann Stüdl im 19. Jahrhundert die gesetzliche Anerkennung und die berufliche Absicherung im Alpenverein. Demnach war für die Bergführer eine Altersrente vorgesehen sowie eine finanzielle Absicherung gegen Unfall und Invalidität.

Absturz, Tod, Angst – für Hans Rogl ein Kapitel, über das er nicht gerne laut nachdenkt. Über eigene Gefühle zu sprechen, passt nicht in einen Alltag, der angefüllt ist mit Planung, Pflichten und Terminen; ein Alltag, in dem das fragile Leben am Berg wie auch am Hof ständig unter Strom steht. »Den Eltern war's schon immer bange, wenn ich unterwegs war«, gibt Hans Rogl zu, »und ich hätt' schon immer auch ein ungutes Gefühl, wenn mein Ältester die Bergführerkarriere einschlägt.« Würde er es sich trotzdem wünschen, für Martin? Die Frage bleibt unbeantwortet.

Martin ist der älteste Sohn der vier Kinder von Andrea und Hans Rogl. Momentan pendelt Martin in Fahrgemeinschaft mit dem Nachbarssohn täglich hinunter nach Lienz, weil er

Abseilen à la Fuder: Historisch-Kurioses über Kalser Glocknerführer

Nach den ersten Besteigungen des Großglockners im Jahr 1854 von der Kalser Seite aus begann auch auf der Heiligenblut abgewandten Seite, der Glockner-Tourismus aufzublühen. Doch bevor die Kalser Bergführer als kompetente, geschulte Profis im Ostalpenraum bekannt werden sollten, konnten sie zunächst nur hausbackene Bergtechniken anwenden – die Sicherheitsforschern des Alpenvereins heute wohl die Haare zu Berge stehen lassen.
Auszüge aus dem Bericht eines Glocknertouristen, veröffentlicht im Jahr 1855 in den Wiener »Abhandlungen der K.K. Geologischen Reichsanstalt«:
»Das Herabführen des Heu's ist die Schule, aus der die Glockner-Führer gewandt und unerschrocken hervorgehen. Sie behandeln den fremden Glockner-Besteiger als ein Heubündel, das sie unversehrt in ihre Wohnungen herabbringen sollen, und zwar folgendermassen: Der Fremde wird um die Brust herum an ein langes Seil gebunden; hinter ihm setzt sich einer der Führer in den Schnee, gräbt sich in denselben ein und sucht eine möglichst feste Stellung zu gewinnen, wickelt dann das Seil um seinen Leib und lässt sowohl jenen Teil desselben, an dem der Fremde hängt,

als auch den entgegengesetzten durch seine starken Fäuste gehen. Der Fremde muss nun vorwärts über den Abhang herabgehen, und Schritt für Schritt an dem Seile ziehen. Das Seil reibt sich in den Fäusten des sitzenden Führers sowohl als auch um den Leib desselben. Der hinabsteigende Fremde ist genötigt, die Summe dieser Reibung zu überwinden, indem er mit vorgebeugtem Körper an dem Seile zieht (...). Für den Fall aber, dass der Fremde (...) ausglitte, ist es ihm nicht möglich, in die Abgründe zu stürzen, da er jedenfalls am Seile hängenbleibt; und der im Schnee fest eingegrabene Führer, gewohnt ein fünf – sechs Centner schweres Heufuder auf diese Weise herabzulassen, wird also um so leichter den etwa einen Centner wiegenden Glockner-Besteiger halten.«

Nicht ohne Stolz auf seine »Schäfchen« berichtet im Jahr 1870 der Kalser Pfarrer und Vorsitzende des Bergführervereins über die beginnende Emanzipation im abgelegenen Hochtal:

»Auch wurde der Großglockner heuer nicht nur von Kalser Burschen, die sich zu Glocknerführern heranbilden wollen, wiederholt bestiegen, sondern selbst von weiblichen Talbewohnern aus Kals, und zwar am 25. Juli von vier Mädchen und am 6. September von drei Mädchen und einer Mutter von neun Kindern.«

eine Lehre als Mechaniker macht. Aber abends hilft er häufig seinem Vater. Und die Berge haben es ihm auch angetan. »Wenn er beim Skifahren noch ein bisschen aufholt«, urteilt Hans Rogl, »dann kann er vielleicht den Bergführer machen.«

Als Hans Rogl fast so alt war wie jetzt sein Martin, liebäugelte er auch mit diesem Beruf, fühlte sich als Bergführer berufen. Von der Ecke im Friedhof von Kals, die den Toten am Großglockner gewidmet ist, ließ er sich nicht schrecken, obgleich schon damals vieler Dutzend Verunglückter gedacht wurde. Heute prangen in der Friedhofsecke fünf Kupfertafeln, randvoll mit Namen. Der erste Eintrag, datiert auf Anfang September des Jahres 1873, gilt einem 25-jährigen Wiener, der aus eigenem Verschulden an Erschöpfung starb. Unmittelbar darunter stehen die Namen zweier Bergführer aus Kals sowie der von »Markgraf Pallavicini« und von »Attaché Kromelin«. Die Viererseilschaft unter Leitung des damals schon berühmten Alfred Pallavicini war im Juni 1886 von der Stüdlhütte aus aufgebrochen, um die Gesamtüberschreitung von Glockner-Grat und -Gipfel zu wagen. Sie stürzten mit einer Wechte ab und in den Tod.

Manche Emotionen verbinden heute die älteren Kalser aber mit einem Eintrag, der auf den Kupfertafeln den Titel trägt: »Das Drama am Großglockner. September 1971.« Drei Berg- und Skiführer kamen bei dieser unglücklichen Rettungsaktion ums Leben, sowie zwei Touristen.

Mitten im Pistenskigebiet von Kals, auf dem über 2000 Meter hoch gelegenen Ganotzegg, steht eine Gedenkkapelle mit Aussicht bis zum Großglockner, die ausschließlich Bergopfern gewidmet ist und deren Tafeln 160 Eintragungen verzeichnen. Auch dort wird dem Drama von 1971 gedacht.



Leid und Gloria liegen im Angesicht des Glockners dicht beieinander. Was gibt Hans Rogl dennoch diese Ausdauer und dieses Urvertrauen im Alltag? »Der Glauben«, sagt er und fügt, leicht lächelnd, hinzu: »Der kommt in den Bergen von ganz allein.« Anders lässt es sich auch kaum verstehen, dass im Kalser Tal Kruzifixe an jeder Scheunenwand prangen, in jedem Seitental eine versteckte Kapelle zum Gebet einzuladen scheint und im Landhaus der Rogls neben jeder Zimmertür ein Weihwasserschälchen hängt. Ihre Religiosität haben sich die Kalser bis ins 21. Jahrhundert ungebrochen erhalten, was den Charakter wohl nicht unbeeinflusst lässt. Diesen Befund kommentierte der Lienzer Gelehrte Beda Weber Mitte des 19. Jahrhunderts im »Handbuch für Reisende« mit der Aussage: »Was des Volkes Geist betrifft, kann er nur auf religiösem Felde ermittelt werden, da er sich anderwärts nicht wohl äußert.«

Und so ist der Glaube stets präsent, auch jetzt, während Hans Rogl im Stall den abendlichen Akkord abarbeitet: Futterrinne säubern, Heu aus dem Schober über dem Stall holen, Exkremente in die Mistrinne, per Hand den Kot und Dreck von den Eutern der fünf milchgebenden Kühe waschen. »Wenn man nicht an die Wiedergeburt glaubt, hat das alles keinen Sinn«, sagt Hans Rogl schnell und leise, aber ernst. Für eine Minute hält er auf einem Schemel inne, um einer Kuh ein paar Spritzer abzumelken, bevor er die Saugzapfen der Melkmaschine anlegt. »Diese Arbeit ist einfach da, die musst Du Dir nicht besorgen«, sinniert Hans Rogl. »Da musst Du schon auch Opfer bringen!«

Seit dreißig Jahren führt Hans Rogl den Hof, länger als sein halbes Leben. Seine Eltern gehörten zu den Pioniersfamilien im Tal. Vater Simon hielt nicht nur die eigene Landwirtschaft auf Trab, sondern machte sich auch um Tourismus und Kultur verdient. Da wurde bald jede weitere starke Hand auf dem Hof gebraucht. 1953 kam Johann Rogl auf die Welt, als viertes von insgesamt zehn Kindern. Der Hans ging auf die Volks-, danach auf die Landwirtschaftsschule. Von den fünf Brüdern – fünf Schwestern gehören ebenfalls zur Generation – besuchte Peter, der Älteste, die Handelsakademie; er sollte später den von Vater Simon begründeten Gasthof zum heutigen Vorzeige-Hotel »Taurerwirt« erweitern.

Simon Rogl bot schon in den 1920er Jahren Nächtigungen an – wildromantisch, auf dem Heustock des Futterhauses. In den 1930er Jahren baute er das Haus zu einer Jausenstation aus und legte den Grundstein für ein neues Futterhaus. Als im Winter 1951 die Jausenstation abbrannte ab, führte Simon Rogl die Gastwirtschaft im inzwischen neu erbauten Wohnhaus weiter – dem heutigen »Landhaus Taurer«. Mitte der 50er Jahre investierte er in ein eigenständiges Gasthaus, das im Kern des heutigen »Taurerwirts« gleichsam weiterlebt und von Peter Rogl zum »Vital- und Wanderhotel« erweitert wurde.



Passend zur Sturm- und Drang-Zeit des Bergtourismus und insbesondere des Glockner-Bergsteigerwesens hatten die Kalser ein gutes Fingerspitzengefühl für Fremde entwickelt. Dies bereits vor Ausgang des 19. Jahrhunderts, was Johann Stüdl im Alpenvereinsjahrbuch des Jahres 1871 zur Aussage verleitete: »So abgeschlossen auch das Thal ist und so selten auch in früheren Jahren ein Reisender sich hierher verirrt hat, dennoch ist den Kalsern ein eigenthümlicher Trieb eigen, Neuerungen einzuführen, sich möglichst in den Einrichtungen zu vervollkommnen und den Ansprüchen der Touristen zu entsprechen.«

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts versagten sich die Kalser dem Boom des Skifahrens nicht; an den teils steilen, engen Hängen westlich des Ortsteils Großdorf wuchsen Liftanlagen in die Höhe. Aber die Zahl der Pistenkilometer ließ sich auf dem morphologisch stark eingeschränkten Gelände nicht beliebig aufstocken, sodass das Kalser Pistengebiet unter der kritischen Größe blieb, ab der ein Skizirkus quasi zum Selbstläufer wurde. Eigentlich sollte jüngst ein niederländischer Investor dafür sorgen, dass der notorisch von Stilllegung bedrohte Liftbetrieb wieder schwarze Zahlen schreibt. Aber die seit Jahren anvisierte Feriensiedlung mit rund 300 Betten existiert nach wie vor erst auf dem Papier.

Im Jahr 1880, also elf Jahre nach seiner Gründung, hatte sich der Kalser Bergführerverein konsolidiert und einen Namen gemacht. Dafür sorgte nicht zuletzt eine verbindliche Tarifordnung. So hatten Gipfelstürmer beispielsweise an den Bergführer fünfeinhalb Gulden zu entrichten, um auf den Großglockner, zur anschließenden Übernachtung in der Stüdlhütte und zurück nach Kals gebracht zu werden; 8 Kilogramm des Kunden musste der Führer unentgeltlich mitnehmen, pro Kilo Mehrgewicht und Stunde waren jeweils 4 Kreuzer extra zu bezahlen.

Im Jahr 2006 kostet ein vergleichbarer Aufstieg, geführt von einem Kalser Bergführer ab der Stüdlhütte, zur Erzherzog-Johann-Hütte (Übernachtung) und nach Besteigung zurück zur Stüdlhütte, für eine Einzelperson 280 Euro. Auf die Frage hin, ob und wie viel das Übertragen von Tragelasten auf den Führer kostet, heißt es aus dem Bergführerverein: »Üblicherweise tragen die Gäste den Rucksack selber; für den Gipfelgang kann es aber möglich sein, dass das Notwendigste der Bergführer mitnimmt.« Bleibt zu hoffen, dass auch dieser Fall noch als »erfolgreiche Besteigung« angesehen wird.

Denn wer möchte schon »nach erfolgreicher Besteigung des Großglockners« auf die »Urkunde mit Goldprägedruck, mit Namen und Wohnort als Erinnerung« verzichten, die der Teilnehmer erhält?



Urlaub, sagt Hans Rogl, braucht er nicht. Posieren für das Fotoalbum auf der Kalser Höhe; im Hintergrund: unten Kalser Tal, oben rechts Großglockner.

Findige Kalser setzen auf Eigeninitiative. So hat Peter Rogl den »Taurerwirt« nach modernsten Ansprüchen auf Wellness und Naturerlebnis ausgebaut. In seinem Vier-Sterne-Betrieb können sich die Gäste in Heubädern entspannen oder an Fitnessgeräten trimmen. Peter Rogl kam auch auf die Idee des pauschalen Skitourenurlaubs: eine Woche in der Luxusherberge mit Halbpension und drei geführten Skitouren, die individuell nach Können und Wetterlage vereinbart werden.

Schließlich wohnt ja der Bergführer direkt hinter dem »Taurerwirt«. Es ist Hans Rogl, der mit seiner Frau die schlichtere, aber keineswegs weniger noble Variante des Gästewesens betreibt. Andrea Rogl allerdings ist es nahezu allein, die im »Landhaus Taurer« den Pensionsbetrieb am Laufen hält: die Zimmer richtet, das Frühstücksbüfett mit selbstgemachtem Joghurt und Müsli aufbaut, die E-Mails und Rechnungen schreibt – und »nebenbei« Mann nebst Kinderschar mit Essen, gewaschenen Kleidern und automobilen Bring- und Abholdiensten versorgt.

Viele Gäste kommen jedes Jahr wieder in das Landhaus, weil sie die freundliche Atmosphäre im und die Abgeschiedenheit um das alte Bauernhaus so schätzen. Einige kommen aber extra, weil Hans Rogl im Tal unter Einheimischen wie auch unter Stammgästen als *der* Bergführer gilt. Auf Hans Rogl trifft haargenau zu, was der Münchener Bergsteiger Karl Hofmann 1869 über die Kalser Bergführer schrieb: »Lauter Männer, die schon beim ersten Anblick Vertrauen erwecken müssen. Dazu äußerst bescheiden, gewissenhaft, fast zärtlich besorgt für den Fremden.« Dergestalt ist Hans Rogls Feingefühl für Klienten, dass, hinter ihm auf einen Dreitausender zu steigen, sich nicht anstrengender anfühlt als eine Gipfelwanderung im Fichtelgebirge.

Jede Aktion Hans Rogls erscheint minutiös überlegt und tausendfach erprobt. Das gilt auf dem Berg genauso wie im Stall, an der Melkmaschine. »Die Kalser sind ein emsiges arbeitsames und in ihren Ansprüchen an das Leben äusserst bescheidenes und genügsames Völkchen«, schrieb Stüdl 1871. »Sie wissen mit dem meist sauer Erworbenen vortrefflich hauszuhalten; daher kommt es, dass sich sämtliche eines gewissen Wohlstandes erfreuen.«

Schmatzend hat sich der Zitzengummi des Melkbechers unter Hans Rogls führender Hand in Position gesaugt. Unter dem Fenster des Sammelstücks schäumt die Milch vorbei. Rund dreißig Liter werden an diesem kalten Winterabend zusammenkommen. Sie stammen von fünf der insgesamt neun Kühe, die sich den Stall mit neun Jungkühen und -ochsen, zwei Kälbern und vier Schweinen teilen. Aber wie alle anderen fünfzig Höfe im Tal von Kals können Hans Rogl und seine Familie von der Landwirtschaft allein nicht leben. Auch dann nicht, wenn man zu den gut zehn Euro, die es unten in Lienz für dreißig Liter Milch gibt, noch die EU-Förderungen und die Erträge aus dem Verkauf von Kleinvieh sowie von Produkten unter dem Biohof-Siegel, das Hans Rogl führen darf, hinzurechnen würde.

Ist es allein deswegen, also aus finanziellen Gründen, dass Hans Rogl sich und seinen Tag mit der gleichen Strenge diesem gnadenlosen Taktschlag unterwirft, den er jetzt, nach dem Melken, beim Heugabeln vollführt? Nein. So abgezehrt der gertenschlanke Mittfünfziger beim abendlichen Stalldienst auch wirkt, so hadert er doch keineswegs mit seinem Los.

Urlaub – diese in Form seiner Gäste und Kunden stets präsente Vokabel – hat Hans Rogl erst vor einigen Jahren erstmals selbst an sich erfahren. Vor allem mit dem Ziel, dass Andrea Rogl den Klammern des Alltags im Landhaus ein wenig entkommen kann, begann die Familie, in Herbst und Frühjahr ein Paar Tage Urlaub zu nehmen. Wien, Graz, Koblenz bereisten die Rogls; Andrea und Hans unternahmen sogar eine Pilgerreise nach Jerusalem. Aber nicht ohne Stolz besteht Hans Rogl darauf: »Ich brauch' eigentlich überhaupt keinen Urlaub.« Hans Rogl hat seine Berge. Und in seinem Beruf als Bergführer geht er auf wie die Rose von Jericho nach Regen.

»Heut müssen wir mal dem Herrgott danken – hätte ja auch Bruchharsch sein können«, prostet Hans Rogl in die Runde. Beisammen sitzen er, seine Frau und die drei Hausgäste, die er auf eine neunstündige Skitour mit 1300 Metern Höhendifferenz zum Bösen Weibl mitgenommen hat. Einmal pro Woche schwingt Andrea Rogl für das ganze Haus den Kochlöffel. Damit kultiviert sie die Idee, dass sich die Hausgäste untereinander kennen lernen können und, nach dem separaten Abendessen ihrer Familie, Andrea und Hans Rogl auch ihre Gäste. Dies geschieht vonseiten der Rogls aus echtem Interesse, »offen, gerade, ohne jegliche Ankränkelung der Raffiniertheit und des industriösen Ausbeutens des Fremden«, wie es Johann Stüdl seinerzeit formulierte.

Nachdem Hans Rogl um 22 Uhr den Stalldienst hinter sich gebracht, geduscht und mit seiner Familie zu Abend gegessen hat, fachsimpelt er also mit den Gästen über zwei Schoppen Wein zum Thema Touren, Berge und Ski. Dann bleiben Hans Rogl fünf Stunden Schlaf, um Kraft für einen neuen Tag als Stallmeister und Skitourenführer zu sammeln. Fünf Stunden werden es nur mit Glück, denn um 2 Uhr morgens will Hans Rogl im Stall nach der hochträchtigen Kuh gehen. Danach weiterschlafen kann er nur, wenn die Kuh noch nicht kalbt. Aber ob Hans Rogl nun fünf oder drei Stunden Schlaf bekommt, scheint für ihn einerlei zu sein. Mit blutrot geränderten, aber kraftleuchtenden Augen legt er für den kommenden Morgen den Aufbruch zu einer weiteren langen Skitour auf 7 Uhr fest. »Wie soll denn das Wetter werden?«, fragt ein Hausgast beim gemeinsamen Aufbruch zu den Schlafstuben. Hans Rogl: »Pulverschnee!«



Andrea Rogl, hier hinter ihrem Mann Hans, kann sich nur selten von Haus und Familie lösen, um im Angesicht des Glockners (hinten) auf Skitour mitzugehen.

Bücher zum Weiterlesen:
Louis Oberwalder. Kals am Großglockner – dem Himmel nahe. Gemeinde Kals, 1. Aufl. 2004.
Wolfgang Pusch & Leo Baumgartner. Großglockner. München: Bergverlag Rother, 3. Aufl. 2003.

Abbildung Seite 270: So tief wie die Kapelle zur Rosenkranzkönigin in einem Felsüberhang des Tals sitzt, so tief verankert ist in den Kalsern seit ehedem der Glaube. Abbildung Seite 271: 19 Uhr. Auch nach einem langen Bergtag muss das Vieh ein zweites Mal versorgt werden.

Zuerst Angst vor dem Berg, dann Angst um den Berg

von Clemens M. Hutter

»In stummer Bewunderung sahen wir dem hohen, unnennbar erhabenen Schauspiele zu und eine sanfte Wehmuth bemächtigte sich unserer Seele. Alles war still um uns her, es regten sich nicht die leisesten Lüfte. Die Natur feierte eine ihrer großen, heiligen Stunden.« So beschrieb der bedeutende Salzburger Pädagoge und Topograph Franz Michael Vierthaler als Teilnehmer an der erfolgreichen Glockner-Expedition von 1800 seine Gefühle auf dem Kleinglockner – ein Erlebnis, das heute im starken Gegenverkehr in der Glocknerscharte kaum jemandem zuteil wird.

21 Jahre vorher stand der Geologe, Universalgelehrte und Medizinprofessor Belsazar Hacquet de la Motte mit seinem Reitpferd mutterseelenallein am Rand der Pasterze und befand, dass man den Großglockner nur vom Süden her durch das Leitertal besteigen könne. Einfallendes Schlechtwetter hinderte ihn allerdings daran, die Probe aufs Exempel zu liefern. Das blieb dem aufgeklärten Kärntner Fürstbischof Franz Xaver Graf von Salm-Reifferscheid mit seinen Glockner-Expeditionen von 1799 und 1800 vorbehalten.

Zeitgenossen rühmten an Hacquet, dass er mehr Berge bestiegen habe als die meisten Geologen überhaupt je gesehen hätten. Zu Recht gilt er daher als »alpinistischer Entdecker der Ostalpen«. Sein ungemein unterhaltsames Büchlein »Unterricht für Bergreisen« belegt, auf welche Risiken sich damals Bergsteiger in alpinem Neuland einließen. Beispielsweise rühmt er »Wilddiebe als beste Geleiter, denn sie wissen sich in der größten Gefahr herauszuhelfen, kennen alle Schlupfwinkel ihres Gebirges und man ist sicher, dass man bei ihnen nicht verhungert«. Oder: Man trage eine doppelläufige Pistole bei sich, weil im Gebirge »große Geyer hausen, die auf einen Jagd machen«. Auch solle ein Bergsteiger lieber »nicht beweibt seyn, denn lange und öftere Abwesenheit vom schönen Geschlecht macht, dass dasselbe Gesinnungen annimmt, die die häusliche Glückseligkeit mindestens nicht befördern«.



Erste Darstellung des Glockners, in: Belsazar Hacquet, Mineralisch-botanische Lustreise von dem Berg Terglou in Krain, zu dem Berg Glokner in Tyrol im Jahre 1779 und 1781, Wien 1784.
Quelle: DAV Archiv





Das Glocknerhaus 1902 und 2004; von der Pasterze blieb nur mehr die Randmoräne im Hintergrund.
Quelle: Archiv bzw. Foto Clemens M. Hutter

Die Erstbesteigung des Großglockners erregte enormes Aufsehen und lockte alsbald wagemutige Leute an – auch nach Heiligenblut. Der Arzt Josef August Schultes bestieg 1802 den Glockner und beschwerte sich hinterher über die exorbitanten Preise in Heiligenblut, obwohl es nur aus »einer gothischen Kirche, zway gemauerten Häusern, acht bis zehn hölzerne Hütten und 15 Kirschbäumen« besteht. Gleichwohl war dieser Ort schon auf bestem Weg zum berühmten »Glocknerdorf«, dem sogar Kaiser Franz Josef 1856 die Ehre seines Besuches erwies, ehe er zu jenem Punkt hinauf wanderte, der heute »Kaiser-Franz-Josefs-Höhe« heißt.

Damals wogte allerdings schon ein hitziger Zwist um die Grenzen des touristischen Wachstums in den Alpen. Beispielsweise bedauerte 1835 August Lewald den Bau der Straße über das Stilfser Joch: »Wenn alle Strassen gebaut sein werden und an jedem Alpenraine ein städtisches Wirtshaus stehen wird mit gewinnsüchtigen Wirten, die auf Gletscher spekulieren, dann wird auch das Alpenland vieles von seinen unnennbaren Reizen eingebüßt haben.« Darauf konterte der Münchner Schriftsteller Heinrich Noé, der »literarische Entdecker der Ostalpen«: »Je bequemer die Hochalpen von den entkräfteten und blutleeren Städtern zu bereisen sind, desto mehr Wohltaten wird es diesem Geschlechte erweisen.«

Nüchtern bewertete hingegen der Ortler- und Polarforscher Julius Payer die Entwicklung: »Die Naturschönheiten eines Berglandes bilden ein unschätzbares Capital für dasselbe.« Das belegt die Statistik: 1872 standen schon 34 Personen gleichzeitig auf dem Glockner. Diese Entwicklung bedauerte aber der Mondseer Apotheker Rudolf Hinterhuber, als er 1886 nach vielen Jahren abermals das »Glocknerdorf« besuchte: »Heiligenblut ist jetzt in den Sommermonaten von Fremden überflutet, auch Damen besteigen schon den Glockner – alle Poesie ist von Berg und Thal gewichen.«

In jenem Jahr stand das Glocknerhaus bereits zehn Jahre lang und registrierte bis zu 2.500 Besucher pro Jahr. Allerdings fing es



Der bedeutende Kärntner Künstler Markus Pernhart bestieg den Großglockner neun Mal, um vom Gipfel aus jenes berühmte Panorama zu malen, das ab 1864 Aufsehen auf internationalen Ausstellungen erregte. Er schuf auch dieses Gemälde, das Bergsteiger vor dem winzigen Unterstand auf der Adlersruhe zeigt.
Quelle: Landesmuseum Kärnten

auch herbe Kritik ein, »weil dort die Leute in Betten schlafen und an einer Tafel speisen, deren Substanz nicht aus dem Rucksack eines Führers herausgeschüttet wird«. Aber nicht einmal alpinistische Nostalgiker sehnten jene »gute alte Zeit« herbei, als Bergsteiger auf spartanische Unterkünfte angewiesen waren, in denen »besser zwei Mann in einem Bett schlafen, denn einen allein derleidet es nicht wegen der Flöh, wenn es zwei sind, dann verteilen sich diese Viecher ein wenig«.

Alpinistisch war der Großglockner bereits 1869 hinreichend mit den Anstiegen aus dem Leitertal, auf dem »alten Kalser Weg«, über den Stüdlgrat und über das Hofmannskees erschlossen. Und das Eisklettern bemächtigte sich des Großglockners, als Markgraf Alfred Pallavicini 1876, im Eröffnungsjahr des Glocknerhauses, die nach ihm benannte Eisrinne durchstieg.

Damals drang aber schon die Technik in die Alpen vor. 1871 erschloss die Eisenbahn das Pustertal und 1875 den Pinzgau. Die Begeisterung über diesen Fortschritt dämpfte freilich der urtümliche Zugang zum Großglockner. Von Dölsach bei Lienz brauchte die Postkutsche für die 30 km nach Heiligenblut 6 Stunden, der Fußmarsch aber stand mit 7 Stunden angeschrieben. Vom Norden her verkürzte die einstündige Fahrt mit einem Bauernwagerl von Bruck nach Fusch den siebenstündigen Marsch von der Bahn bis zum Glocknerhaus auch nicht nennenswert.

Diesem Übel sollte eine elektrisierende Idee abhelfen: 1871 dampfte eine Zahnradbahn auf den Rigi und 1887 eine auf den Gaisberg bei Salzburg. Das beflügelte 1889 den Ingenieur Heinrich Schröder zum kühnen Plan, von den Station Bruck eine Zahnradbahn über die Pfandlscharte zur Kaiser-Franz-Josefs-Höhe, dann eine Seilbahn über die Pasterze und zuletzt eine Stollenbahn hinauf zur Adlersruhe zu bauen. So könne man von Wien, München und Innsbruck den Glockner ebenso schnell wie bequem erreichen und den Fremdenverkehr gewaltig ankurbeln. Allerdings ereilte auch dieses Projekt das Los aller Luftschlösser, es löste jedoch wilde Proteste aus.

Nur zu offensichtlich war zu dieser Zeit die Angst vor dem Berg schon der Angst um den Berg gewichen.





Dramatischer Gletscherschwund an der Nordflanke des Großglockners, dokumentiert durch ein Aquarell des bahnbrechenden Glockner-Erschließers Johann Stüdl (ca. 1875) und ein Foto vom gleichen Standort aus 2004.
Foto: Clemens M. Hutter



Der Parkplatz auf der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe 1936, dem Jahr nach Eröffnung der Großglockner Hochalpenstraße.
Archiv GROHAG

Im Frühjahr 1914 brach jedoch unvermittelt die Angst um die Wegefreiheit im Gebirge aus. Ein Rheinländer kündigte nämlich den Kauf von 40 km² Bergland rings um die Pasterze und die Sperre dieses Gebiets ab 1. August für den Touristenverkehr an, weil er dort Steinböcke für die Jagd ansiedeln wolle. Drei Tage vor diesem Termin erledigte aber der Ausbruch des Ersten Weltkriegs dieses Vorhaben.



Heiligenblut ca. 1929. Dem Karrenweg im Vordergrund folgte die von 1930 bis 1935 erbaute Großglockner Hochalpenstraße.
Quelle: Archiv GROHAG

Vier Jahre später, im Mai 1918, schuf der Villacher Holzindustrielle Albrecht Wirth für alle Zukunft klare Verhältnisse. Er kaufte um knapp 4.000 EUR (Geldwert 2006) 41 km² Ödland rings um die Pasterze und schenkte es dem Alpenverein mit der Auflage, es »für ewige Zeiten als Naturschutzgebiet der spekulativen alpinen Fremdenindustrie zu entziehen«.

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg reduzierte Österreich auf ein Siebentel seiner imperialen Größe, schnitt es von seinen wichtigsten Märkten ab und löste eine Wirtschaftskrise aus. Kaum jemand hielt diesen Kleinstaat für lebensfähig. Doch da kam ein Hoffnungsstrahl, weil die E-Wirtschaft begehrlich auf die ungeheuren Wasserreserven der Hohen Tauern schielte. Die Berliner AEG plante 1926 und 1928 allen Ernstes, alles Wasser der Tauern in 2100 m Höhe mit einem System von 1.200 km Hangkanälen aufzufangen und durch Stollen drei Großkraftwerken zuzuleiten. Dieses Megading sollte der deutschen Industrie jährlich 6,6 Mrd. kWh Strom liefern – den dreifachen Bedarf des damaligen Österreich. Allerdings scheiterte dieses Projekt an der Natur, denn jeder Gewitterregen verstopfte einen »Probehangkanal« in Kaprun hoffnungslos mit Geröll. So blieb von dieser Utopie nur das Tauernkraftwerk in Kaprun, das aber die Hälfte seines Wasserbedarfs durch einen 11,6 km langen Stollen aus dem Abfluss der Pasterze deckt.

Der New Yorker Börsenkrach von 1929 löste weltweit eine Wirtschaftskrise aus, die Österreich mit verheerender Wucht traf – mit bis zu 26% Arbeitslosigkeit. Das erforderte Arbeitsbeschaffung und brachte endlich das bereits sieben Jahre alte Projekt einer Großglockner Hochalpenstraße vom Reißbrett. Immerhin hatte die rührige Klagenfurter AV Sektion schon von 1900 bis 1908 die »alte Glocknerstraße« von Heiligenblut zum Glocknerhaus gebaut: Einspurig, geschottert und für Einspänner konzipiert. Der durchschlagende touristische Erfolg dieser Straße beflügelte naturgemäß die Planung einer modernen Hochalpenstraße, die zum Glück ein Alpinist mit großem Respekt für die Natur zwischen 1930 und 1935 baute: Franz Wallack. Er wollte »der Natur nicht mit Technik den Rang ablaufen«.

Ein bemerkenswertes Zeitzeugnis bot am Tag nach der feierlichen Eröffnung das »Erste Internationale Glockner-Rennen«, zu dem angeblich zehntausende Schaulustige in 4000 Pkw, 150 Bussen und 4700 Motorrädern angereist waren, um die europäische Renn-Elite zu bewundern. Es störte niemanden, dass 13 von 75 Rennwagen wegen Motorschadens ausfielen. Ein aufschlussreiches Bild über die Autos jener Tage zeichnen jedoch Ratschläge im 28-seitigen Rennprogramm: Bergan fahre man am besten »mit kleinerem Gang und wenig Gas, weil viele Motoren zum Heißlaufen neigen«; beim Parken sei »unter allen Umständen der Benzinhahn abzusperren«, damit heiße Motoren nicht den Treibstoff in Brand setzen; unter den Inserenten in diesem Programm warb der »Kunstsalon F. Welz – Salzburg« mit einem heute unvorstellbaren Angebot: »Klimt – Schiele – Kokoschka«.

Die Glocknerstraße weckte indessen abermals touristische Begehrlichkeiten. 1933 tauchten Pläne auf, eine Seilbahn von der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe auf die Adlersruhe zu bauen. Doch Kärnten schritt mit Hinweis auf Wirths Vermächtnis mit einem Verbot ein und stellte die Region unter Naturschutz. 1935 wollte man die Glocknerstraße von der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe fast 3 km weit bis in den Wasserfallwinkel verlängern und von dort eine Seilbahn auf den Fuscherkarkopf bauen – »so etwas wie ein österreichisches Jungfraujoch«. Den heftigen Streit zwischen Empörten und Touristikern entschied schließlich das österreichische Höchstgericht. Es genehmigte lediglich den Gamsgrubenweg mit der Auflage, dass Wächter die Naturschutzflächen beiderseits dieses Weges »gegen Betreten durch Unbefugte sichern«.

1971 beschlossen die Bundesländer Kärnten, Salzburg und Tirol, die Kerngebiete der Hohen Tauern unter den strengen Schutz eines Nationalparks zu stellen. Ein beträchtlicher Teil der Reaktionen folgte dem üblichen Verhaltensmuster, wenn die Obrigkeit Einschränkungen verfügt: Erst bekämpfen, dann kritisch zerpflücken und schließlich für die Werbung nutzen – u. a. mit dem Argument, dass man auf der Glocknerstraße binnen einer Stunde alle Vegetationsstufen des Nationalparks zwischen Bauernland und Gletschern durchfahre; das entspreche einer 5.000 km langen biologischen Reise von Salzburg in die Arktis.

Dieses Erlebnis zog 1990 offensichtlich auch zwei drahtige Pensionisten an, die eines strahlenden Morgens beim Hochtor etwas verloren herumstanden. Es waren Dresdener ohne Pkw. Also lud ich sie zur Mitfahrt bis zur Kaiser-Franz-Josefs-Höhe ein. Dort angekommen, standen sie wie festgewurzelt vor der grandiosen Kulisse, über ihre Wangen rannen Tränen und dann stotterten sie: »Ein Bergsteigerleben lang waren wir in der DDR eingesperrt und auf die Tatra angewiesen. Endlich ging doch noch unser Herzenswunsch in Erfüllung, den Großglockner zu sehen.«

Kaum je begriff ich Vierthalers Stimmung auf dem Kleinglockner im Jahr 1800 besser.



Am 4. August 1935, dem Tag nach der Eröffnung der noch nicht asphaltierten Glocknerstraße, fand das erste von zwei internationalen Glocknerrennen statt, das der Italiener Mario Tadini auf einem Alfa Romeo mit einem Schnitt von 79 km/h gewann. Seine Siegesprämie betrug 5.100 Euro (Geldwert 2006.
Quelle: Archiv GROHAG

Stau unterm Gipfelkreuz und Einsamkeit über den Wolken

– alpine Möglichkeiten in der Glocknergruppe

VON WOLFGANG PUSCH



Im oberen Teil des Stüdlgrats anlässlich einer Winterbegehung. Alle Fotos vom Autor

Dass der Großglockner als höchster und berühmtester Berg Österreichs ein Magnet für Bergsteiger aus ganz Mitteleuropa ist, muss nicht erst erklärt werden. Viel gerühmt ist seine Gesteinsqualität, die beeindruckende Gipfelaussicht, die Vielfältigkeit der möglichen Touren und begehrt ist das Prestige, das man sich offensichtlich mit der Besteigung dieses Berges verdient. Nicht anders ist der nach wie vor große Ansturm auf diesen in jeder Hinsicht exponierten Gipfel zu erklären, wenngleich er in Zahlen ausgedrückt nicht ganz so hoch ist, wie vormals geschätzt. In einer Zählung des Alpenvereins im Sommer des Jahres 1994 wurde der Ansturm erstmals in Zahlen dokumentiert: Vom 3. Juli bis 16. September des Jahres erreichten knapp 5000 Bergsteiger den Gipfel, viel weniger als zunächst geschätzt. Es blieb auch bei lediglich drei Tagen, an denen mehr als 150 Bergsteiger stolz die Hand ans Gipfelkreuz legten, während es 71 Tage mit unter 50 Bergsteiger waren – bei durchwegs gutem Wetter. Steht man heutzutage im berüchtigten Stau am Gipfelgrat des Kleinglockners, so mag man es kaum glauben und tröstend wirkt es noch weniger. Wie man dem Gipfelstau vielleicht ein Schnippchen schlagen kann, darauf komme ich noch zurück. Diese Zählung ist nun auch schon wieder 12 Jahre her, doch hat sich nach Einschätzung der Bergführer und Hüttenwirte vor Ort an den Zahlen seither wenig geändert – am Berg hingegen umso mehr.

Fragt man heute nach alpinen Möglichkeiten einer vergletscherten Gebirgsgruppe, so steht im Vordergrund sogleich die Frage, was sich in Zeiten rasant schwindender Gletscher und auftauenden Permafrosts denn geändert haben mag. Dies zudem, als keine allgemein gültigen Aussagen mehr möglich sind und die Verhältnisse von Jahr zu Jahr extrem schwanken können. Im August 2002 beispielsweise waren die berühmten Eistouren der Nordseite am Großglockner in bemerkenswertem Zustand, ein Jahr darauf im Jahrhundertsommer 2003 war bereits Anfang Juni an eine Begehung nicht mehr zu denken. Die Glocknergruppe ist insbesondere seit etwa zehn Jahren massiv von den heißeren Sommern betroffen und die Auswirkungen sind vielfältig. Ein Überblick:



Gipfelaussicht vom Großglockner nach Nordwesten.

• Der über Jahrzehnte als Normalweg geführte Anstieg über das Hofmannskees ist aufgrund des Rückgangs und der einhergehenden Verschrundung dieses Gletschers sowie der Steinschlaggefahr aus den ausapernden Felsinseln kaum mehr zu begehen.

• Nach der fast dreijährigen Sperrung des früher hochfrequentierten Gamsgrubenweges musste die ohnehin in ihrer Bausubstanz geschädigte Hofmannshütte geschlossen werden, obwohl der Weg durch einen verlängerten Stollen wieder freigegeben ist.

• Unter der Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe bricht der Grat aufgrund des auftauenden Permafrosts förmlich auseinander, die Sanierungsmaßnahmen beeinträchtigen den Hüttenbetrieb und verschlingen Unsummen.

• Die großen und berühmten Eiswände der Glocknergruppe sind weitgehend nur noch im Frühjahr und Frühsommer begehbar.

• Die Pasterze, größter Gletscher der Ostalpen, fällt in sich zusammen, der Abfluss des Eises aus dem Nährgebiet in das Trogtal ihrer einst eindrucksvollen Zunge ist nahezu versiegt, riesige Felsinseln schnüren die Zunge ab.

Großglockner – Berg der Vielfalt

Die Bergführer der beiden Gemeinden am Fuß des Großglockners, Heiligenblut und Kals, haben jedoch bereits früh auf die Veränderungen reagiert. Bereits im Vorfeld der Jubiläumsfeiern zum 200. Jahrestag der Erstbesteigung des Großglockners wurden Sicherungsstifte im Aufstieg zur ausgeaperten Hohenwartscharte angebracht. Dem Aufstieg der damaligen Erstbegeher, der in den letzten Jahrzehnten zusehends in Vergessenheit geraten war. Heute ist genau dieser Anstieg, mit Stützpunkt Salmhütte, wieder der Zugang zum Großglockner für all jene, die von Heiligenblut starten.

Den Löwenanteil der Glocknerbesteiger hat inzwischen jedoch Kals. Mit dem Neu-

bau der Stüdlhütte in der Fanatscharte, verbunden mit einer Erhöhung der Kapazität bei Erfüllung der Umweltstandards, hat sich dieser Stützpunkt zum wichtigsten der Glockneraspiranten entwickelt. Für die Stüdlhütte spricht, dass der Hüttenweg recht angenehm und kurz ist, der Gipfelanstieg 200 Höhenmeter kürzer ist als jener von der Salmhütte und nicht zuletzt, dass die Stüdlhütte über drei regelmäßig begangene Gipfelanstiege zum Großglockner verfügt. Denn neben dem Normalweg und dem ohnehin seit Jahren beliebten Stüdlgrat, steht auch der Nordwestgrat mittlerweile hoch im Kurs. Beide Grate, Stüdl- und Nordwestgrat, erfordern jedoch weit höhere alpine Fähigkeiten als der ohnehin nicht leichte Normalweg. Nicht zu vergessen die Eisanstiege in der Nordostseite. Womit wir beim Kernthema wären, welchen Weg soll man denn nun wählen zum Glocknerglück, und vor allem wann, wenn möglich ohne Gipfelstau??

Bleiben wir beim Normalweg. Über welchen Weg und welche Hütte man die Adlersruhe, an der sich die Zustiege zum Normalweg vereinen, erreicht, bleibt Geschmackssache. Stüdlhütte und Salmhütte stehen zur Verfügung, von beiden kann der Gipfelgang direkt angetreten werden, ohne Übernachtung auf der Erzherzog-Johann-Hütte, die als weitere Option natürlich dennoch zur Verfügung steht. Von der Adlersruhe bleiben zweieinhalb Stunden Anstieg ohne Wartezeiten. Der Normalweg zum Großglockner ist anspruchsvoll und eng, und letztlich ist nur dies der Grund für den Gipfelstau, nicht die schiere Anzahl der Bergsteiger. Deshalb der Appell: Gehen Sie diesen Gipfel nur an, wenn Sie sich im II. Grad souverän bewegen, sich von Ausgesetztheit nicht beeinträchtigen lassen und zudem das Seil zu Ihrem Gefährten auch sinnvoll handhaben können. Zuviel Unverständliches sieht man an diesem Berg, und zu viel passiert jedes Jahr.

Wer dennoch trotz Fehlens der genannten Voraussetzungen dem Ruf dieses Berges nicht widerstehen kann, der möge sich in die Hände eines Bergführers begeben.

Dem Gipfelstau entgeht man durch konsequente Anwendung der eigentlich allen bekannten »Geheimrezepte«: Man meide die Wochenenden generell, bevorzuge die



Kurz unterhalb des Gipfels am Normalweg. Blick zurück zum Kleinglockner (links) und zur Adlersruhe (Bildmitte).

Vor- und Nachsaison und beziehe die Option, den Gipfel vielleicht am späten Nachmittag von der Erzherzog-Johann-Hütte aus zu besteigen, in seine Überlegungen mit ein. Denn der Abstieg zur Hütte dauert ja ebenfalls nur zwei Stunden, und zwei Stunden vor Sonnenuntergang am Gipfel, das hat doch was.

Obwohl der Glockner aufgrund seiner Anforderungen im Gipfelbereich kein klassischer Skiberg ist, ist mit dem Boom des Tourengehens, der in den letzten Jahren festzustellen ist, eine zweite Saison eröffnet. Die Stüdlhütte ist inzwischen auch im Frühjahr bis etwa Mitte Mai geöffnet und verzeichnet einen Ansturm, der die Anwendung obiger Geheimtipps inzwischen auch für die Skitourensaison am Großglockner empfehlenswert macht. Der Glockner bleibt dabei aber auch ein anspruchsvoller Skiberg, denn neben dem tiefverschneiten Gipfelgrat ist es vor allem die steile Flanke des obersten Ködnitzkeeses (bis 45°), die so manchem das Fürchten lehrt. Der Steig über den Grat zur Adlersruhe ist hier die weit sicherere Variante.

Krönung des Skitourengehens ist natürlich die zweitägige Glocknerumfahrung. Vorzugsweise mit Start an der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe nach Öffnung der Hochalpenstraße, der landschaftlich unbeschreibliche Aufstieg über das Teufelskampkees zum Romariswandsattel mit Abfahrt zur Stüdlhütte und dortiger Übernachtung. Anderntags über den Normalweg zum Gipfel und Abfahrt über die tief verschneiten Spalten des Hofmannskeeses hinunter zur Pasterze und wieder zurück zum Ausgangspunkt.

Somit ist zum Normalweg fast alles gesagt, aber nur fast: Ein weiterer Anstieg zur Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe verdient Erwähnung. Es ist dies der Meletzkigrat, der vom ehemaligen Frühstücksplatz des nun nicht mehr begangenen Hofmannsweges in einem Zug bis fast unter die Adlersruhe leitet. Die schlechten Verhältnisse auf dem Gletscher umgeht man dabei in bestem Kletterfels im II. Grad, stellenweise durch angebrachte Bohrhaken gut



Am Glockner-NW-Grat. Abseilstelle in die Scharte vor dem Teufelshorn, Großglockner-NW-Grat.

abzusichern. Wer also dennoch von der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe über die Nordostseite die Adlersruhe erreichen möchte, dem sei dieser Anstieg empfohlen.

Wie schon eingangs angemerkt, zwei weitere Alternativen stehen von der Stüdlhütte aus zur Verfügung. Zum einen der allseits bekannte Stüdlgrat. Ein wirklich großartiger Gratanstieg in festem, griffigen Fels, der in den heißen Sommern meist auch gänzlich schneefrei ist – die Erwärmung verschlechtert nicht alles, wie man sieht. Hinzuweisen ist bisweilen auf ein nach wie vor verbreitetes Missverständnis, der Stüdlgrat sei ein Klettersteig. Dies war er vor 120 Jahren, heute ist der gesamte Grat mit Schwierigkeiten bis zum oberen III. Grad frei zu klettern.

In den letzten Jahren in Mode gekommen ist der Nordwestgrat des Großglockners, nicht zuletzt, weil auch der Stüdlgrat an Wochenenden etwas überfrequentiert ist. Am Nordwestgrat sind die Anforderungen noch etwas höher als beim Stüdlgrat, gleich, ob man den gesamten Grat mit Überschreitung des Teufelshorns geht (bis IV,

beim Zustieg 50° zur Unteren Glocknerscharte) oder die verkürzte Variante ab der Grögerschneide (III+, 50° beim Zustieg). Routine im Umgang mit den Sicherungsmitteln und beim Klettern selbst sind angesichts der Länge der beiden Grate die entscheidende Voraussetzung.

Bleiben die ehemals großartigen Eiswände des Großglockners: Die Nordostseite des Berges, die gewaltige Flanke zur Pasterze ist einsam geworden und zeigt sich zusehends ausgeapert den zahlreichen motorisierten Besuchern der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe. Mit einer Ausnahme: Jene Wochen unmittelbar nach Öffnung der Hochalpenstraße, vorzugsweise an den Wochenenden. Da wird das Parkhaus zur Biwakhöhle. Anfahrt nach Ende der Arbeit am Freitag, kurz vor dem Nachtfahrverbot rein ins Parkhaus und nun entweder nachts gleich durchstarten, 1800 Höhenmeter in einem Zug via Pallavicinirinne zum Gipfel, oder aber man bricht in der Früh zunächst zur Biwakschachtel auf, um die Tour am Folgetag zu gehen. Die übrigens bestens gepflegte Biwakschachtel mit ihren sechs Plätzen ist an den Mai- und Juniwochenenden dann hoffnungslos überfüllt. Die klassischen Eiswände gerade der Ostalpen erleben, paradoxer Weise entgegen ihrem materiellen Niedergang, eine bemerkenswerte Renaissance, belebt durch mehrere Ursachen. Das Eisklettern hat durch die Entwicklung der Ausrüstung eine Breitenentwicklung ähnlich dem Skitourengehen erlebt. Eine wachsende Zahl junger Freaks verbringt ihre Freizeit im Winter an gefrorenen Wasserfällen – eine 50 Grad geneigte Firnflanke ist für derart trainierte Alpinisten heute ein Kinderspiel, vorausgesetzt, man bringt noch einen Teil alpine Erfahrung, Kondition und Beurteilungsvermögen der Verhältnisse mit. Für letzteres ist dies die eigentliche Revolution: Im Internet werden die Verhältnisse sämtlicher Eiswände rege ausgetauscht und diskutiert, man fährt heute nicht mehr zur »Palla«, ohne sich aktuellste Fotos aus dem Netz geladen zu haben. So herrscht bei akzeptablen Verhältnissen konzentrierter Hochbetrieb in den klassischen Eisflanken des Großglockners, Pallavicinirinne, Berglerrinne und nicht zu vergessen die eigentlich mit Abstand schönste Eistour am Glockner, die Mayerlrampe.



Abseilen vom Teufelshorn am NW-Grat des Großglockners.

Großglockner, Großglockner, Großglockner, gibt's denn noch was anderes in der Glocknergruppe? Aber sicher! Ein Magnet wie der Großglockner hat den Vorteil, dass es im Rest der Glocknergruppe recht ruhig ist und man durchaus auch beschauliche Stunden ohne Stau und Hektik erleben kann:

Lohnende Trabanten

Nehmen wir als erstes weil schönstes Beispiel den unmittelbaren Nachbarn des Großglockners, im Jargon eines Altvorderen wie Willi End gar der »Rivale«: Die Glocknerwand. Ein etwas seltsamer Berg, ein riesiger Kamm ohne ausgeprägten Gipfel, nur siebzig Meter niedriger als der gerade 500 Meter entfernte Überallesgipfel. Über den Nordwestgrat der Glocknerwand lässt sich der zweite und höchste Gipfelturm des Kamms, der 3721 m hohe Pöschlturm, mit beschaulicher Kletterei im III. Grad über traumhaften Fels erreichen. Ausgenommen vielleicht die ersten fünfzig Höhenmeter des Grates hinauf zur ehemaligen Pallaviciniwechte, bis dort ist es leicht brüchig. Wohlgemerkt ist dieser Berg nach Großglockner und Wildspitze der dritthöchste Österreichs, und am Gipfel ist man ziemlich sicher alleine.

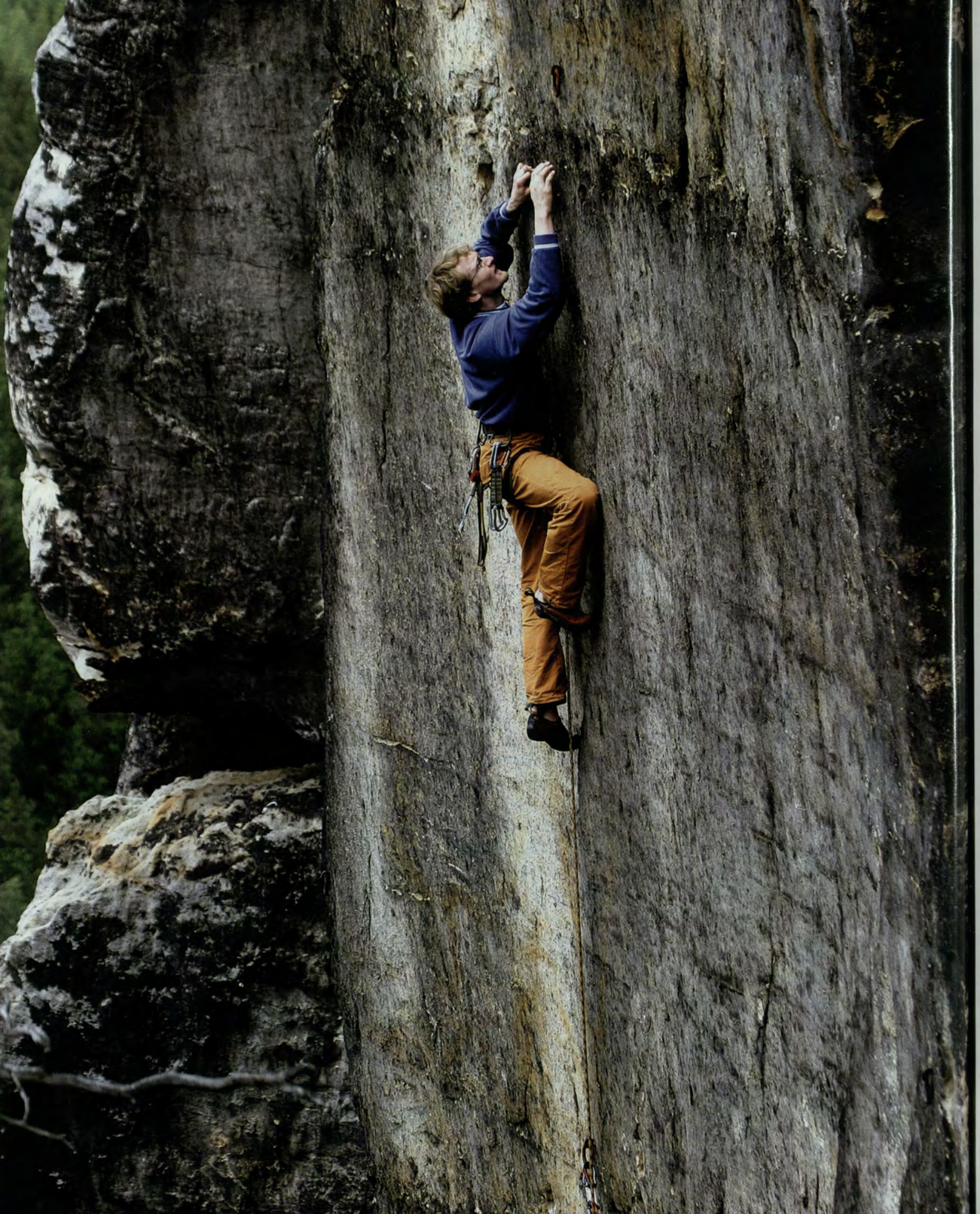


Ankunft am Gipfel des Großen Wiesbachhorns.

Auch die nordwestlich sich anschließenden Gipfel über den Romariswandkopf bis hin zum Eiskögele sind recht einsam, obwohl sie im Unterschied zur Glocknerwand leicht zu erreichen sind. Eindrucksvoll für gemäßigte Hochtourengeher ist das Revier der Oberwalder Hütte, wo man als Zugabe die spektakuläre Nordostseite des Großglockners stets im Blick hat. Klassischen Ostalpengletschertouren wie etwa der Johannisberg, Hohe Riffl oder die Bärenköpfe sind Ziele dieses Stützpunkts. Zwischen drei und fünf Stunden liegen die Anstiegszeiten auf diese Gipfel, die Anforderungen liegen je nach Ziel zwischen 25° und kurzen Stellen 50° im Eis. Im Fels ist in der Glocknergruppe, abgesehen vom Hauptgipfel selbst, leider nicht viel zu holen: Brüchiger, abwärtsgeschichteter Glimmerschiefer (»Bratschen«) formt die meisten Gipfel, weshalb die Wände nach dem Verlust ihres Eiskleides absolut tabu sind und auch so mancher Felsgrat mit Vorsicht zu genießen ist. Der Fuscherkarkopf beispielsweise kann zwar auch von ambitionierten Wanderern über den markierten und stellenweise versicherten Steig über seinen Südwestgrat bestiegen werden (Stellen II), verlangt aber Vorsicht im sandigen Gestein. Dennoch ein absolut lohnender Gipfel, bietet er doch eine großartige Aussicht auf die wildeste Glocknerseite.

Ein Juwel bleibt der dritte ganz große Gipfel der Glocknergruppe, das Große Wiesbachhorn. Vom Heinrich-Schwaiger-Haus über den Kaindlgrat bietet dieser Berg ebenfalls eine Paradehochtour der Ostalpen. Den Kaindlgrat geht man dabei vorzugsweise im Frühsommer unmittelbar nach Öffnung der Hütte, wenn auch der Gipfelaufschwung noch verfirnt ist – spät im Sommer apern auch hier die unschönen abwärts geschichteten Platten aus Glimmerschiefer aus.

Unzählige weitere Gipfel werden zu Unrecht meist nur von Einheimischen bestiegen. Ob der Hohe Tenn von der Gleiwitzer Hütte, der Hocheiser als wunderbarer Skiberg von der Rudolfshütte oder vom Enzinger Boden, oder die Hohe Dock von der Schwarzenberghütte – überall wird man abseits des großen Glocknerrummels der Hochalpenstraße oder der unmittelbar am höchsten Gipfel liegenden Hütten mehr oder weniger allein unterwegs sein.



Forum Alpenverein

Jan Mersch

Nicole Slupetzky

Hans Heiss

Reinhold Messner

Josef Klenner

Die Spirale dreht sich weiter

Herausragende alpinsportliche Leistungen der letzten Saison

VON JAN MERSCH

Die zusammengefassten und beschriebenen alpinsportlichen Betätigungen – zwischen Bouldern und Everest – fanden im Zeitraum Januar 2005 bis März 2006 statt. Für die folgenden Jahresrückblicke ist dann immer der 21. März des laufenden Jahres der Stichtag. Dadurch schiebt sich das Betrachtungsfenster des alpinistischen Jahresrückblicks näher an die Gegenwart heran und die lange Patagonien-Saison ist besser zu erfassen.

Eine weitere Veränderung gegenüber den Vorjahren besteht in der detaillierten Betrachtung eines Bereichs bzw. einer alpinen Tradition, die in den Ländern der Herausgeber beheimatet ist. In diesem Jahr ist der Fokus auf die aktuelle Situation im sächsischen Elbsandstein scharf gestellt und die klettersportliche Entwicklung im Elbsandsteingebirge wird vertieft behandelt. Dafür ist allerdings der internationale Bogen nicht mehr so detailliert und umfassend gespannt.

Grundsätzlich ist das allgemeine alpinsportliche Niveau ungemein hoch. Eine Besteigung des Everest gehört heute zum guten Ton in den oberen Gesellschaftsschichten, Sportklettern bis 8c ist normal, beim Wasserfallklettern steht man Schlange in den Meisterstücken der letzten Winter und M 10 ist genau der richtige Schwierigkeitsgrad zum Aufwärmen für die Profis.

Die Beurteilung der Spitzenleistungen wird durch die ungemein hohe Leistungsdichte erschwert. Was ist bemerkenswert: 8c+ eines Profis oder 20 Wasserfälle im Eisgrat 6 eines Normalbürgers?

Die im folgenden dargestellten Abenteuer, Leistungen und Heldentaten, stellen den Versuch dar, die unterschiedlichen Spielformen des alpinistischen Treibens im High End Bereich exemplarisch darzustellen. Ein Anspruch auf Vollständigkeit besteht nicht.

Expedition

Im Allgemeinen versteht man unter Expedition eine Entdeckungsreise in unerforschtes Gebiet. Abgeleitet vom lateinischen »expeditio« – Erledigung, Feldzug – ergibt sich auch die Bedeutung einer Herausforderung im sportlichen, technischen oder logistischen Sinn. Im sportlichen Zusammenhang gilt es als inneres Ziel, seine persönliche physische oder psychische Leistungsgrenze zu erleben, oder als Ziel mit Außenwirkung etwas zu tun, was so noch niemand getan hat. In der Regel sind Extremsportler (und eben auch Expeditionsbergsteiger) keine waghalsigen Draufgänger, sondern Spitzensportler, die an ihre Grenzen gehen, aber nicht darüber hinaus. Sie bereiten ihre Projekte und Expeditionen sehr gut vor (Ausrüstung, Team, Ernährung, Sportmedizin, Wetter, Gelände, Navigation, Notfallmanagement, Rettungsgeräte, etc.).

Im alpinistischen Zusammenhang wird unter dem Begriff Expedition sehr Unterschiedliches subsummiert. Höhenbergsteigen, Kletterreisen in unerschlossene Gebiete, alpines Bergsteigen in unzugänglichen oder exponierten Regionen. Durch den Einsatz von Satellitentelefonen und die bedingte Verfügbarkeit von Helikoptern ist die Abgeschiedenheit selbst im hintersten Winkel der Erde heute de facto nicht mehr gegeben, außer man legt sie sich selbst auf. Sogar in den höchsten Wänden an den 8000ern kann man heute die aktuelle lokale Wetterprognose abfragen und bei Schwierigkeiten Verbindung zum Rest der Welt aufnehmen. Eindrücklich war die Helikopterbergung eines slowenischen Soloklletterers aus der Rupalflanke am Nanga Parbat aus einer Höhe von ca. 6000 m. – Die Besucherzahlen seiner Homepage waren sensationell.



Das alpinistische Highlight des Jahres: eine Erstbegehung in der Rupalflanke am Nanga Parbat durch Steve House und Vince Anderson.
Foto: Steve House

Dementsprechend breit gefächert ist heute das eingegangene Commitment, der Einsatz und damit das Risiko. Die Stilfrage rückt gerade bei den Expeditionen immer mehr in den Vordergrund der Herangehensweise der Aktiven wie auch der kommentierenden alpinen Öffentlichkeit. Auferlegter Verzicht und Selbstbeschränkung werden neben dem Explorationsgedanken, dem Wagnis echtes Neuland zu betreten oder einen innovativen Zugang im Besteigungsstil zu versuchen, immer mehr zum Qualitätsmerkmal einer Unternehmung, neben der reinen technischen Schwierigkeit.

Große Wände mit immer längeren, schweren Routen in minimalistischem Alpinstil zu begehen gilt als »State of the art«. Dabei müssen die Kletterer die klassischen alpinen Fähigkeiten mit den Techniken des Sportkletterns und der Taktik der Speedbegehungen verknüpfen.

Höhenbergsteigen über 7500 m

Steve House und Vince Anderson gelingt in einem Meisterstück an Purismus im alpinen Superleichtstil die Erstbegehung einer neuen und direkten Route in der Rupalflanke am Nanga Parbat, 8125 m. Anfang September durchsteigen die beiden US-Amerikaner den »Zentralpfeiler«, 5.9 M5 X WI4, Wandhöhe 4100 m und lösen damit eines der letzten großen Probleme im Himalaya. Seit Jahrzehnten verfeinerte House die Taktik und Herangehensweise, um im echten Alpinstil hohe Wände zu durchsteigen. Kompromisslos gelingt die Umsetzung am Nanga Parbat. Nach einem vorangegangenen Versuch 2004, gelingt dem Zwei-Mann-Team die Durchsteigung dieser technisch anspruchsvollen Wand in nur sechs Tagen bis zum Gipfel. Auf der letzten, leichteren Etappe zum Gipfel reduzieren sie ihr Material nochmals. Nur mit einer 5mm Reepschnur, minimalster Biwakausrüstung und einem Rucksack erreichen sie spät den Gipfel und kämpfen sich in zwei Tagen über eine leichtere Route zurück ins Tal. Die Verleihung des Piolet d´Or 2006 für diesen alpinistischen Meilenstein lässt keine Diskussionen aufkommen.

Ähnlich gekonnt erreichen die beiden Kasachen Denis Urubko und Serguey Samoilov auf neuer Route durch die lawinengefährdete SW-Wand, 2500 m, M6+, nach 6 Tagen im alpinen Stil am 25.07. den Gipfel des Broad Peak, 8047.

Mit der Traversierung vom Nordgipfel, 7199 m, zum Zentralgipfel des Chomo Lon-

zo, 7540 m, bei hohen technischen Schwierigkeiten gelingt den Franzosen Yannick Graziani, Christian Trommsdorf und Patrick Wagnon die Erstbesteigung von zwei recht hohen jungfräulichen Gipfeln in Tibet.

Gerlinde Kaltenbrunner (A), Ralf Dujmovits (D) und Hirotaka Takeuchi (J) durchsteigen bei relativ unangenehmen Bedingungen mit viel Neuschnee, die Shishapangma Südwand auf der Britenroute im Alpinstil. Damit setzt das Trio seine eindrücklichen Begehungen und Versuche an den höchsten Bergen fort. Gerlinde ist die erste Frau, der eine Begehung der Südwand gelingt (siehe Beitrag Gaby Funk, S. 120).

Gerfried Göschl (A) gelingt die Besteigung zweier Achtausender, Shisha Pangma und Everst (ohne Sauerstoff), innerhalb einer Saison über die Normalrouten.

Schwere Routen an hohen Bergen

Die zwei jungen Slowaken Jozef Kopold und Gabo Cmarik, beide Anfang 20, legen ein beeindruckendes Zeugnis über ihre harte slowakische »Alpinschule« ab. In der S-Wand des Großen Trangoturm begehen sie in 90 SL »Assalam Aleikum«, 8 A2, im puren Alpinstil mit minimalster Ausrüstung.

Peter Anzenberger am Driffika.
Foto: Jan Mersch



Der Schweizer Ueli Steck beweist seine Ausnahmestellung mit der Soloaktion Khumbu Express im April 2005. Alleine begeht er in zwei Tagen die schwierige Nordwand des Cholatse, 6440 m, und hängt kurz darauf noch als Morgenlauf vor dem Frühstück die Durchsteigung der Ostwand des Tawoche, 6505 m dran. Den Gipfel hatte seit fünf Jahren keiner mehr erreicht.

Mick Fowler und Chris Watts haben auch 2005 wieder im typisch britischen Stil zugeschlagen. Die Erstbesteigung des Kajaqiao, 6447 m, das »Matterhorn« Nyainquentaglias im Osten Tibets, im Wunderland der unbestiegenen 6000er, im Alpinstil, 6 Tage rauf – 3 Tage runter, 1,5 m Neuschnee, -20°, 80er Wind, Lawinensurfen im Zelt: Hört sich nach britischen Spezialitäten an.

In der gleichen Ecke Tibets gelingt dem Schweizer Gabriel Voide die Erstbesteigung des Namla Karpo, 6316 m, über den Nordwestpfeiler (6+ WI5, 1600 m).

Ein junges Team des DAV-Expeditionskaders kann in Charakusa (Karakorum) einige Gipfel besteigen und sich im steilen Granit versuchen. Driffika, 6447 m, Sulo, 5900 m, Beatrice, 5450 m, und Nasser, 5300 m, werden mehrfach erklettert.

Im selben Gebiet gelingt Hans Mitterer (D) und Cedric Hählen (CH) im Alpinstil die erste Besteigung des Farol Hauptgipfels, 6370 m, über den Westpfeiler. Die Mannen des DAV waren hier kurz zuvor abgeblitzt.

Patagonien, Alaska und ähnliches

Den Italienern Alessandro Beltrami, Rolando Garibotti und Ermanno Salvaterra gelingt vom 11.11. bis zum 13.11.05 im Alpinstil ohne zusätzliche Fixseile mit »El Arca de los Vientos« die Erstbegehung der Cerro Torre Nordostwand. Damit lösen sie eines der letzten großen Patagonienprobleme. Auf weiten Teilen verläuft die 1200 m lange Route, Schwierigkeiten 5.11 A1 90°, auf der von Maestri seit 1959 proklamierten Linie, die er mit Toni Egger begangen haben will.

Begehungsspuren finden die drei Italiener auch im oberen Wandteil nicht.

Den deutschen Profibergsteigern Stefan Glowacz und Robert Jasper glückt im dritten Jahr des Werbens und Mühens »Vom Winde verweht« am Cerro Murallon, der sich mitten im Inlandeis erhebt. Hartnäckig sind sie zu ihrem Traum zurückgekehrt und operieren von einer Eishöhle am Wandfuß aus. Auf den ersten 10 Längen bringen sie neue Fixseile an. Nach einer Sturmpause gelingt ihnen in zwei langen Tagen, bei denen sie sich teilweise den vom Sturm zerfetzten Fixseilresten des Vorjahrs anvertrauen, die Vollendung dieser schwierigen Route, 27 SL, 7c+ A2 M4 (siehe Beitrag Glowacz, S. 130).

Alexander Huber (D) und Stephan Siegrist (CH) legen in die 850 m hohe Südwand der Aguja Desmochada die Neutour »Golden Eagle«, 24 SL, 5.11+ A1. Ohne vorherige Erkundigungen dauert der Roundtrip vom Bridwellcamp aus keine 36 Stunden.

Die 2004 mit vielen Fixseilen erstbegangene »Linea di Eleganza« am Fitz Roy erhält die erste Wiederholung und gleichzeitige freie Begehung. Tommy Caldwell, Topher Donahue und Eric Roed sind 50 Stunden vom Rio Blanco Lager aus und zurück unterwegs, um alle Seillängen der 1250 m langen Route frei zu klettern, 5.12+ M7.

In Peru können Marco Prezelj (SLO) und Steve House (USA) nach einem kletterspportlichen Akklimatisationsprogramm (Onsight-Wiederholungen an La Esfinge, 5325 m, bis 7c+) in 16 Stunden Roundtrip eine Erstbegehung in die Westwand des Cayesh, 5719 m, legen, 6b M7+ und den Italienerpfeiler am Taulliraju, 5830 m, in zwei Tagen komplett frei begehen, M6+.

In Alaska gelingt der Seilschaft Turgeon /Ménard (CAN) am Mt. Bradley, 2775 m, »Spice Factory«. In 47 Stunden erklettern sie im Alpinstil die 1600 m, Bewertung Alaska Grad 5, WI5 M/ 5.10R.

Kletterexpeditionen

Ein internationales 7-Mann-Team begeht in 19 Tagen 31 SL an den Angel Falls, Venezuela. Ihre Route »Rainbow Jambaya« hängt



Salvaterra, Garibotti und Beltrami legen »El Arca de los Vientos« durch die Cerro Torre Ostwand.
Foto: Ermanno Salvaterra

insgesamt gute 50 m über und wird mit 5.13R oder E7 6b bewertet. Bohrhaken kommen nur an den Biwakplätzen zum Einsatz.

Pauli Trenkwalder und Helli Gargitter klettern im Alpinstil an einem Tag »Shukran« am Jebel Misht im Oman. Die Schwierigkeiten der 1000 m liegen bei VII, Bohrhaken kommen nicht zum Einsatz.

Daniel Gebel und Freunde erschließen am Tsaranoro-Massiv auf Madagaskar mit »Tough enough«, 500 m, 8b A3+ wahrscheinlich die schwerste Mehrseillängen-Route in Afrika. Eine Darminfektion verhindert die komplette Befreiung der Linie.

Bergsteigen und Klettern (ohne Expeditionscharakter)

Der Pluralismus im Bergsport blüht auch vor der Haustüre und in den leicht erreichbaren Regionen. Während die einen ihr Herzblut beim Bouldern und Sportklettern vergießen, geht bei den anderen unter 1000 Meter Wandhöhe und -20° gar nichts. Entsprechend hitzig wird in den Diskussionsforen der diversen Internetseiten über Stilfragen, Bewertungsvorschläge und ähnliches diskutiert. Ein Auszug an Bemerkenswertem:

Alpines und Gefrorenes

Ausnahmetalent Ueli Steck (CH) ringt seiner Route »The young Spider«, Schwierigkeit 7a A2 WI6 M7 in der Eigernordwand in sechs Tagen die erste Winter-Solo-Begehung

ab. Gegen Winterende hängt er noch eine schnelle Solobegehung der »Bonattiführe« ED3 durch die Matterhornnordwand dran.

An den Grandes Jorasses gelingt dem Hausmeister Patrick Gabarrou (F) mit Unterstützung durch die zwei jüngeren Franzosen Philippe Batoux und Christoph Dumarest die Erstbegehung einer der letzten freien Linien in der Nordwand. »Heidi« zieht in direkter Linie durch den abweisenden Pfeiler zur Punta Margherita: 5 Tage, Wandhöhe 850 m, Schwierigkeiten WI 4, M5+, 5c/A3.



Michi Wärthel wiederholt onsight (Fels-Sicherungsmaterial ist angebracht) den Flying Circus, M10.
Archiv Wärthel

Dave Mac Leod (GB) ringt einer Sommer-Felsroute (E4/6a), in den Cairngorms, Schottland, bei echten schottischen Winterbedingungen eine Mixedbegehung ab: »The Hurting«, XI, 11, was soviel heißt wie M9+/M10 mit der Gefahr im Falle des Falles am Boden aufzuschlagen. Im Sport-Mixed-Gelände konnte der starke Schotte bisher bis M12 einiges wiederholen.

»Flying Circus« M10, war diesen Winter endlich wieder komplett gewachsen. Die Anwärter auf eine Wiederholung standen in den Startlöchern und die Route erhielt gleich mehrere Wiederholungen und Onsight-Begehungen (teilweise mit dem Felssicherungsmaterial in der Route). Michi Wärthel (D) gelang eine Onsight-Begehung, einmal mehr präsentierte er sich als nervenstarker Wiederholer von anspruchsvollen Mixedrouten.

Albert Leichtfried (A) gelingt im Langental bei Wolkenstein die Erstbegehung »Illuminati«. In drei überhängenden Mixedlängen (M11-, M11+, M8-) erreicht er einen herabhängenden Eiszapfen und steigt über diesen noch zwei Seillängen (WI4, WI6+) zum Ausstieg.

Die eindrückliche Linie des Staubbachfalls im Lauterbrunnertal begehen Robert Jasper und Markus Stoffer mit der Route »Sperrzone« in 12 Seillängen mit Schwierigkeiten bis M9 in mehreren Anläufen und unter ständigem Eisbeschuss.

Beim harten Sport-Mixed-Klettern hat sich der »Reloaded-Stil« etabliert – die Fersensporne, mit denen sich die Athleten wie die Fledermäuse in die Dächer hängen, werden wieder abmontiert. Im neuen Stil werden viele Routen wiederholt und bis M13 erstbegangen. Albert Leichtfried (A), Markus Bendler (A), Scott Muir (GB) sind die Vorreiter.

Klettern an den hohen Wänden

Tommy Caldwell (USA) und Beth Rodden (USA) gelingt gemeinsam die zweite freie Begehung der Nose am El Capitan, 5.14a. Nach einer freien Begehung an einem Tag legte Caldwell noch eins drauf und linkt die »Freie Nose« mit der Route »Free Rider«, 5.13a zusammen. In unvorstellbaren 23 Stunden klettert er 65 Seillängen, 6 davon bis 10/10+.

Steph Davis (USA) schafft die erste freie »Frauen-Begehung« der »Salathe«, 5.13c, in elf Tage Kampf mit dem Granit, anderen Seilschaften und dem Wetter.

Alexander Huber (D) klettert nach 4 Tagen Vorbereitung die »Voie Petit«, 8b, am Grand Capucin, 3838 m, an einem Tag rotpunkt (siehe Beitrag A. Huber, S. 90).

Manfred Stuffer (I) klettert in 5½ Stunden free solo bei Schwierigkeiten bis 6c+ durch drei Routen an der Tofana. Im Abstieg hängt er im Vorbeigehen noch ein 7c+-Solo im Klettergarten dran. Für die »Ottovolante«, 7a+, am Brunneckerturm benötigt er onsight im Solo gerade mal 80 Minuten.

Sportklettern und Bouldern

Action Directe, 9a, im Frankenjura gilt nach wie vor als Maßstab im Schwierigkeitsklettern. Im Oktober erhält die Route gleich drei Wiederholungen, unter anderen durch Markus Bock (D) und konnte damit von insgesamt 8 Kletterern begangen werden.

Eher unbemerkt kann Thomas Katzlberger (A) drei unbekannte 9a-Routen von Klem Loskot wiederholen. Christian Bindhammer (D) schafft seine fünfte Route im Grad 9a. Dani Andrada spuckt in Spanien bei 10 Erstbegehungen den Schwierigkeitsvorschlag 8c+/9a und schwerer aus und wiederholt nebenbei auch noch einige Routen in diesem Grad. Die schwerste ist 52 Meter lang und wird mit 9a+/9b gehandelt. Julius Westphal kann mit »Mekka direkt« 8c+/9a in der Pfalz ein altes Problem im Sandstein lösen. Daniel Gebel klettert mit »Temps de Vivre«, 8c+/9a, in Konstein die wohl schwerste Route im Südlichen Frankenjura.

Das Onsight-Niveau geht inzwischen bis 8c. Mit Kraft rückt die nächste Generation den Felsen zu Leibe. David Lama (15 Jahre) und Adam Ondra (12 Jahre) klettern mehrfach onsight bis 8b+ und rotpunkt bis 8c+. Aber auch mit fast 50 Jahren lässt sich Manolo nicht lumpen und schafft eine Wiederholung von »Bain de Sang« 8c+.

Josune Bereziartu (Spanien) ist eine Klasse für sich. Nach einem Monat Arbeit knackt sie »Bimbaluna« 9a+ im »Nicolschen« Saint Loup.

Der Schweizer Didier Berthod lehrt die Amerikaner das Fürchten und begeht mit »From Switzerland with love«, 8b, in Indian Creek (Utah) die schwierigste Risskletterei.

Beim Bouldern geht die Schwierigkeitsentwicklung eher in eine Konsolidierungsphase. Viele der etablierten Probleme werden wiederholt, die Bewertungen bestätigt oder abgewertet. Für die härtesten Probleme gibt es bis zu 8c+. Im Bereich bis 8b bouldert eine unüberschaubare Anzahl, darüber hinaus fallen unter anderen vor allem folgende Namen: Dave Graham, Bernd Zangerl, Simon Wandeler, Toni Lamprecht, Markus Bock, Chris Sharma. Barbara Zangerl schafft es als Frau bis 8a+. Teilweise werden die Neukreationen gar nicht mehr bewertet, in der Bewertungsdiskussion kommen immer mehr auch die individuellen körperlichen Voraussetzungen und Spezialitäten der einzelnen Akteure zum Tragen.



Tommy Caldwell und Beth Rodden bei der freien Begehung der Nose.
Foto: Corey Rich



Daniel Gebel in »Temps de Vivre«, 8c+/9a.
Foto: Archiv Giebel

Im Brennpunkt:

Aktuelle klettersportliche Entwicklung im sächsischen Sandstein



Tobias Wolf in »Legenden sterben nie« XIa, a.f., Rauschenstein.
Foto: Robert Hohlfeld

Brüchiger Sandstein, spärliche Absicherung, Magnesiaverbot, lange Zustiege, unklare Routenführung, keine schweren Wege…

So oder so ähnlich lautet das übliche Urteil in Kletterkreisen über die Sächsische Schweiz.

Das »Gebirge« im Nationalpark »Sächsische Schweiz« besteht aus 1100 Gipfeln und weist etwa 17000 Routen auf (¼ davon wird tatsächlich beklettert, das sind immer noch über 4000 Wege), mit Wandhöhen bis zu 100 m.

Bis Anfang der 1990er-Jahre galt das Elbsandstein zu Recht noch als Wiege des Freikletterns, mit der explosionsartigen Entwicklung des Schwierigkeitskletterns hat sich der Fokus verschoben. Die sportliche, messbare Leistung wurde immer wichtiger, der Gesamtanspruch einer Route fand kaum noch Berücksichtigung.

Regelwerk und Entwicklung

Rudolf Fehrmann schrieb bereits 1910 die sächsischen Kletterregeln fest. Dieses Regelwerk ist bis auf wenige Erneuerungen und Anpassungen bis heute gültig. Dem Sächsischen Bergsteigerbund (SBB) ist es zu verdanken, dass auch heute noch, trotz der Entstehung des Nationalparks Sächsische Schweiz, fast ohne Einschränkungen gemäß dem Regelwerk geklettert werden darf, und uns dieses Paradies in seiner ursprünglichen Form erhalten ist. Nicht jede Vorwärtsentwicklung muss auch gleichzeitig eine Weiterentwicklung bedeuten. Gerade beim Klettersport bedeutet Verzicht und bewusste Beschränkung mit Sicherheit auch einen Gewinn an Erlebnistiefe und lässt noch Raum für nachfolgende Generationen.

Es wird nur an freistehenden Gipfel geklettert, das Beklettern der Massivwände (3 Ausnahmen) ist bis heute verboten. Es gilt der Grundsatz des freien Kletterns, d.h. Seil, Schlingen und Ringe dürfen ausschließlich zur Sicherung benutzt werden. Allerdings ist das Ruhen in den Sicherungspunkten erlaubt und wird auch praktiziert. Insofern ist die Schwierigkeitsbewertung von Routen primär in a.f. Kletterei zu verstehen (dementsprechend erwartet einen aber auch in einer Route z.B. im Grad VIIIb eine echte Siebenerstelle), der Rotpunktgedanke etabliert sich erst seit Anfang der 1990er-Jahre, die Bewertung für eine Rotpunktbegehung differiert häufig und wird dann nachgeordnet im Kletterführer angegeben. Die Verwendung von Magnesia ist verboten. Im sächsischen Teil des Elbsandsteins wird das auch konsequent umgesetzt. Zur Sicherung werden stark dimensionierte Ringe angebracht, deren Abstand aber groß und deren Anzahl gering ist. Darüber hinaus kann man im stark strukturierten Sandstein mit Seil-, Reepschnur-, Kevlar- und Bandschlingen je nach Können und Geduld zusätzliche Sicherungspunkte anbringen. Die Verwendung von Klemmkeilen und Friends ist untersagt. Das Anbringen der Ringe bei Erstbegehungen muss im Vorstieg erfolgen und der Abstand der Ringe untereinander und zu benachbarten Wegen ist festgelegt.

Die »Westkante«, VIIIa (UIAA 7-) am Wilden Kopf konnte Emanuel Strubich bereits 1918 erstbegehen. Heute stecken in der Route zwei Ringe, die nachträglich geschlagen wurden, dennoch ist diese Tour immer noch ernsthaft und schwierig, als Wiederholer sollte man über den Dingen stehen. Gerade in diesen klassischen Touren wird einem der Unterschied zum reinen Sportklettern sehr klar, die Kletterei verlangt meistens vom Einstieg bis zum Ausstieg unterschiedlichste Klettertechniken (Riss, Wand, Reibung, Kante) und die psychischen Anforderungen sind enorm hoch.

1965 wird mit der »Königshangel«, IXa (UIAA 8-) am Frienstein durch Fritz Eske der achte Grad, und 1982 mit der »Schallmauer«, Xa (UIAA 9-) an der Amselspitze durch Bernd Arnold der neunte Grad erreicht. Mit »Barometer für Stimmungen«, Xc (UIAA 9+) am Heringstein, 1986, und »Garten Eden«, Xc am Rokkokoturm, 1987, demonstriert Arnold seine herausragende Rolle im sächsischen Klettern.

Die schwersten Routen

Bedingt durch die Beschränkung Erstbegehungen nur im Vorstieg anzugehen und den vorgegebenen Ringabstand, wird bis heute der Schwierigkeitsgrad Xc für die a.f.-Bewertung bei Neutouren selten überschritten. Die RP-Bewertung geht heute bestätigt und in der Gemeinschaft anerkannt bis XIb/c (UIAA 10/10+). Das Ganze ohne Magnesia, oftmals weit über der letzten Sicherung und meistens in langen Routen, ist vom Anspruch mit einer 10+ in Franken nur schwer zu vergleichen.

Durch Regeländerung darf seit einigen Jahren bei Erstbegehungen mit Cliff und Bohrmaschine gearbeitet werden, dadurch haben sich viele neue Möglichkeiten ergeben, in den letzten zwei Jahren wurden insgesamt 340 neue Routen zur Anerkennung bei der Fachkommission »Neue Wege« eingereicht.

Auf der Suche nach der schwersten, schönsten, bedeutendsten, etc. Tour gerät

Sächsische Skala	VIIb	VIIc	VIIIa	VIIIb	VIIIc	IXa	IXb	IXc	Xa	Xb	Xc	XIa	XIb	XIc		
UIAA Skala	6	6+	7-	7	7+	8-	8	8+	9-	9	9+	10-	10	10+	11-	11

Vergleichstabelle für die Schwierigkeitseinstufung ab dem sechsten (UIAA) Grad aufwärts

Personen

In der öffentlichen Wahrnehmung ist das Klettern im Elbsandstein stark durch die Persönlichkeit Bernd Arnold geprägt. (siehe Beitrag Elmar Landes, S. 230). Auch wenn Bernd bis heute noch immer sehr schwer klettert, so haben verschiedene Kletterer aktiv sein Erbe angetreten – entweder bei schweren Erstbegehungen oder bei RP-Begehungen der schweren Wege: Werner Schönlebe, Jindrich Hudecek, Jörn Beilke, Sven und Michael Scholz, Christian Günther, Jörg Andreas, Alex Adler, Uwe Richter, Gilbert Mohyla, Chris Jan-Stiller, Rüdiger Helling, Jürgen Höfer, Joachim Friedrich, Thomas Küntscher, Daniel Danzer, Carsten Beichler, Jens Triebel, Stefan Gerber, Mathias Werner um nur einige zu nennen.

Die Vorwärtsentwicklung der jüngeren Vergangenheit wird im Spitzenbereich geprägt durch Tobias Wolf und Robert Leistner als Erstbegeher und RP-Aspiranten großer schwerer Linien, und Markus Hoppe (sonst eher bekannt aus dem Wettkampfzirkus) als RP-Wiederholer der schwersten Wege.

Bei den Frauen liegt der im Vorstieg gekletterte Schwierigkeitsgrad soweit bekannt bei Xa, RP Xb. Nachdem sich in den Neunziger Jahren vor allem Cordula Wissel und Romy Krämer in dieser Männerdomäne behaupteten, sind in den letzten Jahren in den wirklich schweren Graden Heike Arnold, Karen Ziegra und Anna Böhm unterwegs.

Schon immer in der Geschichte des sächsischen Kletterns gibt es Ärger und Zweifel bei Erstbegehungen im Spitzenbereich. Einerseits ist die Sächsische Schweiz ein sehr sensibles Gebirge mit begrenzten Möglichkeiten und einem begründet aus der Tradition gewachsenen Regelwerk, andererseits herrscht natürlich der Wunsch, Routen im obersten Grenzbereich und moderner Prägung zu erschließen und eine Weiterentwicklung im Klettersport zu erreichen. Die Frage ob eine neue Route und ihre Entstehung regelkonform ist – von unten erstbegangen, Abstand der Ringe, Abstand zu existierenden Routen, in freier Kletterei begangen, usw. – ist keine leichte Aufgabe für die zuständige Fachkommission, aber auch für die Erstbegeher selbst. Ehrlichkeit und Vertrauen sind in diesem Zusammenhang unabdingbar. Ein konstruktiver Austausch und ein unterstützendes Miteinander unter den Vorreitern der Szene wäre sicher hilfreich.

Am Namen Thomas Willenberg scheiden sich die Geister. Alleine in den letzten zwei Jahren legte er mehr als 10 Erstbegehungen mit Schwierigkeitsvorschlägen XIIa/b (UIAA 11-/11) zur Anerkennung bei der zuständigen Kommission vor. In der Szene herrschen Zweifel vor, ob bei den Erstbegehungen alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Bisher konnte Thomas aber nichts wirklich nachgewiesen werden, Wiederholungsversuche seiner Touren finden so gut wie nicht statt, allerdings wird er auch kaum bei seinem spektakulären Tun gesehen. Zuletzt wurde eine offizielle Warnung ausgesprochen, Willenberg-Routen zu wiederholen, da mehrfach das verwendete Ringmaterial unterdimensioniert oder schlecht angebracht war.

Es ist wohl eine Frage des Standpunkts und Blickwinkels, ob hier einem guten Kletterer und Querdenker auf Grund von Traditionalismus, Neid und Missgunst das Leben schwer gemacht wird, oder ob sich Thomas Willenberg tatsächlich gegen alle im sächsischen Sandstein geltenden Regeln stellt.

man schnell ins Dickicht der verschiedenen sächsischen Parallelwelten (Die Dresdner, Die Hohnsteiner, Die Sebnitzer, etc.). Eine Auswahl bedeutender, auf mehr oder weniger eigenständiger Linie verlaufender (oder heute übliche Begradigung) und quer durch die sächsische Szene anerkannter Routen ab XIa (UIAA 10-), bei RP-Begehung, sieht etwa folgendermaßen aus, in Klammern das Jahr der Erstbegehung (a.f.), die RP-Begehungen gelangen teilweise erst in den letzten Jahren bzw. stehen noch aus.

Die schwersten Routen:
»Ikarus«, Xc / RP XIb, an der Brosinnadel (1989)
»Wiedergeburt« Xc / RP XIb, an der Friensteinwarte (1989)
»Überdruckventil«, Xc / RP XIb am Heringstein (1991)
»Goodbye und Amen«, XIa / RP XIb, an der Peterskirche (1992)
»Kosmopolit« RP XIb, am Großen Halben (1996)
»Herr Der Ringe«, Xc / RP XIb, am Frienstein (2002)
»Sehnengitarre«, XIa / RP XIb, an der Wildensteinscheibe (1996)
»Gegenzeit«, RP XIb, am Begangsteigriß (1998)
»Perestroika«, RP XIa am Schrammsteinkegel (1990)
»Apokalypse«, Xc / RP XIa, an der Riesenechse (1994)
»6. Versuch«, Xb / RP XIa, am Schwedenturm (1983)
»Barometer für Stimmungen«, Xc / RP XIa, am Heringstein (1986)
»Die Zeiten kommen schon nicht zurück«, Xb / RP XIa, am Friensteinkegel (1987)
»Video Show« Xc / RP XIa, am Grottenwart (1987)
»Prometheus«, Xc / RP XIa, an der Brosinnadel (1989)
»4711«, Xc / RP XIa, am Friseur (1993)
»Affentanz (Werner´s Projekt)«, IXc / RP XIa, am Affenhorn (1981)
»Schlafender Buddha«, Xc / RP XIa, an der Friensteinwarte (1990)
»Orang Utan«, Xc / RP XIa, an der Wilden Zinne (1991)
»Direkte Südwestwand«, Xc / RP XIa, an der Wilden Zinne (1994)
»Traum und Wirklichkeit«, Xb / RP Xc-XIa, am Heringstein (1986)
»Feuerlöscher«, Xc / RP XIa, am Wilden Kopf (1996)
»Stiller Wolf«, Xb / RP XIa, am Wolfsturm (2002)
»Stachelbär«, Xc / RP XIa, am Kleinen Bärenhorn (2000)
»Wunderbare Welt der Schwerelosigkeit«, Xb / RP XIa, an der Sammlerwand (1992)
»Apollo 13«, RP XIa, an der Peterskirche (1995)
»Inflation«, Xb / RP XIa, an der Südlichen Pfaffenschluchtspitze (1984)
»Poweraction«, Xb / RP XIa, am Rauensteinturm (1987)
»Intruder«, Xc / RP XIa, an der Eule (1994)
»Criss Cross«, RP XIa, am Polentztalwächter (1997)

Die herausragenden Erstbegehungen der letzten zwei Jahre sind:
»Arena der Eitelkeiten«, Xc, am Jubiläumsturm durch Carsten Beichler und Jens Triebel.
»Legenden sterben nie«, Xc/XIa, am Rauschenstein durch Tobias Wolf.
»Tage des Donners«, Xb, am Rauschengrundkegel durch Robert Leistner und Robert Hohlfeld
»Vertreibung der letzten Idealisten, direkt«, Xc, am Nonnengärtner durch Robert Leistner.

Leistungsorientierte Vielfalt im sächsischen Klettersport

Eine eher klassische Aufgabe ist es alle Gipfel des sächsischen Sandsteins zu besteigen: »**Gipfelsammeln**«. Dies gelang bisher 209 Kletterern, darunter mit Petra Winter einer Frau und mit Jörg Brutscher dem ersten aus den alten Bundesländern stammenden Kletterer. Im Spiel der Gipfelsammler gibt es natürlich Varianten, bei »alle Gipfel im Vorstieg« dünnt die Zahl dann schon stark aus auf um die 30 und die Erweiterung auf den gesamten Elbsandstein inklusiv der Gipfel im tschechischen Teil des Gebirges ist bisher nur zwei möglich gewesen. Wenn man so manchen als Gipfel zählenden »vermoosten Dreckhaufen« sieht, dann mischt sich zur Bewunderung für die Gilde der Gipfelsammler eine gehörige Portion Ratlosigkeit.

Zu DDR-Zeiten gab es auch beim Klettern eine Klassifizierung in verschiedenen Leistungsklassen, wie in fast allen Sportarten. Die höchste Leistungsnorm war die »Meisterklasse«. Die letzte Liste der »**Meisterklassewege**« datiert wohl auf 1974 zurück und umfasst 89 ganz große Routen der 40er bis 60er Jahre und die damals ersten großen »Arnold-Wege«, also allesamt ganz große Linien mit teilweise eher kühner Absicherung, von denen man eine bestimmte Anzahl klettern musste. Aktuell ist Stephan Gerber der aktivste »Meisterklasse-Wege-Sammler«, noch drei harmlose Routen fehlen ihm.

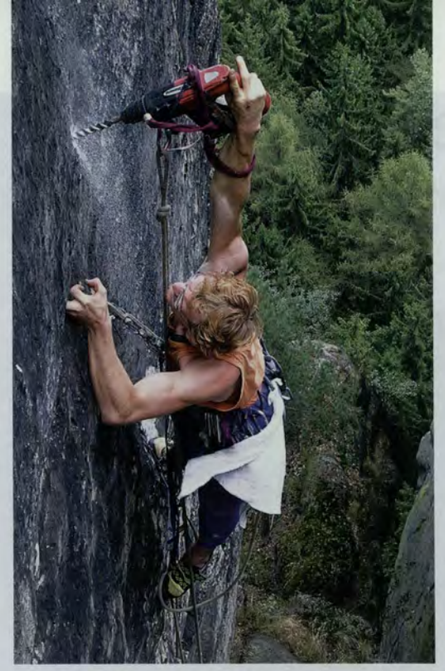
Eine ähnlich strukturierte, wenn auch deutlich schwerere Aufgabe besteht darin, alle Routen von Bernd Arnold zu wiederholen. Unter den »Arnold-Wege-Sammlern« haben wohl Uwe Richter und Gilbert Mohyla die Nase vorn.

Eine Besonderheit im sächsischen Regelwerk sind die Unterstützungsstellen. Dabei ist es erlaubt sich gegenseitig am Fels zu unterstützen (eine Person gibt Hilfestellung), und ausgiebig zu unterstützen (mehr als eine Person dienen dem Vorsteiger als Hilfe). Salopp gesprochen die »Räuberleiter in der Senkrechten«. Es ist aber auch im Regelwerk festgeschrieben, dass die Bauleute, die Unterstützung gewähren, sich am Fels mit eigener Kraft halten müssen und im Sicherungsmaterial (Ringe oder Schlingen) nur gesichert sind. Im Rahmen von **Großbaustellen** werden heute bis zu fünfstöckige Pyramiden gebaut.

Schon immer gibt es im Sandstein eine eigene Sprungskala bis Sprung 4 zur Bewertung von Sprüngen von Gipfel zu Gipfel, von Massiv zu Gipfel oder in eine Wand hinein. Neuerdings werden in Anlehnung an die Baustellenprojekte **ausgiebig unterstützte Sprünge** angegangen. Anfang 2006 gelang einer Gruppe mit dem »Katapult« am Schandauer Turm nach zwei vergeblichen Versuchen, vier Jahren Training und Entwicklung einer neuen Technik in der Turnhalle eine Steigerung der Schwierigkeit.

Sowohl die Großbaustellen, als auch die unterstützten Sprünge zeichnen sich vor allem durch das Gemeinschaftserlebnis, geschickte Koordination je nach Fähigkeiten und gute Organisation aus. Thomas Böhmer, Jörg Brutscher und Stefan Heidenreich waren die letzten Jahre die Rädelsführer bei der Vorbereitung und Durchführung dieser Projekte.

Das **Bouldern** hat sich wie überall sonst auch im letzten Jahrzehnt stark weiterentwickelt und die Boulderer bilden heute eine eigene Gruppierung, die unabhängig von Verein und dem Klettern an den Gipfeln unterwegs ist. Die Schwierigkeitsentwicklung geht bestätigt bis Fb 8b+ und kann somit mit anderen namhaften Gebieten mithalten. In der Boulderbewegung gibt es einzelne markante Persönlichkeiten, Sven und Michael Scholz, Heike Arnold, Markus Hoppe, Anna Böhm, Björn Sieber, die versuchen die Bewegung aktiv mitzugestalten, während das Gros sich wenig um Umfeld, Verein und Probleme kümmert, sondern einfach seinem Individualismus frönt. Der SBB, als Vertreter und Sprachrohr für den Klettersport im sächsischen Sandstein und gegenüber der Nationalparkverwaltung, hat damit so seine Probleme. Während die eine Seite ihr freies Recht zur Sportausübung nach eigenen Regeln (mit Magnesia und an allen geeigneten Felsen) fordert,



Robert Leistner beim Erstbegehen im Vorstieg.
Foto: Stephan Leistner

sieht sich die andere Seite mit einem Haufen unorganisierter, junger Wilder konfrontiert, die so gar nicht in das sächsische Bild vom Klettern passen wollen.

Wohin die klettersportliche Entwicklung in der näheren Zukunft geht ist ungewiss, man kann den Verantwortlichen und den Aktiven nur Besonnenheit und einen klaren Kopf wünschen. Die kontrollierende, traditionsbewusste Arbeit des SBB, die einem Kerngedanken des Kletterns – dem Ausleben der individuellen Freiheit – eigentlich widerspricht, ermöglicht paradoxerweise über den Erhalt des Klettergebiets in seiner sehr ursprünglichen Form erst die individuelle Maxime, sein Leben eigenverantwortlich zu gefährden.

Unter den Vorzeichen von Erlebnis, Beschränkung und Abenteuer hat die Sächsische Schweiz auf alle Fälle das Potential nach wie vor eine bedeutende Rolle im Klettersport zu spielen. Ein stärkerer Austausch mit der internationalen Szene würde dem Gebiet und dem teilweise etwas eng wirkenden Mikrokosmos sicherlich gut tun. Offene und neugierige Gäste sind in Sachsen herzlich willkommen und werden behutsam in die Besonderheiten des »Gebirges eingeführt. Ein sehr vielfältiges Klettererlebnis ist für jeden garantiert.

Mein Dank für die Unterstützung und Hinweise gilt Tom Dauer und dem großen Bekanntenkreis, die mir mit Informationen und Tipps zur Seite gestanden haben. Direktinformationen über anspruchsvolle Unternehmungen nehme ich gerne entgegen unter:
janmersch@t-online.de

KZ Weißsee

Zwangsarbeit bei der Rudolfshütte auf 2.300 m Höhe

VON NICOLE SLUPETZKY



Gedenktafel, 19. August 2005.
Foto: Heinz Slupetzky

Während des Nationalsozialismus wurden in den Hohen Tauern die beiden Wasserkraftwerksprojekte Kaprun und Weißsee massiv vorangetrieben. Das Stubachtal war vor der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich 1938 im Besitz der »Österreichischen Bundesbahnen« und wurde zur Nutzung der Wasserkraft aus dem schon bestehenden Speicher Tauernmoos und dann mit dem am Weißsee für die Elektrifizierung der Bahnstrecken herangezogen.



Höchstes »Arbeitslager« im 3. Reich, 1942 mit einer Baracke. Diese Baracke wurde im Frühjahr 1943 abgebaut und auf der Seite der Rudolfshütte wieder aufgestellt.
Quelle: Privatsammlung DI Rainer Kühne

Die »Österreichischen Bundesbahnen« und damit deren Kraftwerke und Baustellen wurden nach dem »*Anschluß*« in die »*Deutsche Reichsbahn*« integriert. Die Rudolfshütte war im Besitz der Sektion Austria des Österreichischen Alpenvereins.

Schon 1938/39 gab es auf den Baustellen der Kraftwerke im Stubachtal einen sehr hohen Ausländeranteil unter den Arbeitern, wobei es sich aber nicht immer um Zwangsarbeiter handeln musste. Einige, vor allem Italiener, waren freiwillig gekommen. So waren rund 29% zwischen 1939 und 1941 Ausländer, unter denen die Italiener mit knapp 13% die größte Gruppe darstellten, aber auch Jugoslawen, Slowaken, Tschechen usw. standen im Einsatz.[1] Für viele änderte sich später das freiwillige Dienstverhältnis zu einem erzwungenen. Mit Kriegsbeginn kamen verstärkt Kriegsgefangene in die Region. Im Lagebericht vom 2. Februar 1940 des »Landrates Zell am See« war zu lesen, dass 50 Slowaken und 75 kriegsgefangene Polen beim Bau der Stubachwerke beschäftigt wurden.[2] Die Zahl sollte im Laufe des Krieges noch stark ansteigen. Für die Unterbringung der Arbeiter wurden im gesamten Stubachtal Barackenbauten errichtet: Uttendorf, Wirtenbach, Wiesen, Fellern, in der Schneiderau, am Enzingerboden, am Tauernmoos und beim Weißsee.

Je nach Einsatzort waren die Lebensumstände der Arbeiter unterschiedlich schwer. Es ist unumstritten, dass jene, die im Bereich der Rudolfshütte am Weißsee eingesetzt waren, mit den größten Widrigkeiten zu kämpfen hatten, denn hier befand man sich in hochalpinem Gelände in 2300 m Höhe.

In der Geländemulde neben der (alten) Rudolfshütte war Platz für die Aufstellung von Baracken für etwa 350 – 400 Arbeiter.[3] Allerdings mussten diese erst errichtet werden. Der Anfang wurde zunächst mit einer Wohnbaracke gemacht.



Wegarbeiten zwischen Tauernmoos und Rudolfshütte
Foto: Privatsammlung DI Rainer Kühne

Parallel zu dieser Baracke wurde das Lager bei der Tauernmoossperre wieder aktiviert, das für den Bau der Staumauer in der Zwischenkriegszeit genutzt worden war. Bereits ab 1939 wurden hier die ersten Kriegsgefangenen untergebracht, dabei handelte es sich um Polen und ab 1941 auch um Russen. Einerseits war es notwendig, die Staumauer vor eventuellen feindlichen Angriffen zu schützen. Für diesen Zweck wurden zwischen 1939 bis 1942 sechs Maschinengewehrnester (eines besteht heute noch) errichtet, die bis zum Ende des Krieges besetzt blieben. Andrerseits hatte die »Deutsche Reichsbahn« der Sektion Austria des Alpenvereins zugesagt, den Weg vom Tauernmoos zur Rudolfshütte auszubauen. Dafür kamen ausschließlich Zwangsarbeiter zum Einsatz.

Diese Arbeiten erfolgten unter starker Bewachung und keineswegs in großer Abgeschiedenheit. Zeitzeugen berichteten von ausgemergelten Gestalten, die von Uniformierten ständig überwacht wurden.[4] Dennoch blieb die Region weiterhin Ziel für Wanderer und Bergsteiger. Manche, die an diesem Weg entlang kamen, nahmen kaum Notiz von den schwer arbeitenden Menschen: Für die einen ein idyllischer Ort der Erholung, für die anderen einer der physischen und psychischen Qualen.

Der Winter 1941/42 war besonders hart. Trotz der extremen Schneemassen – 12 Meter – wurde kontinuierlich am Weißsee weitergearbeitet, bis im März 1942 der Durchbruch des ersten Stollens vom Weißsee in den Ödenwinkel erfolgte. Dieses Ereignis wurde für Propagandazwecke filmisch dokumentiert und fotografiert. Um den Fortgang des Baues zu beschleunigen, erweiterte man im Herbst 1942 das Lager und stellte eine Wohn- und Kanzleibaracke auf. Bis zum Frühjahr folgten noch weitere Baracken.[5] Im Frühjahr 1943 war in insgesamt drei Wohnbaracken Platz für über 400 Arbeiter geschaffen. Die Baracken waren mit massivem Stacheldraht umzäunt, um jegliche Fluchtversuche zu verhindern.

Bis 1943 waren im Stubachtal und am Weißsee hauptsächlich »*ausländische Zivilarbeiter*«, vor allem Ukrainer und Polen, aber auch russische Kriegsgefangene im Einsatz. Mit der Kriegswende zugunsten der Alliierten veränderte sich allerdings die

[1] SGKK, Mitgliederverzeichnis der versicherten Arbeitnehmer der Arbeitsgemeinschaft Stubachwerke 1939 bis 1941/42.
[2] DÖW (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Salzburg 1934 bis 1945. Eine Dokumentation. Band 1. Wien 1991, S. 494.
[3] SLA (Salzburger Landesarchiv), RSTH V/2, 168.
[4] Interview mit Rudolf Winter, 2001.
[5] SLA, BH Zell am See, Bauakten 1942, 19.10.1942



Weg zur Rudolfshütte
Quelle: Privatsammlung, Dipl. Ing. Rainer Kühne.

Situation auf den Höhenbaustellen. Es wurde zunehmend schwieriger, genügend Arbeiter zu »rekrutieren«. Daher musste man nach einer anderen Lösung suchen, der »Weißsee« wurde zu einem selbständigen Nebenlager des Konzentrationslagers Dachau, von dort erhielt man nun die Arbeitskräfte zur Fortsetzung der Bauarbeiten. Dies brachte der »Deutschen Reichsbahn« bzw. der »Arbeitsgemeinschaft Stubachtal«, die diese Großbaustelle leitete, mehrere Vorteile. Der Arbeitseinsatz von KZ-Insassen kam den Firmen billiger, da sie diesen keinen Lohn zahlen mussten, sondern nur an die SS einen Beitrag abzuführen hatten, außerdem brauchten diese Gefangenen nicht versichert werden. Aus diesem Grund gingen 1943 bei der »Salzburger Ortskrankenkasse« die Versicherungen bzw. Meldungen von Arbeitern massiv zurück. Die Zahl der am Weißsee arbeitenden Personen stieg hingegen deutlich an.

Bei den aus Dachau stammenden Arbeitern handelte es sich überwiegend um Franzosen und Belgier, aber auch um Polen und politische Häftlinge aus Österreich. Dem »*Arbeitskommando Weißsee*« waren insgesamt 450 Arbeiter unterstellt. Sie wurden sowohl von Mitgliedern der SS als auch von Wehrmachtsangehörigen bewacht. Als Lagerführer wurde seinerzeit ein ehemaliger Wehrmachtsangehöriger namens Bischof eingeteilt, und als Chef der SS-Bewachungseinheit ein Mann namens Maier.[6] Die Arbeiter wurden in Gruppen von 10 bis 15 Mann aufgeteilt und einem meist deutschen Vorarbeiter unterstellt, der für einen raschen Fortschritt der Bauarbeiten verantwortlich war; die Vorarbeiter waren bewaffnet.[7]

Für den Ausbau der bestehenden und neuen Stollengänge und den Wegebau wurde ein Steinbruch angelegt. Ausschließlich KZ-Insassen mussten diese Schwerstarbeit verrichten. In 2300 m Seehöhe in einem Steinbruch zu arbeiten, bedeutete für diese Menschen Höllenqualen. Die wenigsten von ihnen hatten Erfahrung im Stollen- oder Kraftwerksbau und zudem waren sie nicht an die Arbeit im Hochgebirge gewöhnt. Temperaturen unter Null waren auch im Sommer keine Seltenheit, die Luft war in dieser Höhe schon spürbar dünner und erschwerte jede körperliche Anstrengung.

Dünne Strafgefangenenkleidung aus Leinen oder Baumwolle und dünne Lederschuhe oder Holzschuhe waren auch für die Arbeiter am Weißsee üblich. Die Holzschuhe waren für die Arbeit im Hochgebirge absolut ungeeignet, weshalb die »*Deutsche Reichsbahn*« den Arbeitern schwere Lederschuhe zur Verfügung stellte. Zusätzlich bekamen manche noch Fausthandschuhe, Pullover und Mantel.[8] Bei den meisten KZ-Insassen wurde an der Kleidung Fluchtpunkte aus rotem Stoff an Brust und Rücken angebracht; damit waren die Häftlinge gut sichtbar und ein leichteres Schussziel.[9]

Politischen Häftlingen aus Österreich wurde selbst Mantel oder Pullover nicht gestattet. Als »Kälteschutz« durften so genannte »Politische« ein Stück Zeitungspapier unter der Bekleidung verwenden, wobei selbst das genauestens kontrolliert wurde (so Heinrich Fritz in seiner Biographie[10]). Alle Zwangsarbeiter waren für das raue Klima im Hochgebirge unzureichend ausgerüstet und erlitten daher Erfrierungen. Diese Tatsache fiel sogar einer jungen Tourengeherin auf, die sich im Mai 1943 einige Tage zum Tourengehen auf der Rudolfshütte aufgehalten hatte.[11] (Die Rudolfshütte wurde während des Krieges für Alpinkurse genutzt, u.a. für die Hitlerjugend, wurde aber auch von Einzelpersonen aufgesucht, so z.B. von Heinrich Harrer).

Welches Wetter auch herrschte, ob Sturm, Schnee, Regen oder Sonnenschein, um 5 Uhr morgens war Tagwache. Nach gemeinsamer Morgentoilette mussten die Gefangenen eine halbe Stunde später zum Appell anrücken. Nach dem kurzen Frühstück – Brot mit etwas Margarine – musste jeder zu seiner Arbeitsstelle marschieren. Bei Sonnenaufgang wurde bereits gearbeitet. Ein lautes Signal um die Mittagszeit bedeutete Rückmarsch zu den Baracken. Nachdem man das Mittagessen, das nur aus etwas Suppe und Schwarzbrot bestand, eingenommen hatte, musste man erneut den rund 25-minütigen beschwerlichen Fußmarsch zurück in Kauf nehmen. Wenn die Gefangenen ihr Essen im Freien vorgesetzt bekamen, waren sie dem Wind, der Kälte, Regen und Schnee ausgesetzt. Um sich im Winter ein wenig zu schützen, gruben sie sich rasch Schneelöcher, was aber wiederum körperliche Anstrengung bedeutete. Nach einer Stunde »Pause« wurde die Arbeit bis Sonnenuntergang ohne Unterbrechung fortgesetzt. Zwölf bis dreizehn Stunden Arbeit täglich waren die Regel, Tag für Tag, außer Sonntag, da wurde nachmittags nicht gearbeitet, es sei denn man meldete sich »freiwillig« zum Dienst.[12]

Ein Zeitzeuge war im Jänner 1945 mit einem Bergkameraden auf einer Schitour vom Kapruner Tal in das Stubachtal, sie hatten den AV-Schlüssel für die Rudolfshütte bekommen, um dort nächtigen zu können. Es war schon dunkel als sie in der Nähe der Rudolfshütte waren, diese aber nicht fanden. Plötzlich standen sie vor mehreren Baracken und hörten Stimmen. Sie klopften an, ein Zivilist öffnete unwillig, er zeigte ihnen den Weg zur Rudolfshütte. Auf die Frage, wer denn in diesen Baracken wäre, antwortete er mit verächtlichem Ton: »Politische...«.

»Am folgenden Morgen, um 6 Uhr wühlten sich die ›Politischen‹ zum Teil bis zum Bauch im Pulverschnee, bei eisiger Kälte und Sturm zu einer Stollenbaustelle... Die Bewacher hatten Schi und trieben die Leute, die heruntergekommen und in Lumpen gekleidet waren, an.«[13]



Das Außenlager Weißsee.
Quelle: Privatsammlung, Klaus Milster

[6]Bundesarchiv – Außenstelle – Ludwigsburg, Akte AR 245/73
[7]Interview, Jänner 2000 mit Hermann Theunis, Vorarbeiter während der gesamten Bauphase.
[8]Wolff, Martin: 12 Jahre Nacht – Stationen eines Lebensweges.- S. 65-66.
[9]Heinrich Fritz: Stationen meines Lebens.- Wien: Globusverlag, 1990, S. 144.
[10]Fritz, Stationen meines Lebens, S. 144.
[11]Fragebogen an Elfriede Grundböck, 18.5.1992.
[12]Drouin, Max: Forcené de l'espoir.- Aigues-Vives : HB editions, 1998, S. 92-102.
[13]Dipl. Ing. Walter Hubka in einem Leserbrief in »Landesverein für Höhlenkunde in Salzburg«. Die Höhle, Oktober 2005, S. 34-5.



Das Außenlager Weißsee.
Quelle: Privatsammlung, Klaus Milster

können, fliehen von der Arbeitsstelle. Da die Bewachung im Gebirge nicht so streng ist, kann man verhältnismäßig leicht fliehen. Jedoch hat man keine Chance, durch Eis und Schnee in diesem Gebirge einen Weg in die Freiheit zu finden. Die Fliehenden werden wahrscheinlich ausnahmslos in der Eiswüste umkommen, das ist mir klar.«[14]

Tatsächlich wurden die KZ-Insassen nicht immer scharf bewacht, denn den Aufsehern war klar, dass Fluchtversuche aussichtslos waren. Dennoch versuchten es manche Häftlinge in ihrer großen Verzweiflung trotz der widrigsten, fast aussichtslosen Umstände. So herrschte eines Morgens große Aufregung, über Nacht waren sechs Franzosen geflüchtet. Es dauerte allerdings nur bis zum Abend bis fünf von ihnen »freiwillig« wieder in das Lager zurückkehrten. Nur einer tauchte nicht mehr auf und wurde nicht wiedergefunden. Der Fluchtversuch hatte nur die schmerzliche Erfahrung gebracht, dass es hier oben kaum eine Chance auf Flucht gab. Der Lagerführer konnte den Fluchtversuch keinesfalls dulden. Die Zurückgekehrten wurden bestraft: Sie wurden getreten und geschlagen und mit dem Ochsenschwanzriemen ausgepeitscht. Als wäre das nicht schon genug! Sie mussten splitternackt im Freien stehen. Zwei Tage und Nächte dauerte diese Strafsanktion. Sie erlitten neben den Platzwunden und Blutergüssen zahlreiche Erfrierungen. Gesicht und Körper der Zwangsarbeiter waren verschwollen, die kahlrasierten Köpfe rot vom Sonnenbrand. Ihre abgemagerten Körper wurden dadurch weiter geschwächt.[15]

Die schwerste Arbeit bedeutete jene im Steinbruch. Riesige Felsbrocken mussten geschleppt werden. Schon unter normalen Umständen ist es Schwerarbeit, für die ausgemergelten, halb verhungerten Häftlinge, die nur etwas Suppe und Schwarzbrot bekamen war das jedoch Schwerstarbeit; für viele eine hoffnungslose Lage. Martin Wolff, KZ-Insasse im »*Lager Weißsee*« beschrieb seine Erlebnisse folgendermaßen:

»Im Steinbruch ist die Hölle los. Ausgehungert, bei großer Kälte in Eis und Schnee, brechen viele Häftlinge vor Ermattung zusammen. Jeden Tag haben wir mehrere Tote, denn wer kraftlos zusammenbricht, bleibt liegen und erfriert. Andere, die seelisch diese Marter nicht ertragen

Die Häftlinge waren hier im Lager Weißsee Torturen ausgesetzt, die nicht wenige mit ihrem Leben bezahlten. Wie viele tatsächlich starben, ist (leider) nicht bekannt, da Leichen aus KZ Außenlagern üblicherweise in die Hauptlager – in diesem Fall Dachau – rückgeführt wurden. Ebenso wenig ist bekannt, wie oft es zu bewussten Tötungen kam.

Als sich schon die Niederlage für das Deutsche Reich abzeichnete und die Versorgung an den Kriegsfronten schwierig wurde, nutzte man alle Möglichkeiten zum Sparen, so wurde zum Beispiel auch bei der Nahrungsausgabe an die Häftlinge gekürzt. Die Reichsbahn war jedoch daran interessiert, dass die Häftlinge arbeitsfähig blieben und sprach sich gegen weitere Kürzungen der Essensrationen aus. Ein Vertreter der Reichsbahn legte daher Beschwerde in Dachau ein. Mit noch weniger Essen wäre keine sinnvolle Arbeit mehr möglich gewesen.[16] Er setzte sein Anliegen durch.

Am 8. Mai 1945 um 13:45 Uhr zogen in der Gemeinde Uttendorf die ersten amerikanischen Truppen ein. Gleichzeitig versuchten die anwesenden SS-Truppen zu fliehen und sich ins Gebirge zurückzuziehen. Die in den Lagern im Stubachtal befindlichen Häftlinge wurden von den Amerikanern befreit und verpflegt. Sofern es möglich war, schickte man sie in ihre Heimat zurück.[17] Für diejenigen, die die Strapazen überlebt hatten, war die »Hölle Weißsee« vorbei.[18]

Die Sektion Austria des OeAV nutzte in den 1950er Jahren während des Neubaus der Rudolfshütte die drei KZ-Wohnbaracken als Unterkunft für die Alpinisten. Die alte Hütte versank 1953 im Stausee Weißsee bzw. wurde abgerissen. Aus dem ehemaligen KZ Außenlager Weißsee wurde das so genannte »Austriadörfl«.

Die Zeit am Weißsee verfolgte viele ihr Leben lang. Erst Mitte der 60er Jahre wurden Vorermittlungen begonnen, ob am Weißsee Tötungsdelikte oder andere Verbrechen begangen worden waren. Acht (!) Zeugen wurden befragt. Keiner hatte jedoch persönlich Tötungsdelikte gesehen. Daraufhin wurden die Erhebungen beendet, bevor sie noch richtig begonnen hatten, überdies waren die meisten Delikte, die bekannt geworden waren, bereits verjährt.[19] Es kam nicht zu einer rechtlichen oder auch moralischen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte des Kraftwerksbaus im Stubachtal, sondern zu einer Verdrängung; einer Geschichte, die keinesfalls von der der Deutschen Reichsbahn, nicht von der der späteren ÖBB zu trennen ist und auch nicht ganz von der Geschichte der Rudolfshütte der Sektion Austria des ÖAV.

Noch bis vor wenigen Jahren unbekannt, weiß man heute in der Umgebung der Rudolfshütte die Überreste von Baracken zu deuten sowie einige Stollen, Wege und Bauten der Zwangsarbeit am Weißsee zuzuordnen. Am 19. August 2005 wurde eine Gedenktafel an der Stelle der ehemaligen Wohnbaracken zur Erinnerung an die Opfer und die unmenschlichen Leiden der Zwangsarbeiter enthüllt.



Austriadörfl des ÖAV.
Privatsammlung, Heinz Slupetzky

[14]Wolff, 12 Jahre Nacht, S. 66-67.
[15]Drouin, Forcené, S. 116-118. Von der Flucht der Franzosen erzählte auch Hermann Theunis, Jänner 2000.
[16]Interview, Louis Wurnitsch, August 2000.
[17]Gendarmeriechronik Uttendorf, Eintrag 8. Mai 1945.
[18]Ebenda.
[19]Bundesarchiv – Außenstelle – Ludwigsburg, Akte AR 245/73, Schlußvermerk.

Alpenverein – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft

von Walter Theil

Die historische Analyse der 60jährigen Erfolgsgeschichte des Alpenvereins Südtirol, die Eröffnung des Messner Mountain Museum (MMM) Firmian als Stätte der Begegnung und die Verortung neuer Wege im Deutschen Alpenverein, was könnte den schillernden Begriff »Alpenverein« besser zu fassen versuchen. Drei Beiträge, drei Sehweisen, Außenansichten und Innenansichten, Rückblick und Vorschau, Fakten, Emotionen, Befürchtungen – das Ganze ist sicherlich mehr als die Summe dieser Teile, aber diese Teile gehören auf jeden Fall dazu:

Hans Heiss verweist in seiner Laudatio auf die identitätsstiftende Funktion des Alpenvereins, die Zugehörigkeit, Gemeinschaft, ja Heimat bedeutete – im Falle Südtirol noch elementar verstärkt durch das dadurch symbolisierte Bekenntnis zur südtiroler Volksgruppe. Er macht deutlich, dass Verflechtungen zwischen Vereinsgeschichte und gesellschaftlichen bzw. politischen Entwicklungen einerseits unvermeidbar sind, dass diese aber durchaus zu positiven Ergebnissen führen können, wenn Flexibilität und Standhaftigkeit in verantwortungsvoller Gewichtung ausgeübt werden. Im Rückblick zeigt sich auch die stetige Wandlung des »Gesinnungsvereins« zu einem modernen Verband, der die Tradition nicht durch Modernität ersetzte, sondern durch neue Ideen und Aufgaben ergänzte und erweiterte.

Reinhold Messners Redebeitrag ist geprägt durch die Sicht des Einzelnen, hier spricht der verbandsunabhängige Aktivist, der Mann der Berge, der die Schwierigkeiten sucht, um sie (für sich) zu überwinden, und nicht um sie (für andere) zu beseitigen. Er fordert Eigenverantwortlichkeit vom Bergsteiger und verlangt Respekt vor dem Berg, vor den Gefahren der alpinen Welt – den dafür notwendigen Freiraum zu erhalten formuliert er als Aufgabe für die Alpenvereine, ihn zu dokumentieren als Zielsetzung seiner Museen.

Die abwägende Bestandsaufnahme und vorsichtige Trendanalyse des langjährigen Vorsitzenden des Deutschen Alpenvereins bringt die strukturellen und verbandsspezifischen Probleme einer Großorganisation zum Vorschein. **Josef Klenner** spürt positiven und negativen Entwicklungen und Strömungen nach, die ein Verbandskonglomerat mit rund einer ¾ Million Mitglieder tendenziell mit sich bringt.



Alle Fotos: Archiv AVS

60 Jahre AVS 1946-2006. Eine Erfolgsgeschichte Südtirols

von Hans Heiss

Vortrag von Hans Heiss anlässlich der Feier auf Schloss Sigmundskron, 10.6.2006

Sehr geehrte Festgäste,

der heutige Tag ist ein doppelter Freudentag, da er mit der Eröffnung des MMM und der 60-Jahr-Feier des AVS zwei besondere Ereignisse verbindet:



Zum einen der fulminante Auftakt eines nachhaltigen, hart erkämpften Museumsprojekts. Wir sind Zeugen der Bezwingung eines virtuellen Neuntausenders, zwar mit aktiver und anerkennenswerter Beteiligung des Landes, aber mit dem Handicap einer zusätzlichen »Dolomiten«-Durchquerung. Wir können Reinhold Messner, dem Ideator, Kurator, Promotor und Financier in lakonischer Bewunderung nur zurufen: »Chapeau!« – »Hut ab!«.

Zum anderen das große AVS-Jubiläum, das als Festakt einer Gemeinschaft den reizvollen Kontrast zu Messners musealem Alleingang bildet. Beide fallen nicht zufällig zusammen, sondern stehen auch im Zeichen eines tiefen Wandels der Bergerfahrung, die Feste der Eröffnung und Erinnerung signalisieren auch, dass sich das Verhältnis der europäischen, der lokalen Gesellschaft zu den Alpen, zum Berg grundlegend verändert – wieder einmal, aber diesmal vielleicht tiefer als zuvor. Zunächst aber ein Wort des Dankes, dafür, dass ich heute vor Ihnen sprechen darf, ich danke der Landesleitung und Luis Vonmetz für die Einladung und dass sie meine eigentliche Qualifikation in Anspruch nehmen – den Beruf des Historikers.

Der AVS und Messner sind beinahe gleich alt, getrennt durch eine Altersdifferenz von nicht einmal zwei Jahren. Beide sind geprägt durch das »Zeitalter der Extreme« (Eric J. Hobsbawm), durch die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs, durch sein Nachbeben in der individuellen Biografie, in die kollektive Existenz des Vereins hinein. So ist der AVS zwar nach Kriegsende 1946 gegründet worden, in seinen Gründungsakt aber schreiben sich die Prägungen unseres Säkulums ein, der Zugriff des Faschismus, die Verführung des Nationalsozialismus, die zermalmende Wucht der Weltkriege.

An der Wiege des AVS stand die Alpenfaszination des 19. und 20. Jahrhunderts, aber auch die Erfahrung, dass die Alpen einen materiellen und geistigen Raum darstellten, dessen Kolonisierung die beiden Faschismen anstrebten.

Die Männer, die seit dem Spätherbst 1945 an die Reaktivierung eines Alpenvereins in Südtirol gingen, betonten das Unrecht, das die deutschsprachige alpine Bewegung unseres Landes durch das Verbot des DÖAV 1923, durch die Beschlagnahme des Vermögens 1924 erfahren hatte.

1945/46 galt für die Südtiroler, galt für den zu gründenden Alpenverein eine Devise: der Blick nach vorn, das Überleben als Volksgruppe. Betont wurde Südtirols Opferstatus, um die Rechtmäßigkeit der eigenen Ansprüche zu unterstreichen. Ausgeblendet wurden hingegen die unliebsame Vergangenheit, die Faszination, den das völkische Denken, auch der Nationalsozialismus auf manche der Gründergeneration ausgeübt hatte. Zusammenrücken und Einkapseln der eigenen Mitverantwortung war womöglich der einzige Weg zur Durchsetzung, aus heutiger Sicht aber sollte die Gleichzeitigkeit von berechtigten Ansprüchen und dem Verschweigen auch eigener Belastung als Teil der eigenen Geschichte angenommen und offengelegt werden.

Die Gründung des AVS erfolgte strategisch klug: Der grundsätzlichen Genehmigung durch die alliierte Militärregierung kurz vor deren Abzug Ende 1945 folgte

die Zustimmung durch die italienischen Behörden. Die Gründer um den knapp 50-jährigen Hanns Forcher-Mayr waren keine naiven, blauäugigen Enthusiasten, sondern wohl erfahren in den Geboten von Strategie und Taktik.

So begann der neue AVS im Sommer 1946 seine 60-jährige Erfolgstour, rechtlich zwar noch nicht anerkannt, aber als geliebtes Wunschkind vieler Südtiroler. Der spontane Erfolg, der sich durch die baldige Gründung von Ortssektionen, vorab aber durch beachtlichen Mitgliederzuwachs einstellte, entsprang dem Doppelcharakter des AVS: Zum einen war er unpolitisch, dem Erleben der Berge und ihrer respektvollen Nutzung verschrieben, zum anderen aber war die AVS-Mitgliedschaft ein Bekenntnis zu Südtirol, zum Wiederaufbau der Volksgruppe. Der zweifache Antrieb, alpinistisch zu wirken und der Südtiroler Sache zu dienen, bleibt bis heute Erfolgsgrundlage des AVS, erklärt wesentlich seine enorme Zugkraft und seinen Mitgliederzuwachs.

Der Gründer und erste Vorsitzende Hanns Forcher-Mayr, Jahrgang 1898, war Repräsentant jener asketischen, vom Willen zum Durchhalten geprägten Generation, die aus den Erfahrungen der Weltkriege und des totalitären Zeitalters hervorgegangen war. Vom Glauben an die Zukunft des AVS durchdrungen, persönlich zurückhaltend und bei Bedarf ein mitreißender Redner, trug Forcher-Mayr jene Glaubwürdigkeit in den Verein, mit der sich im wahrsten Sinne des Wortes Berge versetzen ließen. Prinzipiell ein Einsamer, so glaube ich zu verstehen, umgab sich Forcher-Mayr mit Männern, die sich organisatorisch, technisch und finanziell nicht von den Anfangshürden abschrecken ließen. Dass die meisten Angehörigen der Gründergeneration heute nicht mehr leben, gibt Anlass zu ehrendem Gedenken, dass einige noch wohlauf sind, bietet umso mehr Anlass zur Festfreude.

Der Mitgliederzuwachs war daher die kleinste Hürde für den AVS: Seine Geschichte zeigt zwar Stagnationsphasen, insgesamt aber registriert der Verein quer durch die Jahrzehnte einen erstaunlichen Anstieg von wenigen 1000 bis auf die 40.000-er Marke. Dies ist ein Grad an Präsenz in der 480.000-Menschen-Gesellschaft Südtirols, der sich wahrhaft erstaunlich ausnimmt. Vielleicht liegt dies daran, dass der AVS eine der besten Möglichkeiten ist, um die Südtiroler Identitäten auszudrücken, um sich als Südtiroler zu fühlen: Naturverbunden, leistungsbetont, den Werten von Gemeinschaft und Familie verpflichtet, leicht konservativ, aber mit jugendlichem Touch, mit klarem Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen und ladinischen Volksgruppe, dennoch aber zukunftsorientiert und weltoffen. Und selbstverständlich männlich, mit einer deutlichen Unterrepräsentation von Frauen in den Führungsriegen – auch das ist Südtirol.

Unser 90-jähriger, unverwüstlicher Lutz Chicken ist die langjährige Personifikation dieser Identität: Englischstämmig, aber in Bozen und Brixen verwurzelt, bewandert im Himalaja und den Westalpen, aber so recht zu Hause in den geliebten Pfunderer Bergen.

Kein echter Südtiroler ohne Eigenheim – auch dies gilt für den AVS: Der Verein startete ohne Hütteneigentum und setzte viel daran, sein Gewicht als alpiner Partner durch eigene Hütten neuerdings unter Beweis zu stellen. Neubau und Rückgabe des Enteigneten, dies war ein deklariertes Ziel der frühen Jahrzehnte. Die Enteignung der Alpenhütten aus DÖAV-Besitz durch den italienischen Staat, zumal des symbolträchtigen Schlernhauses, war ein gravierendes Unrecht. Das faschistische Italien wollte damit die nationale Oberhoheit im hochalpinen Raum, in *alta quota* durchsetzen, die Südtiroler demütigen und den CAI stärken. Der Verlust war schmerzlich, die Enteignung ein Unrecht, aber auch Ansporn, nach vorne zu blicken und sich anderweitig zu orientieren.

Der Neubau von Hütten setzte 1956 ein, mit der erfolgreichen Eröffnung des Radlseehauses. Dabei traten trotz hoher Eigenleistung auch die finanziellen Risiken hervor, die im Bau von Hütten, in ihrer Führung steckten. So verwirklichten die AVS-Sektionen nur ein begrenztes Hüttenbauprogramm, das aus heutiger Sicht zwei Vorzüge aufweist: Zum einen geringere finanzielle Belastung, zum anderen begrenzte Risiken der Übererschließung des alpinen Raumes. Die Mutation einer Berghütte zum Rummelplatz zeigte sich an der 1964 eröffneten Kronplatzhütte, die nicht umsonst längst verkauft ist, als mit dem AVS-Geist nicht mehr konforme Investition.

So nötigte das fehlende Hütteneigentum den AVS von Anfang an, seine Schwerpunkte zu überdenken. Die verweigerte Rückgabe mochte schmerzlich und unrechtmäßig sein, führte jedoch dazu, dass der AVS dynamischer und flexibel blieb, dass er seine Erfolgstour mit leichterem Gepäck antrat. 14 Schützhütten, 4 Selbstversorgerheime und 4 Biwaks im Besitz der AVS-Sektionen sind ein hoher Vermögenswert, aber auch Last genug. Mehr zu bauen hätte womöglich die Kräfte des Vereins überspannt, wäre eine Absage an den Naturschutz gewesen und hätte die AVS-Glaubwürdigkeit gemindert.

Die Geschichte des AVS verwob sich in den ersten 25 Jahren aufs engste mit der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Südtirols. So wie das Land bis 1972 über keine gesicherte, voll funktionsfähige Autonomie verfügte, so wurde auch dem AVS der Rechtscharakter erst im November 1969 von der italienischen Regierung zuerkannt. Bis dahin war der Verein kein voll handlungsfähiges Rechtssubjekt, sondern ein Konstrukt auf Abruf, das etwa die Hüttenprojekte über eine eigene Baugenossenschaft abwickeln musste. Im Grunde beschritt der AVS damit Neuland, denn heute sind Immobiliargesellschaften gang und gäbe, wenn auch unter etwas anderen Vorzeichen.

Zeitgleich mit der historischen SVP-Landesversammlung, die mit knapper Mehrheit die Paketlösung annahm, erkannte die Regierung im November 1969 den AVS an, als vertrauensbildende Maßnahme, als Signal der Wende in der Südtirolpolitik. Und mit dem Tauwetter in der Südtirolfrage wurde auch das Anrecht des AVS auf Entschädigung für den Hüttenbesitz anerkannt, der italienische Staat erkannte das Unrecht der Enteignung an. Die Entschädigung fiel mit mühsam ausverhandelten 650 Millionen 1970 zwar niedrig aus und entsprach längst nicht dem Enteignungswert, war jedoch eine späte Sühne und ein finanzieller Anreiz für die betroffenen Sektionen und den Gesamtverein. Der Wert des Betrags schmolz in der Hochinflation der Siebziger rasch dahin und dämpfte durch einsetzende Wertminderung die Gelüste auf raschen Ausbau des Hüttenbesitzes.

Die frühen Siebziger brachten nicht nur eine politische Wende, die den Verein auf neue Grundlagen stellte, sondern auch einen durchgreifenden Generationswechsel. Sämtliche Führungsgremien wurden 1973 runderneuert, nachdem bereits 1971 mit Gert Mayer ein 20 Jahre lang prägender Vorsitzender gewählt worden war. Die grundlegende Erneuerung mochte für viele Ältere schmerzlich sein, dem Verein aber tat sie gut, da eine Neubestimmung seiner Organisation und Zielsetzungen umso leichter fiel.

Wenn es dem AVS in den Siebzigern gelang, die Jugend zurückzugewinnen, so zeigt sich hierin bereits die *longa manus*, der lange Arm des heutigen Vorsitzenden Vonmetz, der sich 1972, als bereits gereifter Jugendlicher, an den völligen Neuaufbau der Jugendarbeit machte. Das Einströmen der Jungen in den Verein vitalisierte den AVS, der Aufbau von Jugendheimen war eine zentrale Zukunftsdividende. Viele, die damals – vor 30 Jahren – als Junge einen offenen, einen lebendigen Verein erlebten, blieben dem AVS langfristig treu und übertrugen den positiven Bezug wiederum auf ihre eigenen Kinder, die heutigen Jugendgenerationen.

Und der Idealismus der Jugend machte in den Siebzigern auch die Umweltfrage erstmalig virulent: Die zügige, vorerst kaum gezügelte Erschließung des hochalpinen Raums, die Plünderung der Alpenflora und die Vermüllung des Hochgebirges riefen den AVS auf den Plan, der etwa mit seiner Aktion »Saubere Berge – sauberes Land« 1977 neue Maßstäbe setzte und in den Gesetzgebungsprozess aktiv eingriff.

Das explosive Wachstum des Vereins, erweiterte Aufgabenstellungen und die erneuerten finanziellen Grundlagen führte den AVS seit den Achtzigerjahren in die Dimension eines »alpinen Dienstleisters«. So wie damals das Land Südtirol seine Kompetenzen ausweitete, so entdeckte der AVS eine Fülle neuer Aufgaben. Der Schritt aus der Ebene des »Gesinnungsvereins« auf weitestgehend ehrenamtlicher Basis in eine gelungene Mischung von professioneller Dienstleistung und starkem ehrenamtlichem Engagement war die Frucht der späten Ära Mayer, die 1991 endete.

Unter Luis Vonmetz vollzog der AVS auf diesen Grundlagen ab 1991 einen neuen Qualitätssprung. So wie das Land seinen »Luis« erhielt, so setzte auch der AVS einen Namensvetter an die Spitze, allerdings von etwas anderer Facon. Vonmetz war und ist Leader und Moderator zugleich, in der Lage Neuentwicklungen anzustoßen und zu steuern, zugleich aber auch fähig sich zurückzunehmen und den Ideen von Vorstand, Mitgliedern und Mitarbeitern breiten Raum zu geben. Und dass sich Luis Vonmetz von politischen Ambitionen für gründlich geheilt erklärt, spricht für seine Einsichtsfähigkeit.

Das auskömmliche, vielfach gute Verhältnis zum nationalen und provinzialen CAI ist auch nicht zum mindesten das Verdienst von Vonmetz, der die Gemeinsamkeiten der früheren Gegner in den Vordergrund stellt, ohne in Grundsatz- oder Sachfragen fallweise auch harte Auseinandersetzungen zu scheuen. Ein wichtiger Prüfstein für die Kooperationsfähigkeit beider Alpinpartner wird in naher Zukunft die Option einer gemeinsamen Verwaltung der dem Land zugefallenen Hütten aus Staatsbesitz darstellen. Die Zeichen, dass in dieser Frage eine wegweisende, europäische Lösung erarbeitet wird, stehen durchaus gut. Zugleich nutzen wir den Anlass, um dem CAI-Alto Adige und sei-

nem Präsidenten Franco Capraro zum 85. Gründungsjubiläum herzlich zu gratulieren.

Der AVS des Jahres 2006 ist eine stille Großmacht, die aktuell zwischen mehreren Kernaufgaben vermittelt: Dem Schutz der alpinen Welt, den Freizeit- und Sinnbedürfnissen seiner 40.000 Mitglieder und den Ansprüchen des Tourismus. Sein Erfolg liegt in der Betreuung von sechs zentralen Aufgabenfeldern, die Hauptleitung und 32 Sektionen gut abgestimmt bearbeiten.

• Offene Gemeinschaft: Der AVS trägt ein vielfältiges Profil unterschiedlicher Generationen und Interessengruppen. Der Verein bietet Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen breiten Raum und wird in Zukunft verstärkt zur Anlaufstelle für ältere Menschen aufrücken. Familien finden im AVS ein wachsendes Angebot; die Mitgliederstärke der Frauen sollte auch in den Entscheidungsgremien verstärkt Berücksichtigung finden.

• Leistung, Gelassenheit, Sinn: Der AVS ist eine Plattform für alpine Hochleistungen, die sich in der wachsenden Beliebtheit des Sportkletterns äußern. Künstliche Kletteranlagen haben Konjunktur und entsprechen dem Megatrend körperbewussten Erlebens. Der Verein hat sich jedoch auch dem Wandern geöffnet, der gelassenen Bewegung in alpiner Natur.

• Lernort Berg: Berge und alpine Natur sind ein unerschöpfliches Reservoir für Erfahrungen, soziales Lernen und die Aneignung von Kenntnissen. Der AVS bietet Erfahrungs- und Lernchancen durch sein Aus- und Weiterbildungsangebot. Alpine Ausbildung für Tourenleiter und Bergführer, ihre sorgfältige Evaluation und konstante Einbindung in ein vielfältiges Kursangebot sind unerlässlich für Seriosität und Sicherheit.

• Stützpunkte, Wegenetze, Rettungsdienste: Das AVS-eigene Unterkunftsangebot mit über 1000 Schlafplätzen wurde bereits erwähnt. Über das »Südtirol-Wegeprojekt« hat der AVS das Wegenetz im Lande auf rund 10.000 km kartografisch erfasst, einheitlich gekennzeichnet und durch schonende Instandhaltung von Wander- und Höhenwegen aufgewertet. Die Bergrettung im AVS reagiert prompt und effizient, gleich ob Leichtsinn oder unverschuldete Bergnot ihren Einsatz notwendig machen.

• Ehrenamt, Professionalität, Motivation: Die Leistungen des AVS werden großteils über ehrenamtliche Arbeit abgedeckt. Die Motivation, sich für den Verein einzusetzen, hat im Lauf von 60 Jahren nicht nachgelassen. Auch die hauptberuflichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen leisten weit mehr als ein Routinepensum: So viel Einsatz stärkt Selbstbewusstsein und Autorität gegenüber den Förderpartnern.

• Bewahrte Zukunft: Die Zukunft des alpinen Raums steht vor einer Wegscheide. Der rasch einsetzende Klimawandel, anhaltender Erschließungsdruck, Verkehrslawinen in der Talsohle und im Gebirge sind enorme Herausforderungen für Boden, Wasser, Luft und – selbstverständlich – die Menschen. Der AVS nützt und schützt die alpin Natur. Sein Kampf hat in der Vergangenheit oft gefruchtet, in nächster Zukunft ist sein Einsatz verstärkt gefordert.

In der Frage der Ortsnamengebung hat der AVS seit vielen Jahren klar Position bezogen. Diese Position mag von vielen, auch von uns, nicht geteilt werden, sie hat aber den Vorzug der Klarheit und nötigt zu ernsthafter, wohl argumentierter Auseinandersetzung.

Lassen Sie mich schließen: Der alpine Raum, die Bergwelt in und außerhalb Europas stehen heute vor einer Wegscheide, von der auch dieses Museum kündet. Alpine Räume entleeren sich, sie renaturieren, sie werden aber auch stärker denn je belastet. Leider haben die EU-Verkehrsminister den jubilierenden AVS nicht mit der Ratifikation des Verkehrsprotokolls der Alpenkonvention beglückt, wir hoffen, dass sie nicht bis zum 70. des Vereins darauf warten werden.

Viele Angehörigen der Freizeitgesellschaft betrachten die Berge als Spielwiese, als Spaßgeräte, als Fortsetzung der Wellness mit anderen Mitteln. Berge sind aber weder Fun-Parks noch steinerne Erlebniswelten.

Dieses Museum hat eine entschiedene Kernbotschaft: Berge sind auch Ausdruck des Unerreichbaren, die schroffe Markierung menschlicher und gesellschaftlicher Grenzen. Sie signalisieren ständig, dass es zwar höher, aber nicht mehr weiter geht. Sie gemahnen an die Endlichkeit gesellschaftlicher Entwicklung und individueller Existenz, Berge sind Räume gesteigerter Vitalität und Lebensfreude, aber auch Orte der Erinnerung daran, dass unsere Nächsten, dass wir selbst sterben müssen.

Der AVS hat die Aufgabe, diese Grundwahrheiten im Bewusstsein zu halten. Nicht aufdringlich, nicht missionarisch, aber als stille Botschaft. Er ist Dienstleister und Grenzwächter, Vermittler von Gemeinschaft und einsamer Erfahrung. Keine leichte Aufgabe, aber der AVS hat in seinen 60 Jahren eine beeindruckende Entwicklung. Dem Verein geht es heute gut, er wird aber auch neue Krisen zu meistern haben. Wenn ihre Bewältigung gelingt, ist dies für Südtirol, für den zentralen Alpenraum ein großer Gewinn. Gratulation, ad multos annos!

Der Alpenverein und das kulturelle Erbe des Bergsteigens

VON REINHOLD MESSNER

Vortrag von Reinhold Messner anlässlich der Feier auf Schloss Sigmundskron, 10.6.2006

Guten Morgen allerseits,
liebe AVS-Mitglieder, liebe Freunde,
sehr verehrte Damen und Herren!

Zuerst einmal ein herzliches Willkommen auf Firmian. Denn ich nenne dieses Museum jetzt MMM Firmian, um ein Brand zu haben, das international verstanden werden kann.



Nun bin ich bei der Gretchen-Frage: warum habe ich zur 60-Jahr-Feier dem Südtiroler Alpenverein dieses Haus geöffnet, nachdem ich seit gestern die Verantwortung in Firmian trage? Ganz einfach: Der Alpenverein gehört hierher! Das ist ja nicht mein Museum. Es ist ein Museum, ein Treffpunkt, ja ein Begegnungsraum für alle, die sich um die Berge kümmern, mit den Bergen etwas zu tun haben, die die Kultur hinter den Bergen, also das Erbe des Alpinismus weitertragen. Ein noch stärkerer Grund ist meine Beziehung zu Luis Vonmetz. Wir beide haben zusammen im Biwak gefroren, 1973 in der Pelmo-Nordwand. Wir beide haben zusammen Unsicherheit, ja Angst ertragen. Am Westpfeiler der Marmolada, als der Fels so glatt war, dass wir kaum noch weiterkamen. Wir beide haben viele, viele Abende zusammen gesessen und über das Bergsteigen geredet. In diesem Zusammenhang komme ich gleich auf einen ersten Teil dessen, was ich die Kultur der Berge nenne. Es ist das Gleiche, was seine Heiligkeit, der Dalai Lama, die »Compassion« nennt. Kompassion, übersetzt als Mitgefühl, wird vielfach falsch verstanden. »Compassion« ist nichts anderes als das Mit-Verstehen, weil man mitgelitten hat. Bergsteigen ist nicht nur Spaß! Bergsteigen hat auch zu tun mit Gefahr, hat zu tun mit Schwierigkeiten, die zu überwinden, hat zu tun mit Leiden, die zu ertragen sind. Wer dieses Museum genau anschaut und sich die Mühe macht, die Texte zu lesen, wird von Philosophen erfahren, warum dieses Thema so wichtig für uns ist. Wir können uns generell auf dieser Erde nur verstehen, wenn wir uns jeweils in die anderen hineinfühlen können. Nicht nur hineindenken. Bergsteigen hat mehr mit Emotion als mit Verstand zu tun.

Im Übrigen bin ich Gründungsmitglied der Alpenvereinssektion Villnöss. Wenn ich 1977 aus dem AVS ausgetreten bin, hat das nicht nur private Gründe. Der damalige Alpenverein ist in seinem Bescheidenheitsanspruch zur Anspruchslosigkeit verkommen. Dabei meine ich nicht nur den Südtiroler Alpenverein, sondern die mitteleuropäischen Alpenvereine. Ich will keinen Eliteverein und sie dürfen es nicht falsch verstehen. Der Alpenverein sollte nur nicht das werden, was der ADAC in Deutschland für die Autofahrer ist. Wir brauchen keinen ADAC des Alpinismus. Mit Fritz März, dem ehemaligen Chef des Deutschen Alpenvereins, habe ich mich gut dazu und zum Hüttenwesen unterhalten. Wir hatten damals ja eine starke Streitkultur, Diskussionen, die uns weitergebracht haben. Später ist vieles davon leider verloren gegangen.

Jetzt komme ich zu einem nächsten Punkt, der vielleicht verständlich macht, wo die Alpenvereine in den letzten Jahrzehnten einen falschen Weg eingeschlagen haben. Das Skilaufen war früher Teil des Alpinismus, so wie heute das Klettern in der Halle Teil des Alpinismus ist. Ja, ich teile die Meinung, dass die Kletterhalle mit zum Alpenverein gehört. Das Skifahren war früher dazu da, im Winter mit Brettern ins Gebirge hinaufzusteigen. In Eigenregie, in Eigenverantwortung und frei von Regeln und Begrenzungsstangen. Einmal oben ist man, so gut man damals konnte, wieder heruntergerutscht. In den 30er Jahren nun haben Touristiker erkannt, dass man große Massen von diesen Rutschern erreichen kann, wenn man ihnen Aufstiegshilfen baut, wenn man Pisten präpariert und die Pisten wurden vor allem präpariert, um den Leuten Sicher-

heit zu suggerieren. Man hat dort, wo es lawinengefährlich war, Stahlabhängungen gebaut. Es sollten ja keine Lawinen mehr runter gehen. Man hat also Infrastrukturen gebaut, das heißt, die Pisten waren im Grunde ähnlich wie die Autobahn: glatt gewalzte Streifen vom Berg ins Tal. Ein sicherer Raum also, wo man ohne Angst, ohne Erfahrung, ohne Risiko unterwegs sein konnte, auch ohne aufpassen zu müssen. Damit hat sich das Pistenskifahren entwickelt. Inzwischen hat es sich völlig abgetrennt vom Alpinismus. Ja, das Pistenskifahren hat mit dem Alpinismus nichts mehr zu tun. Ich werde am Ende des Vortrages darauf kommen, dass wir heute fast alle auf Pisten unterwegs sind. Wir leben im Zeitalter des Pistenalpinismus und so nenne ich die heutige Zeit: Zahlen- und Pistenalpinismus. Damit sind wir mit dem gesamten Alpinismus dort angelandet, wohin wir in den 30er Jahren einen Teil unserer Werte, auch unserer Spielmöglichkeiten verloren haben. Mit dem Ausdruck »Pistenalpinismus« komme ich zu dem, was mein Thema ist, zu den Werten des Bergsteigens.

Ich bemühe mich seit Jahren, das Erbe des Bergsteigens einzubringen. Dieses Museum habe ich unter anderem gestaltet, um das Erbe des Bergsteigens weiter zu tragen. Wohl gemerkt: Das Erbe ist nicht nur das, was wir haben. Und alles, was wir haben ist langweilig. Ja, das Erbe ist auch die Erinnerung an das Gestern. Wir brauchen es, um die Zukunft gestalten zu können. Denn nur wer das Gestern kennt, nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft. Unsere Vergangenheit, die alpine Geschichte, die alpine Literatur sind großartig. Gestern hat in Deutschland die Fußballweltmeisterschaft begonnen. Alles ist gefeiert worden. Die Fußballspieler haben ein großartiges Spiel, aber Kultur im Hintergrund? Ich bezweifle es. Wir Alpinisten haben mehr als 10.000 Titel, die lesbar sind, einige großartige Denker. Es gibt Musik zum Thema Berg, und zwar nicht nur in Europa, sondern weltweit. Wir haben heute einige Lieder dazu gehört. Es gibt Theaterstücke zum Thema Berg und vor allem Bilder. Viele große Philosophen haben Metaphern zum Berg gefunden. Die meisten Religionen kommen von oben, sie kommen bildlich vom Berg herunter. Ich erinnere nur an Moses, der mit den 10 Geboten von Sinai herunterkommt. Das Bild suggeriert, dass die Erkenntnis von oben kommt. Ja, die Berge wurden früher als eine Brücke verstanden, von der Erde zum Himmel und als solche sollten wir sie weiterhin respektieren. Wir sollten uns ihnen mit Andacht, Respekt nähern. Als ein Tor zum Jenseitigen, zu jener Dimension, die uns normalerweise nicht zugänglich ist.

Das Bergsteigen ist kein Sport. Ich weiß, dazu wurde über ein Jahrhundert hinweg gestritten. Aber was ist es dann? Es ist nicht besser und nicht schlechter als Sport, es ist aber etwas anderes als Sport. Denn mit dem Sport verbinden wir das Messbare, das Begreifbare. Bergsteigen aber ist nicht messbar. Es geht über das Messbare hinaus. Deswegen sollten wir uns bemühen, die rein sportlichen Elemente nicht in den Mittelpunkt zu stellen bei unserem Tun. Bergsteigen ist auch nicht »fit for fun«. Ich weiß, als solches wird es von vielen jungen Leuten heute verstanden. Aber ich erinnere daran: die Könner fangen immer dort an, wo der Spaß aufhört. Bergsteigen ist also nicht nur Spaß.

Gottfried Benn, der große deutsche Dichter, hat das Bergsteigen definiert als den Widerstand gegen den herausgeforderten Tod. Das heißt, der Tod spielt bei unserem Tun eine wesentliche Rolle. Es stimmt ja auch: Wenn nicht gefährlich ist, was wir tun, machen wir keine starken Erfahrungen. Hans Heiss hat es in seinem Vortrag auch angesprochen: dass Lebensgefahr dazu gehört. Aber es gilt der Lebensgefahr auszuweichen, auf der Hut zu sein, immerzu. Das ist die Kunst des Bergsteigens: obwohl es lebensgefährlich ist, nicht umzukommen. Dieser Widerspruch ist einem Laien schwer zu vermitteln. Jeder aber, der selber geklettert ist, jene, die je einen Fuß über den Barhocker hinausgehoben haben, wissen, dass Bergsteigen gefährlich ist: wegen der Lawinen, Steinschlag, Blitz und Donner. Vor allem, weil wir Menschen Mängelwesen sind. Wir Menschen machen Fehler und wenn wir am Berg einen Fehler an einer Stelle machen, die es nicht erlaubt, sind wir tot.

Bergsteigen hat auch mit Selbstverschwendung zu tun. Selbstverschwendung ist ganzer Einsatz. Wir geben also alles aus an Erfahrung, Können, Mitteln, Zeit. Nur um unsere Ziele zu erreichen. Und es sind immer selbstgesteckte Ziele. Obwohl der Einsatz zur Selbstzerstörung führen könnte, setzen wir alles ein. Ja, wir können dabei umkommen. In diesem schwierigen Spagat zwischen Selbstverschwendung und möglicher Selbstzerstörung findet das große Bergsteigen, die Erfahrung statt, die einzigartig ist. Und wer die Bücher gelesen hat, von Emil Zigmondy bis zu Walter Bonatti, findet diese Aussagen in anderen Sätzen und in vielfacher Weise wieder. Wir Menschen haben die Möglichkeit, uns selbst zu bestimmen und ein Ziel anzugehen, das absurd erscheint, weil unser Tun für die Allgemeinheit nicht verständlich ist.

Das Bergsteigen ist immer Selbstzweck. Wir steigen ja nicht für eine Nation oder einen Verein oder eine Gruppe auf irgendeinen Berg, wir tun es, um Erfahrungen zu machen. Aber Erfahrungen kann ich nur subjektiv machen. Indem ich hinaufsteige, indem ich mich ausliefere: der Höhe, der Weite, der sauerstoffarmen Luft, dem Steinschlag. Nur so mache ich starke Erfahrungen.

Natürlich sind wir Alpinisten auch Anarchisten. Denn wir machen uns unsere Regeln selbst. Wir sind Ideatoren unseres Tuns, wir sind Akteure unseres Tuns, und am Ende auch die Schiedsrichter dessen, was wir getan haben. Wir wissen am Ende unserer Touren immer: haben wir es gut gemacht, haben wir Kompromisse gemacht – es geht ja vielfach auch um den Stil. Selten wird uns ein großer Wurf gelingen. Zu all dem gehört Eigenverantwortung. Bergsteigen hat mit Eigenverantwortung zu tun. Je mehr man nun versucht, dem Bergsteiger Verantwortung abzunehmen, indem man Pisten baut, wo nichts passieren kann, indem man abgesicherte Wege baut, umso mehr an Erfahrungsmöglichkeit schwindet und die Freiheit schwindet mit. Denn die Freiheit wird nicht größer beim Bergsteigen, indem man mehr Absicherungen schafft, mehr Wege baut, auch senkrechte Kletterwege oder Pisten bis zum Gipfel des Mount Everest, sondern indem man die Sicherheit, die immer nur aus dem Inneren, aus den Erfahrungen des Einzelnen kommen kann, fordert. Wer Sicherheit für sich und seine Klientel einfordert, gibt an Freiheit auf! Dieser Satz ist natürlich auf alle mitteleuropäischen alpinen Vereine gemünzt. Das blinde Sicherheitsversprechen – das Suggerieren: »wir bieten Sicherheit« – bleibt ein wesentlicher Fehler auch des AVS. Niemand kann anderen garantieren, dass am Berg oben nichts passiert. Wer wirklich auf einen Berg hinaufsteigt nimmt Gefahren an, die zu Risiken werden. Wenn wir aber anfangen, die Berge zu verdrahten – Blitzableiter am Matterhorn bauen oder Lawinenhänge abhängen oder überall Funknetze machen – nehmen wir den Bergen nicht nur ihre eigentliche Dimension, ihre Größe auch, wir nehmen den Menschen die Freiheit, aus eigenem Antrieb, in jene Räume zu gehen, die im Grunde nicht für uns Menschen geschaffen sind. Die Berge sind nicht als Lebensraum geeignet. Wir sind da oben höchstens für ein paar Minuten oder ein paar Tage geduldet. Und wir sind nie diejenigen, die Berge besitzen. Wenn ich einen Gipfel erreicht habe, gehört er mir noch lange nicht, außer ich kann ihn kaufen. Und dann gehört er mir auch, wenn ich nicht hinaufgestiegen bin. Der Satz »Ein Gipfel gehört dir erst, wenn du wieder unten bist« ist großer Unfug, kolonialistisches Gehabe.

Aber ich weiß: wir leben im Zeitalter des Pistenalpinismus. Ich könnte auch sagen: im Zeitalter des Zahlenalpinismus. Emil Zigmondy, einer meiner Vorläufer, Paul Preuss oder auch Walter Bonatti haben in ihren Büchern nie mit Zahlen jongliert. Die heutige Generation kennt nur noch Ausdrücke wie neunter Grad, achttausend Meter, sieben Stunden – das ist Zahlenalpinismus. Aber mit Zahlen ist das, was wir erfahren und was der Berg uns bietet, nicht ausdrückbar. Es ist ein Zeichen der Armut, wenn wir uns bei der Beschreibung unserer Erlebnisse, unserer Erfahrungen nur auf Zahlen beschränken.

Dabei war ich von Anfang an für die Entwicklung des Wettkletterns. Wenn es in der Halle stattfindet, wie es heute der Fall ist. Ich war von Anfang an für die Halle, wenn man gleichzeitig klar macht, dass die Halle eine Möglichkeit ist, an die Aktivität, an die sportliche Dimension des Kletterns heranzuführen. Denn dieser »Als-Ob-Gefahrenraum« – eine Halle darf natürlich keine Gefahren bergen – muss in der Vorstellung der Menschen eindeutig getrennt bleiben vom wirklichen Gefahrenraum. Und hierin hat der Alpenverein, haben die mitteleuropäischen Alpenvereine ihre neue große Aufgabe: klar zu machen, dass der »Als-Ob-Gefahrenraum« etwas ganz anderes ist als der Gefahrenraum im Gebirge. Und wir müssen vorsichtig sein, dass wir nicht die Gebirge zu »Als-Ob-Gefahrenräume« machen. Weil wir es gewohnt sind, im »Als-Ob-Gefahrenraum« zu klettern, zu handeln. Die Gebirge müssen Gefahrenräume bleiben! Die Gefahr ist Teil des Wertes Berg. Wenn wir den Bergen die Gefahr wegnehmen, schaffen wir Attrappen. Wir machen die Berge damit zu etwas Banalem. Wenn uns die Berge wirklich heilig sind – und diesen Ausdruck benutze ich im Grunde ungern – tasten wir die Berge nicht an. Wir stellen keine Infrastruktur ins Gebirge, sondern belassen es so, wie es seit Urzeiten war und auch bleiben soll. Für alle Zeiten.

Die zweite Aufgabe der alpinen Vereine ist genau das, was ich hier gemacht habe, die Pflege des Erbes: Literatur, Historie, die wir haben, die großartige Kunst, die Bergsteiger und auch Künstler um unser Thema geschaffen haben, gilt es lebendig zu halten. Wir haben eine Literatur, wir haben eine geschriebene Geschichte und Philosophie. Auch die nächste Generation wird das alles neu zu beleuchten haben. Wie die nächste Generation sich das Bergsteigen neu erfinden muss. Das

Bergsteigen ist für die jungen Leute noch nicht getan. Es ist nicht so, dass wir ihnen alles vorweggenommen haben. Im Gegenteil, es ist so, dass die Berge immer noch da stehen, wenn wir ihnen ihre Werte nicht nehmen. Wir würden nur etwas wegnehmen, wenn wir diese Berge weiter verdrahten und weiter mit Fixseilketten vom Basislager bis zum Gipfel des Mount Everest verstümmeln würden.

Zuletzt, gestatten Sie es mir, ein paar persönliche Anmerkungen: Hier, in diesem Haus, sind mein Erbe – ich meine das nicht wirtschaftlich, also meine Gedankenwelt und mein Bergsteigen, dargestellt. Ich weiß, es ist nicht Eure Welt. Wir sind nicht Unseresgleichen. Es wird hier und heute auch keine Verbrüderung zwischen uns geben, keine Summe der Erfahrungen. Denn ich will kein Einerlei. Unsere Lebenshaltungen sind nicht die auseinander gerissenen Teile des Alpinismus, die sich zusammenaddieren ließen. Hier stehen sich Selbstbestimmung und Fremdbestimmung gegenüber. Nicht die Hälften der ganzen Freiheit. Vielleicht gehen wir streckenweise auch zusammen, wie ich mit Luis Vonmetz oft zusammen geklettert bin, am Berg oder in diesem Museum. Ich tue das sehr gern, auch wenn es manchmal, wie jetzt, bei dieser Rede, anders klingen mag. Ich will mit meinen Museen und meinem Bergsteigen auch nicht provozieren. Ich weiß allerdings, dass ich fast immer polarisiere. Weil ich direkt und kompromisslos bin und vielfach falsch verstanden werde. Mein Bergsteigen und dieses Museum sind nicht dazu da, wem auch immer oder Euch zu gefallen. Ich wüsste wohl, was Ihr alle jetzt hören wollt, aber ich sage weiterhin, was ich denke. Denn so wenig ich mich mit Journalisten gemein mache, mache ich mich mit dem Alpenverein gemein. Meine Erfahrungen, Bücher, Museen haben eigene Gesetze und Wertigkeiten, ganz unabhängig von dem, was alpine Vereine mit ihnen machen oder was Euch dazu einfallen mag. Seit dreißig Jahren entsteht mein Weg abseits der ausgetretenen Alpenvereinspfade. Es ist kein gerader oder besserer Weg, es ist nur mein Weg.

Zuletzt wünsche ich allen ein »Kalipé«, tibetisch für »geht langsam«. Andere würden »Berg Heil« sagen, ich aber habe ein Problem mit diesem Ausspruch. »Kalipé« bedeutet »immer ruhigen Fußes« und ich möchte zuletzt einen großen deutschen Bergsteiger zitieren: »Kederbacher«, Johann Grill, den Erstbegeher der Watzmann Ostwand. Es war ca. 1880. »Kederbacher« hat auf die Frage, was wesentlich beim Bergsteigen sei, nur geantwortet: »Die Hauptsach' ist, man weiß wo der Berg steht«. Und ich wünsche mir, dass der Alpenverein in Innsbruck, in München und in Bozen wieder greift, riecht und sieht, wo der Berg steht.



Der DAV auf neuen Wegen?

von Josef Klenner

Der Jahresbericht, der vom Präsidium den 600 Delegierten der Sektionen in der Hauptversammlung 2005 zur Diskussion und Genehmigung vorgelegt wurde, enthielt beeindruckende Informationen. Erfolgreiche Veranstaltungen, größter Mitgliederzuwachs seit Jahrzehnten, solide Finanzen mit einem ansehnlichen Jahresüberschuss, weiterhin boomende Ausbildung der Übungsleiter und eine Alpenvereinsjugend im kräftigen Aufwind waren die herausragenden Ergebnisse des vorangegangenen Jahres.



Der Deutsche Alpenverein befindet sich wenige Jahre nach seiner Strukturreform in einem hervorragenden Zustand. Er ist ein Verein mit klaren Zielen, Perspektiven und einem äußerst positiven Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit. Dabei ist er zuverlässiger Partner für Regierungen, Behörden und Unternehmen.

Vieles deutet darauf hin, dass es sich dabei nicht nur um ein kurzzeitiges Zwischenhoch handelt, denn offenbar zahlen sich jetzt die mühevoll erarbeiteten und oft nicht leicht durchsetzbaren Strategien einer konsolidierten und auf Nachhaltigkeit ausgerichteten Vereinsführung aus. Andererseits darf diese Situation aber auch nicht dazu verleiten, auszuharren, Erfolge zu genießen oder gar in Selbstgefälligkeit oder Selbstzufriedenheit zu verfallen.

Die immer kürzer werdenden Zyklen für Entwicklungen und der permanente Erfolgsdruck im Wettbewerb um die Konsumenten der heutigen Freizeitgesellschaft fordern ihren Tribut. Große Organisationen wie der DAV tun sich oft schwer mit der Wahrnehmung von Anzeichen, die Veränderungen, neue Strömungen oder veränderte Erwartungshaltungen der Mitgliedschaft ankündigen. Damit steigt die Gefahr, von der Rolle des Gestaltens in die Position des Reagierens zurückzufallen.

Ein Blick in die nicht so offensichtlichen Seiten unseres Vereins zeigt dem genauen Betrachter bereits heute sehr deutlich, dass es Strömungen und Tendenzen gibt, die in der Breite des Vereins kaum wahrgenommen werden, die aber bereits eine eigene Dynamik entwickelt haben und sich weder aufhalten noch umkehren lassen. Ich möchte dies anhand einiger Beispiele demonstrieren.

Wandlung zum Sportverein

Klettern insgesamt, aber insbesondere das an künstlichen Einrichtungen, ist die Trendsportart in Deutschland und weltweit, sie weist Zuwachsraten auf, wie sie es für kaum eine andere Sportart derzeit gibt. »Trend« oder »Trendsportart« steht nicht für eine kurzlebige Modeerscheinung, sondern es bezeichnet die Grundrichtung einer Entwicklung mit Perspektiven und zukunftsweisendem Potenzial.

Klettern ist allein schon deshalb keine Modeerscheinung, weil diese Bewegungsform schon von der Kindheit an zu den Grundbedürfnissen der Menschen gehört. Ein Blick auf unsere Kinderspielplätze zeigt uns, dass gut die Hälfte der dort aufgestellten Geräte Klettereinrichtungen unterschiedlichster Art und Formen sind. Hier liegt das Grundpotenzial für eine Sportart, die erst seit gut einem Jahrzehnt in den Blickpunk der Öffentlichkeit getreten ist. In der Vergangenheit wurde schon intensiv und auf extremem Niveau in den Bergen geklettert, dies blieb aber nur einem relativ begrenzten Personenkreis, der sich zuvor im Regelfall die notwendigen Kenntnisse erworben hatte und über entsprechende Fähigkeiten verfügte, vorbehalten. Mit den neuen Klettereinrichtungen steht einem großen Publikum und damit auch einer neuen Klientel die Möglichkeit zur Verfügung, diesen Sport zu jeder Tageszeit, saisonübergreifend und das ganze Jahr über betreiben zu können. Das ursprünglich an das Gebirge und an die Felsen der Mittelgebirge gebundene Klettern ist in das flache Land und in unsere Städte eingezogen.

In welcher Weise übt diese Entwicklung Einfluss auf den DAV, seine Strukturen und insbesondere auf die Sektionen aus, die vor Ort den neuen Erwartungen unmittelbar gegenüber stehen?

Die Kletterweltmeisterschaften in München und die World Games in Duisburg waren für den DAV, der diese Meisterschaften organisatorisch zusammen mit dem Weltverband äußerst erfolgreich abwickelte, die Topereignisse im Jahr 2005. Beide Veranstaltungen haben eindrucksvoll die Attraktivität und Faszination dieser Sportart demonstriert und die Zuschauer in ihren Bann gezogen.

In solchen Ereignissen spiegelt sich unverkennbar und eindrucksvoll der rasante Aufstieg, den diese Sportart innerhalb des Vereins, in den Sektionen und im Hauptverein erlebt, wider. Die Sektionen haben vornehmlich durch den Bau von Kletteranlagen an dieser Entwicklung partizipiert. Darin wurden sie mittels finanzieller Förderungen durch den Hauptverein unterstützt.

Viele Sektionen von Flensburg bis Garmisch und von Dresden bis Aachen sind diesem Phänomen verfallen. In weniger als 10 Jahren haben mehr als 180 Sektionen eine künstliche Freiluft- oder Hallenkletteranlage gebaut. Der offensichtliche Erfolg dieser Einrichtungen führt heute dazu, dass immer mehr und immer größere Projekte in Angriff genommen werden. Am Beispiel der Kletterszene München kann man am ehesten ermessen, welche rasante Entwicklung künstliche Kletteranlagen hervorrufen können.

Vor wenigen Jahren war man sich darin einig, dass die für die damaligen Verhältnisse gewaltige Anlage von Thalkirchen für München und Umgebung genügend Reserven beinhalten und auf längere Zeit ausreichen würde. Heute sind in den Außenbereichen von München bereits zwei weitere Hallen entstanden und zwei neue Großprojekte befinden sich in der Planungs- und Realisationsphase. Die Nachfrage ist in wenigen Jahren geradezu explosionsartig angestiegen, sodass eine realistische Bedarfsplanung am Beispiel München kaum durchführbar scheint.

Die Kletterhallen bescheren den örtlichen Sektionen einen rasanten und scheinbar nicht enden wollenden Mitgliederzuwachs, der in Großstädten in Tausenden gemessen werden kann. In Hamburg hat das neue Kletterzentrum in nur knapp zwei Jahren der Sektion Hamburg nahezu zweitausend neue Mitglieder beschert. Selbst in Kleinstädten und strukturschwachen Gebieten entstehen in der Hoffnung auf Partizipation am Trend Klettersport manchmal überdimensioniert erscheinende Kletterzentren.

Der Hauptverein hat nach dem Beitritt zum Deutschen Sportbund im Jahre 1995 auf diese Entwicklung mit dem Aufbau von regionalen Verbandsstrukturen reagiert, die den Sportbetrieb abwickeln sollen und die inzwischen zu einer festen Größe im Gefüge des DAV geworden sind.

Es wurden Strukturen für die Durchführung von Wettkämpfen mit den dazu erforderlichen Regelwerken, einem Sportentwicklungsplan und Antidopingbestimmungen eingeführt. Heute gibt es neben der Deutschen Meisterschaft auch Landes- und Sektionsmeisterschaften. Auf internationaler Ebene gehört der DAV dem UIAA Climbing Council, einer Unterorganisation der UIAA, an und nimmt dort als einer der größten Mitgliedsverbände gestaltend Einfluss.

Die Abteilung Spitzensport der Bundesgeschäftsstelle bietet gemeinsam mit dem Fachbeirat Spitzensport den notwendigen Background, ohne den eine professionelle Gestaltung und Abwicklung von Wettkampfsport nicht möglich wäre. Die Rahmenbedingungen wurden konsequent entwickelt und funktionieren reibungslos.

Die entscheidenden Entwicklungen finden aber letztendlich in den Sektionen, die das Rückgrat des DAV sind und ohne deren Unterstützung weder nationale noch internationale Wettkampfformen überhaupt möglich wären, statt.

Die Erfahrungen der letzten Jahre belegen, dass Sektionen mit ansprechenden Kletteranlagen offensichtlich über einen deutlichen Vorteil gegenüber den Sektionen, die diese Einrichtungen nicht besitzen, verfügen. Sektionen in der Fläche sind gegenüber denen der Ballungszentren im Nachteil. Hierdurch hat sich Erfolgsdruck aufgebaut, der zukünftig immer mehr Sektionen zwingen wird Kletterhallen zu betreiben, wollen sie sich nicht von einer Entwicklung mit hohen Erfolgsaussichten innerhalb des DAV abkoppeln lassen.

Welche Schlüsse lassen sich denn nun aus diesen Entwicklungen ableiten?

Zuerst einmal überwiegen eindeutig die positiven Ergebnisse, wie Mitgliederzuwachs, Attraktivitätszuwachs, steigende Finanzmittel und überproportionale Zunahme an jungen Mitgliedern. Dies sind Erfolgsfaktoren mit Zukunftsperspektiven, die für sich selbst sprechen und die nachhaltig die Situation der Sektionen verbessern. Hinzu kommen weitere attraktive Einnahmequellen, die auch Finanzmittel für andere Sektionsaktivitäten generieren können, so wie dies bei den großen und gut geführten Anlagen der Fall ist. Negative Auswirkungen sind vordergründig nicht erkennbar, so dass sich auch kaum wirkliche Argumente gegen diese Entwicklung finden lassen.

Eine Begleiterscheinung allerdings, die anfangs kaum wahrgenommen wird, ist jedoch untrennbar mit der aufgezeigten Entwicklung verbunden. Mit einem überproportionalen Wachstum an Mitgliedern, die aus ganz spezifischen Motiven den Weg in den Alpenverein finden, entsteht automatisch eine neue Erwartungshaltung gegenüber den Sektionen. Zur Erfüllung dieser Erwartungen sind entsprechende Serviceangebote auf der Sektionsseite unverzichtbar, will man die eben gewonnenen Neumitglieder nicht genauso schnell wieder verlieren, wie man sie gewonnen hat.

Um die Kletterhallen herum bildet sich ein neues Mitgliederklientel mit besonderen Erwartungen und eigenem Image. Es bevorzugt die sportlichen Aktivitäten, gibt sich aufgeschlossen und auf der Höhe des Trends. Andere Sektionsaktivitäten werden von diesem Personenkreis kaum wahrgenommen oder spielen eine eher untergeordnete Rolle. Das Klettern in der Halle wird leicht zu einem Selbstzweck und daher auch nicht automatisch als Einstieg oder Vorstufe zu alpinistischen Unternehmungen verstanden.

In den Kletterhallen und deren Umfeld entwickelt sich eine Szene, die anderen Zielen und Vorbildern folgt als dies bisher der Fall war. Auf diese Wiese vollzieht sich ein Wandel von innen heraus, der durchaus dominierende Züge einnehmen kann und altbekannte Schwerpunkte in den Sektionsaktivitäten in Frage und letztendlich in den Hintergrund stellen wird. Es ist daher absehbar, dass es in nicht allzu ferner Zukunft Sektionen geben wird, in denen die Kletteranlagen den Stellenwert von traditionellen Schwerpunkten, wie zum Beispiel Hochgebirgshütten, weit in den Schatten gestellt haben werden.

Dies muss nicht grundsätzlich als Gefahr oder nachteilig angesehen werden. Insbesondere in solchen Fällen, in denen Hütten das Sektionsleben dominiert oder gelähmt haben, können neue Aufgaben auch belebend und erneuernd wirken. Andererseits besteht durchaus die nicht zu unterschätzende Gefahr, dass bei zu starker Gewichtung und Intensivierung der Aktivitäten am Ort der Sektion das Engagement in und für die Alpen, für die Hütten und insbesondere für die Wegeinstandhaltung nachlässt und damit die Kompetenz der jeweiligen Sektionen und des DAV insgesamt in alpinen Fragen und für die Alpen im allgemeinen leidet oder gar verloren geht. Damit steht letztendlich die über Jahrzehnte hinweg teilweise hart erstrittene Wahrnehmung durch Behörden und Regierungen in Frage.

Großsektionen in Ballungszentren versus Provinz

Der kontinuierliche Anstieg der Mitgliederzahlen über Jahre hinweg hat vielfältige Ursachen, in der die Kletterhallen zwar eine wesentliche aber keineswegs eine alleinige Rolle spielen. Die Attraktivität der Angebote für die Mitglieder der Sektionen sind der Schlüssel zu dieser Entwicklung. Dem Hauptverein, der für die Rahmenbedingungen verantwortlich ist, kommt dabei eine eher nachrangige Bedeutung zu, denn es zählt Engagement und die Präsenz vor Ort. Ohne attraktive Sektionen wären die Perspektiven des Vereins keineswegs so positiv wie sie sich tatsächlich entwickeln konnten. Das Wachstum der letzten Dekade hat im Ergebnis eine substanzielle Stärkung des Deutschen Alpenvereins auf allen seinen Ebenen und in der Außenwirkung zur Folge gehabt.

Allerdings hat sich das Wachstum nicht gleichmäßig über alle Sektionen und Regionen entwickelt. Es gibt teilweise erstaunliche Unterschiede, die bereits zu substanziellen Verschiebungen im Gleichgewicht geführt haben. Das Spektrum der Mitgliederstärke in den Sektionen hat sich in kurzen Zeiträumen extrem verbreitert. Neben extrem großen Sektionen mit zehntausenden von Mitgliedern gibt es zahlreiche kleine und kleinste, die alle gemeinsam den weltgrößten Bergsteigerverein bilden. Heute sind rund 200.000 Mitglieder von insgesamt 740.000 Alpenvereinsmitgliedern in nur 10 Sektionen Mitglied. Die kleinste dieser Sektionen hat bereits mehr als 8.000 und die beiden größten AV Sektionen München und Oberland zusammen bereits knapp 110.000 Mitglieder. Damit sind rund 15% aller DAV- Mitglieder in nur zwei Sektionen, beziehungsweise gut 27% in nur 10 Sektionen Mitglied. Andererseits gibt es 48 Sektionen, die weniger als 350 und einige davon sogar deutlich weniger als 100 Mitglieder zählen.

Wir sind es gewohnt, ganz allgemein von den Sektionen des DAV zu sprechen. Diese Formulierung ist inzwischen mehr eine Redewendung als dass sie charakteristische Aussagen über die Sektionen des DAV zulässt. Zu vielfältig und verschieden sind deren Interessen und Belange, als dass sie mit wenigen Worten beschrieben oder gar zusammengefasst werden könnten.

In den kleinen und mittleren Sektionen werden alle

anfallenden Aufgaben und Tätigkeiten von ehrenamtlichen Kräften bewältigt. Dies stellt die Vorstände oft vor beträchtliche Herausforderungen, denn nicht immer gibt es bereitwillige Kandidaten, wenn es darum geht, frei gewordene Ämter wie Gruppenleiter, Fachübungsleiter, Jugendreferenten oder Vorstandsmitglieder neu zu besetzen. Die Bereitschaft verantwortungsvolle, arbeitsreiche und zeitlich unbefristete Aufgaben zu übernehmen, findet sich heutzutage immer seltener. Eine Verlagerung dieser Tätigkeiten auf bezahlte Kräfte kommt aber aufgrund der im Regelfall bescheidenen finanziellen Ausstattung nicht in Betracht. In manchen Fällen bleiben dann Positionen vorübergehend oder auch auf längere Zeit unbesetzt, was einerseits zu Mehrbelastungen der verbliebenen Personen oder aber zu Einschränkungen im Angebot der Sektionen führt.

Die Großsektionen kommen allein schon aufgrund ihrer Mitgliederanzahl nicht umhin Geschäftsstellen mit bezahlten Kräften einzurichten. In gut ausgestatteten und ebenso gut geführten Geschäftsräumen werden in kundenfreundlichen Öffnungszeiten der Kundschaft – den Sektionsmitgliedern und Interessenten – perfekte Serviceleistungen angeboten. Diese reichen von Ausbildung über Jugendarbeit, Tourenprogramm, Ausrüstungsverleih bis zur Kletterhallenbenutzung. Damit wird ein Rundum-Service angeboten, der oft Vergleichbares sucht.

In der Vergangenheit wurden immer wieder Diskussionen darüber geführt, ob der Alpenverein eher ethischen Grundsätzen als Konsum- oder Servicegedanken folgen sollte. Diese scheinen an den großen Sektionen des DAV vollkommen vorbei gegangen zu sein. Das erscheint um so erstaunlicher, als manche Verfechter von ethischen Grundpositionen inzwischen Vorständen von Sektionen angehören, die den Mitgliederservice in den Vordergrund gestellt haben. Einige Redner aus Hauptversammlungen vergangener Tage lassen sich heute vermutlich nur noch ungern an ihre damaligen engagierten Redebeiträge erinnern.

Trotz oder obwohl das Wachstum der großen Sektionen sich so dominant entwickelt hat, werden immer wieder neue Sektionen gegründet. Es finden sich Bergsteigerinnen und Bergsteiger, die das Wagnis einer Vereinsgründung eingehen, um gemeinsam alpinistische Ziele anzugehen. Hierzu gehört viel Enthusiasmus und Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement, ohne dass eine Erfolgsgarantie gegeben werden kann.

Dem entgegen stehen aber auch erste Fusionen von Sektionen, die offensichtlich für sich allein keine ausreichende Basis mehr sehen. Damit hat eine Entwicklung eingesetzt, die Konzentrationen und größere Einheiten hervorbringen wird. Es sind aktuell zwar noch Einzelfälle, die bei weiterer Zunahme aber durchaus eine nachhaltige Veränderung der alpenvereinsinternen Landschaft nach sich ziehen können. Die Auswirkungen lassen sich nur schwer einschätzen, denn mit einer weiteren Zunahme der Anzahl von Großsektionen verkleinert sich der Raum zum Atmen für die mittleren und kleinen Sektionen zwangsläufig. Dies wiederum könnte einen Prozess beschleunigen, der den Zerfall und letztendlich die Auflösung traditionell bewährter Vereinsstrukturen zur Folge hätte.

Das ehrenamtliche Engagement war und ist der Schlüssel zu einer nunmehr fast 140-jährigen Erfolgsgeschichte. Der Deutsche Alpenverein ist einmalig unter den großen Vereinen in unserem Lande. Seine Vielfältigkeit und seine unmittelbare Nähe zu den einzelnen Mitgliedern sind unschlagbare Stärken, die ihn so attraktiv und kompetent gemacht haben. Unsere Mitglieder profitieren davon, dass die Vorstände von Sektionen bis zur Bundesebene um die Bedürfnisse der Bergsteiger aus eigenem Erleben wissen.

Diese Errungenschaften scheinen allmählich an Bedeutung zu verlieren, denn mit der Größe einer Sektion steigt die Distanz zum einzelnen Mitglied zwangsläufig. Eine persönliche und individuelle Betreuung weicht einem professionellen Management, ohne das eine wirtschaftlich erfolgreiche Führung nicht möglich wäre. Es steigert darüber hinaus die Angebotspalette, ermöglicht interessante und große Kletteranlagen und erweitert die Nutzungszeiten der Sektionseinrichtungen. Die Mitglieder kommen in den Genuss eines Services, den nur vergleichbar ausgestattete Sektionen bereithalten können. Die Erfahrungen der letzten Jahre belegen eindrucksvoll, dass dies offensichtlich die Erwartungen unserer Mitglieder trifft.

Sektionen mit dem zuvor beschriebenen Umfeld und Angebot werden weiter wie ein Magnet wirken und in großem Maße weitere Mitglieder anziehen. Gleichzeitig werden die Sektionen in kleineren Städten und in ländlichen Räumen an vergleichbaren Entwicklungen nicht partizipieren können, was das Gefälle weiter ansteigen lassen wird. Überlagert wird diese Entwicklung durch die modernen Medien, die es ermöglichen per Internet Mitgliedschaften und Angebote auch dann zu buchen, wenn man nicht in der Nähe des Sektionssitzes wohnt.

Fazit

Die aufgezeigten Bereiche belegen, dass hier Entwicklungen eingesetzt haben, die sich noch im Anfangsstadium befinden und deren Auswirkungen nicht vorher- und absehbar sind. Es ist daher wichtig, dass sie ins Bewusstsein derjenigen dringen, die Verantwortung im DAV tragen. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass zu einem Zeitpunkt an dem noch Weichenstellungen möglich sind, Initiativen ergriffen werden, um den Konsens im Deutschen Alpenverein auch langfristig zu sichern. Dabei geht es weder darum krampfhaft auf bestehende Verhältnisse zu pochen, noch Traditionen zu pflegen, sondern darum unter Abwägung und Einbeziehung der erkennbaren Entwicklungen für Rahmenbedingungen zu sorgen, die Sektionen aller Größen eine faire Chance auf erfolgreiche Entwicklungen sicher stellt.

Der Deutsche Alpenverein hat immer in besonderer Weise von seiner Pluralität und vom Konsens zwischen den Sektionen und Ebenen profitiert. Die Vorstände der Sektionen, gleich welcher Größe, müssen auch zukünftig bereit sein, das Maß an Toleranz aufzubringen, das notwendig ist, um dem jeweiligen Gegenüber ausreichend Luft zum Atmen und Wachstum zu belassen. Dem Hauptverein kommt in diesem Zusammenspiel eine aktive Moderatorenrolle zu, die dem fälligen Entwicklungsprozess den notwendigen Rückhalt sichert.

Nach Jahren der Strukturentwicklung folgt eine Periode, in der die Entwicklungen der Interessen und Erwartungen der Einzelmitglieder zunehmend an Bedeutung gewinnen werden. Die bereits erkennbaren Ansätze für Veränderungen erfordern eine aufgeschlossene Beachtung und angemessene Reaktionen. Es kommt einzig darauf an, die Signale zu erkennen, um die notwendigen Konsequenzen daraus zu entwickeln.



Autoren

Andreas Dick, geb. 1964 in Baden-Baden, lebt mit Frau und Ronja (12) in Planegg bei München als freier Journalist und Redakteur. Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, DAV-Vizepräsident, Mitglied im Lehrteam Bergsteigen und im erweiterten Lehrteam Sportklettern des DAV. Wenn Zeit, Wetter und Partner stimmen, geht er klettern in Fels und Eis.

Peter Donatsch, geb. 1958. Meine Texte und Bilder, in Form von Reportagen, Büchern, Lesungen und Multivisionsschauen zeigen Schönheit, Geheimnis und Wandel in der Natur und beim Menschen. Sie sind Ausdruck meiner Sicht auf die Welt. Mein Bestreben zielt darauf ab, ›dahinter‹ zu blicken, das Unsichtbare, Unbekannte zu beschreiben ...

Gaby Funk, geb. 1957 in Eybach/Schwäb. Alb. Studium Germanistik/Romanistik in Konstanz und Chambéry/Grenoble, Produktmanagerin und Leiterin Marketing/Presse bei Reiseveranstaltern, Tourguide in Alaska und Kanada, Reiseleiterin. Aufbaustudium Journalismus in Mainz, Redakteurin bei Alpin, Reiseredakteurin/Textchefin bei Outdoor. Lebt seit 2005 in Oy-Mittelberg im Allgäu als freie Bergsport- und Reise-Journalistin und Autorin. Übersetzerin französ./engl. Bergbücher.

Monika Gärtner, geb. 1966, Studium der Geografie und Geschichte unterbrochen durch Jobs auf Alpenvereinshütten, in Schischulen, in der Kinder- und Jugendarbeit, seit 1990 Projektmitarbeiterin bei der Natur- und Kulturvermittlung im Ausstellungswesen, seit 1998 Leiterin des ALPENVEREIN-MUSEUM Innsbruck des Oesterreichischen Alpenvereins.

Stefan Glowacz, Kletterprofi seit knapp 20 Jahren, gewann 1985 den ersten Kletterwettkampf im ital. Bardonecchia, wurde dreimal »Rock Master«. Heute widmet sich der dreifache Vater am liebsten abenteuerlichen Expeditionen: Projekte in Kanada, Grönland, Kenia, Patagonien und in der Antarktis. Hauptdarsteller in Werner Herzogs »Schrei aus Stein«, Buchautor (zuletzt erschien seine biografische »Zwischenrechnung« unter dem Titel »On the rocks – Leben an den Fingerspitzen«, die er gemeinsam mit Ulrich Klenner geschrieben hat.

Dr. Richard Goedeke, geb. 1939, Geograph und Anglist, Lehrer i.R., extremer Kletterer und Allroundbergsteiger (119 alpine Erstbegehungen, über 1000 im Mittelgebirge), früherer Landesjugendleiter des DAV. 10 Jahre Mitglied im Hauptausschuss des DAV, Naturschutzreferent, Garant von Mountain Wilderness, Mitglied im ehem. Bundesausschuss und jetzigen Fachbeirat Klettern und Natur des DAV, Autor von Kletterführern und Mitautor der Kletterkonzeption Niedersachsen.

Harald Grund, geb. 1969, Architekt, arbeitet als Projektmanager in München. Seit seiner Jugend ist er besonders dem Holzbau verbunden. In seinem Artikel über die Olperer Hütte konnte er diese Leidenschaft mit seiner zweiten, dem Bergsteigen, verbinden.

Peter Haßlacher, geb.1949 in Nikolsdorf/Osttirol; Geograf, seit 1980 Leiter der OeAV-Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz in Innsbruck, Univ.Lektor für Alpine Raumordnung, Konrad-Lorenz-Staatspreisträger für Umweltschutz.

Hans Heiß, geb. 1952, Historiker, Lehrbeauftragter an der Universität Innsbruck, Abgeordneter des Südtiroler Landtags.

Dr. Christoph Höbenreich, geb. 1968 in Innsbruck, Sportwissenschafter, Geograph, staatlich geprüfter Berg- & Skiführer, Autor. Leiter mehrerer erfolgreicher Gebirgs- und Polarexpeditionen: Nordpol, Trans-Grönland, Vinson Massiv (Leiter der US-Basis Vinson Basecamp), Franz Josef Land Durchquerung auf den Spuren von Julius Payer. Mitarbeiter der Sportabteilung im Amt der Tiroler Landesregierung. Lebt mit Jolanda, Timo Nanuk und Daniel Denali in Thaur.

Alexander Huber, geb. 1968 im oberbayr. Trostberg, staatlich geprüfter Bergführer und Diplomphysiker. Zählt heute zu den erfolgreichsten Allroundbergsteigern der Welt. Der elfte Grad im Sportklettern, freie Bigwall-Begehungen am El Capitan, die Übertragung des Bigwallkletterns auf die hohen Berge und schließlich die freien Alleingänge in den Dolomiten und – 2005 seine Rotpunktbegehung der Voie Petit (X/8b) im Montblancmassiv: überall setzte er Meilensteine des Kletterns.

Ferdinand Hujer, geb. 1962, Studium Landschaftspflege, seit 1992 im Straßenbauamt Ansbach zuständig für Umweltverträglichkeit, Naturschutz und Landschaftspflegerische Begleitplanung. Wohnort mit Familie in Lehrberg bei Ansbach. Im ersten Leben Höhlenforscher, im zweiten Leben Bergwanderer und Globetrotter mit Affinität zu Berggebieten.

Eugen E. Hüsler, geb. 1944 in Zürich, hat bis heute fast 70 Bücher veröffentlicht, darunter einige »Schwergewichte« (vier Atlanten). Gilt als »Klettersteigpapst«, sieht sich selbst aber mehr als Allrounder mit besonderem Interesse für die Geschichte und Erschließung der Alpen. Sein liebstes Buch: »Alpenpanoramen«. Lebt seit 1983 zusammen mit Hildegard in Oberbayern.

Clemens M. Hutter, ehem. Ressortleiter bei den Salzburger Nachrichten. Ausgezeichnet mit dem Konrad-Lorenz-Staatspreis. Publikationen zu historischen und ökologischenThemen. Verfasser zahlreicher Bildbände, Wander- und Themenführer.

Friedrike Kaiser, M.A, geb. 1965, studierte Kunstgeschichte, Neuere Deutsche Literatur und Theaterwissenschaft. Sie ist Leiterin der Abteilung Kultur des Deutschen Alpenvereins. Neben eigenen Bergsportaktivitäten interessieren sie an den Alpen insbesondere kultur- und sozialgeschichtliche Aspekte.

Josef Klenner, geb. 1949, Dipl. Ing. Allroundbergsteiger von Jugend an mit Schwerpunkt für kombinierte Touren in den Westalpen. Ab 1976 Jugendreferent, von 1980-92 Vorsitzender der Sektion Beckum und Vorsitzender des Landesverbandes NRW von 1984-1992. Mitglied im Hauptausschuss des DAV von 1991-92 und Erster Vorsitzender bzw. nach der Strukturreform Präsident des Deutschen Alpenvereins von 1992- 2005. Mitglied des Councils der UIAA seit 1992 und seit 2004 Präsident des Club Arc Alpin. Seit 2006 Sprecher der Nichtolympischen Verbände im Deutschen Olympischen Sportbund.

Elmar Landes, geb. 1936, von 1970-1998 Redakteur und Gestalter der DAV-Mitteilungen und des Alpenvereins-Jahrbuches sowie einiger anderer DAV-Publikationen.

Gerald Lehner, geb. 1963. Lehramt für Sonderschulen und Schwerstbehindertenpädagogik. Seit 1986 Reporter beim ORF, seit einigen Jahren als Redakteur. Publikationen in internationalen Medien, mehrere längere Fernsehfilme. Studium der Politikwissenschaft. Biograf des austro-amerik. Philosophen Leopold Kohr (1909-1994). Längere Aufenthalte in Nordamerika und Asien. Spezialgebiete: Geschichte der UNO, Emigrationsforschung und ungeschminkte Zeitgeschichte des Alpinen. Alpinist, ehrenamtl. Bergretter und Medienreferent im Bundesverband der Österreichischen Bergrettung.

Mag. Karin Leichter, geb.1969, Staatsbürgerschaft Österreich, 1996 Uni Innsbruck Diplomstudium Geographie (Mag. rer. nat.), 1996-1997 University of Aberdeen, Scotland, Postgraduate Studies in Environmental Remote Sensing (M.Sc.), 1998-2003 Europäische Akademie Bozen/Fachbereich Alpine Umwelt, GIS-Bearbeiterin – Erhebung, Bearbeitung und Analyse von räumlichen Daten. Seit März 2003 Koordinatorin »Südtirol-Wegeprojekt«.

Franz Mandl, geb. 1953 in Graz, Beschäftigung mit volkskundlichen und siedlungsgeschichtlichen Fragen der Alpen, seit 1980 Obmann der ANISA, Verein für alpine Forschung, Initiator von zahlreichen interdisziplinären Forschungsprojekten, Verfasser zahlreicher Artikel und Bücher, Hrsg. der Mitteilungen der ANISA, mehrere Ehrungen und Preise (u.a. Theodor-Körnerpreis, 1997; Erzherzog-Johann-Forschungspreis des Landes Steiermark, 2003), arbeitet z.Zt. an einer Dokumentation der urgeschichtlichen Almsiedlungen auf der Dachsteinhochfläche

Jan Mersch, geb. 1971, lebt mit Frau und Kindern im Chiemgau. Bergsteigen und Skitouren seit Kindheit, Klettern und Alpinismus seit 1985 in Europa, USA und Asien. Seit 1993 staatlich geprüfter Berg- u. Skiführer. Jedes Jahr ca. 220 Tage unterwegs, mit Privatgästen in den Alpen und Asien, für das DAV-Lehrteam, und als Nationaltrainer des DAV-Expeditionskaders (2000-05). Intensive Auseinandersetzung mit Risikomanagement, Entscheidungstheorie und Lawinenkunde. Co-Autor der SnowCard. Veröffentlichungen in Büchern und Zeitschriften.

Reinhold Messner, geb. 1944 in Südtirol. Europaparlamentarier, Grenzgänger, Autor, Bergbauer. Geometer-Schule in Bozen, Studium in Padova. Vorträge weltweit, Dokumentarfilme, 50 Buchveröffentlichungen (in ein Dutzend Sprachen übersetzt), vielfach preisgekrönt. Gehört seit 30 Jahren zu den erfolgreichsten Bergsteigern der Welt. Er hat bei 3500 Bergfahrten ca. 100 Erstbesteigungen durchgeführt, alle 14 Achttausender bestiegen, zu Fuß die Antarktis, Grönland der Länge nach, Tibet und die Wüste Takla Makan durchquert.

Bernhard Mock, geb. 1972, Südtiroler. Alpinist, vorzugsweise Dolomitenkletterer, aber oft in den unbekannten Bergen und Felsen der Welt unterwegs (u.a. Baffin Island, Nord-Patagonien, Dominikanische Republik). Als Geometer tätig, ehrenamtlich 2. Vorsitzender der AV-Jugend Südtirol, initiierte und begleitete das Projekt »junge Alpinisten« der AV-Jugend Südtirol.

Franz Mock, geb. 1938 in Bozen, lebt heute am Ritten oberhalb von Bozen. Redakteur der Mitteilungen des Alpenvereins Südtirol sowie der Bergsteigerseite in der Tageszeitung Dolomiten. Im Winter auf Skitouren und im Sommer wochenlang mit dem Kanu in der Wildnis Nordkanadas unterwegs.

Andreas Mühlleitner, geb. 1970 in Aspach, GWH-Installateur, Matura auf dem 2. Bildungsweg, lebt mit Frau und Sohn im Innviertel. Seit 15 Jahren in den Ost- und Westalpen unterwegs. Ausgedehnte Reisen nach Neuguinea, Borneo, Philippinen, Nepal, Indien, intensive Beschäftigung mit Reisefotographie, Ornithologie und Völkerkunde. Veröffentlichungen in ornithologischen Fachzeitschriften und Reisemagazinen.

Wolfgang Nairz, geb. 1944. Leitete 1978 die erste österreichische Mount Everest-Expedition und erreichte als erster Österreicher den Gipfel (bevor R. Messner und P. Habeler ohne Sauerstoff folgten). Obmann der NepalHilfe Tirol, organisiert Hilfsprojekte für Nepal (u.a. das »Sherpa Projekt«), war über 60mal in Nepal; ist auch begeisterter Ballonfahrer, Fotograf, Vortragender, Motivationstrainer und Autor. 2005 wurde ihm von der Österr. Regierung »für die herausragenden alpinistischen Leistungen, zahlreiche Publikationen und Veröffentlichungen sowie das Engagement im sozialen Bereich für die Bevölkerung Nepals, als Erwachsenenbildner, Touristikfachmann und Himalaja-Experten« der Berufstitel Professor zugesprochen.

Eberhard Neubronner, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u. a. »Der Weg« (DAV-Literaturpreis 1994), »Das Schwarze Tal« (1996), »Die Insel Nevermore – Geschichten von draußen« (2004, unveröffentlicht).

Matthias Pinn, Adventure Photograph, Bergsteiger und Gleitschirmpilot war sechs Wochen in Peru vor Ort, um den Alpamayo zu besteigen und mit dem Gleitschirm zu fliegen. Mit seinem Bruder Michael gelang ihm die Erstbefliegung des Cerro Torre und Fitz Roy in Patagonien. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften, Büchern, Kalendern.

Wolfgang Pusch, geb. 1975 in München, lebt im Berchtesgadener Land, steigt seit seiner Kindheit auf Berge und begeistert sich vor allem für klassische Hochtouren. So wurde auch der Großglockner zu einem seiner Hausberge. Er studierte in München Geodäsie und Geoinformation und ist Heeresbergführer der Bundeswehr.

Prof. Dr. Heinz Röhle, geb. 1951, Lehrstuhlinhaber an der Fakultät Forst-, Geo- und Hydrowissenschaften der Technischen Universität Dresden, begeisterter Bergsteiger seit früher Jugend, Sommer und Winter unterwegs in den Bergen Europas in Fels, Eis und auf Skitouren, von 1982 bis 1996 Naturschutzreferent des DAV, seit 2003 im Präsidium des DAV und seit der Hauptversammlung 2005 Präsident des DAV.

Martin Roos, geb. 1967 und dipl. Biochemiker, schreibt seit zehn Jahren freiberuflich über Wissenschaft, vor allem über Medizin und Erdkunde, sowie über Reisen. Beiträge in alpinen Fachzeitschriften und Zeitungen, Buchverfasser und Chefredakteur im Bereich der Onkologie; veröffentlicht in Kürze einen Wanderführer über Ostspanien, lebt in München und Valencia. Homepage des Autors: www.genuancen.net

Mag. Ingeborg Schmid-Mummert, Studium Europäische Ethnologie/Volkskunde und Italienisch (Studienabschluss 1998). Derzeit Arbeit an der Dissertation »Bergtod. Eine kulturwissenschaftlich volkskundliche Analyse« (Arbeitstitel).

Thorsten Schüller, 41, ist seit über drei Jahrzehnten mit Seil, Steigeisen und Skiern in den Bergen unterwegs. Neben zahllosen Touren in den Alpen hat der gebürtige Kieler, der in der Nähe von München lebt, hohe Gipfel im Himalaya, in Südamerika sowie in Zentralasien bestiegen, verdient seinen Lebensunterhalt als Redakteur. Anfang 2007 erscheint unter dem Titel »Canasta im Schneesturm« im Verlag wt-BuchTeam ein Reisereportagenband des Autors.

Nicole Slupetzky, geb. 1972, geb. in Salzburg, wo sie auch lebt und arbeitet. Studium der Geschichte und Politikwissenschaften an der Uni Salzburg. Mitarbeiterin der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs an der Uni Salzburg und der University of Minnesota 2000/01; Vortragende an der Uni Salzburg; Autorin des Buches »Arbeiter für den Endsieg. Zwangsarbeit im Reichsgau Salzburg 1939-1945. Seit Herbst 2003 Fachbereichsleiterin für Sprachen und Wirtschaft an der Volkshochschule Salzburg.

Mag. Stefan Spath, 41 Jahre, lebt in Wien und arbeitet als Reisejournalist mit Schwerpunkten Reisen, Natur, Outdoor und Wellness für Zeitungen und Magazine in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der gebürtige Tiroler studierte Publizistik und Politikwissenschaften in Salzburg und Wien und arbeitete mehr als 10 Jahre in der Außenpolitik-Redaktion der Austria Presse Agentur (APA), längere Aufenthalte in Australien und Neuseeland. Seit 2000 als freier Autor tätig.

Rollo Steffens, geb. 1955 in Hamburg. Lebt als freier Journalist in München. Seit fast 30 Jahren beim DAV, Mitglied beim Österreichischen Alpenklub (ÖAK) in Wien. Extremer Kletterer und Allroundbergsteiger, kennt die großen Wände in den Alpen, war ab 1984 mit mehreren erfolgreichen Expeditionen im Karakorum, Pamir, Tien Shan und im Kun Lun und weiß auch, was dünne Luft ist. Befasst sich als Autor seit fast zwei Jahrzehnten mit alpiner Geschichte.

Marietta Uhden, geb. 1968, erfolgreichste deutsche Wettkampfkletterin, 12fache deutsche Meisterin (10 im Schwierigkeitsklettern, 2 im Bouldern), diverse Podiumsplätze bei internat. Veranstaltungen (u.a. 3. Platz WM Paris 1997, Bronzemedaille bei den World Games in Duisburg, 2004), Kletterrouten bis 11-, hat die B-Trainerausbildung des DAV erfolgreich abgeschlossen und gründete 2004 mit P. Naumann und A. Gehrke ihre eigene Kletterschule.

Jürgen Winkler, erlernte das Fotografenhandwerk und arbeitete einige Jahre in der Industrie- und Werbefotografie. Dann freischaffender Fotograf mit dem Schwerpunkt Fotografie im Gebirge. 1970 Teilnehmer der Nanga-Parbat-Expedition zur Rupalwand, seit 1974 staatlich geprüfter Berg- und Skiführer. Er ist berufenes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Photografie und national und international mehrfach ausgezeichnet. Diverse Ausstellungen im In- und Ausland.

Hermann Wolf, geb. 1934 in Bayreuth, lebt in Kärnten. Berg- und Skiführer, Handelsfachwirt, Organisator. Fotografierend unterwegs in den Gebirgen der Welt, spezialisiert auf Südamerika. Trekkingführungen, Expeditionen. Alpinausbildung für die UIAA, Entwicklungshilfeprojekte der Bundesregierung zur »Förderung des Sports in Entwicklungsländern«, arbeitete für den DAV-Summit Club in Ecuador, Peru, Bolivien und Chile. Filmarbeiten mit »Bergauf-Bergab« des BR in den Anden.

IMPRESSUM

ISSN 0179-1419 ISBN 3-937530-15-0 (Buchhandelsausgabe)
ISBN 3-937530-14-2 (Mitgliederausgabe)
ISBN 3-928777-87-4 (beiliegende AV-Karte)

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Text- u. Bildredaktion: Karin Straßer, Walter Theil
Konzeption u. Layout: wt-BuchTeam Walter Theil, Garching/Alz
Umschlaggestaltung: Norbert Freudenthaler
Reprographische Arbeiten: Wolfgang Ehn, Mittenwald
Gesamtherstellung: Biedermann GmbH, Parsdorf b. München

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
in Deutschland: GeoCenter, Postfach 800330, 70508 Stuttgart
in Österreich: Freytag-Berndt u. Artaria, Brunner Str. 69, 1231 Wien

Bildnachweis (Kapitelseiten):
Bild S. 10: Hintergrathütte.
Foto: Jürgen Winkler
Bild S. 68: Alexander Huber in »voi petit«, Grand Capucin, Mt. Blanc.
Foto: Heinz Zak
Bild S. 146: Markus Pernhard (1824-1871) Großglockner von der Adlersruhe, Öl auf Leinwand, um 1860.
Quelle: Landesmuseum Kärnten
Bild S. 196: Großer Wehlturm, Wand im Morgenlicht IXc, 1. Begehung am 27. Mai 1977 durch Bernd Arnold, G. Lamm, J. Cruse, G. Ludewig, A. Barth, H. Schlesinger.
Foto: Karl Däweritz
Bild S. 252: Am Stüdlgrat, Großglockner.
Foto: A. Strauss
Bild S. 286: Robert Leistner in »Vertreibung der letzten Idealisten«.
Foto: Ralf Friebel

Beilage zu:
4D1(131+3
Lesesaalex.



GLOCKNERGRUPPE

Zeichenerklärung:

- Eisenbahn
- Fahrstraßen, asphaltiert
- Fahrwege, nicht asphaltiert
- Traktorweg
- Fußweg
- Steig
- Weg- und Richtungsspuren
- Gebirgstypische Gletscherroute
- Wegschranke
- Kabinenseilbahn
- Sessellift
- Schlepplift
- Materialseilbahn
- Staatsgrenze
- Zaun, Einfriedung
- Damm
- Gebäude
- Gebäude, verfallen
- Wirtshaus
- Kirchen
- Kapelle / Bildstock
- Denkmal / Gedenkstein
- Wegekreuz, Gipfelkreuz
- Wichtiger Wegweiser
- Sender
- Ombrometer (Regenmesser)
- Höhle, Bergwerk, aufgelassen
- Höhenkoten
- Parkplatz

- Fluß, Bach
- zeitweise wasserführend
- See
- Nasser Boden
- Quelle
- Wasserfall
- Brücke
- Steg
- Wehr, Wildbachverbauung
- Brunnen
- Wasserbehälter
- Wald
- Krummholz, Latschen
- Eiswände, Gletscherspalten
- Alpenvereinshütte
- Sonstige Schutzhütten und Biergartenhäuser
- Biwakschachtel
- Campingplatz
- Europäischer Fernwanderweg
- 443 Markierter Weg mit AV- Nummer
- Sonstiger markierter Weg
- Versicherter Abschnitt, Klettersteig
- Schlechte Wegmarkierung
- KGW Kärntner Grenzweg

Abkürzungen:

- J.H. Jagdhütte
- Wths. Wirtshaus
- W.Z. Wildfütterung
- NP Nationalpark
- Nationalparkgrenze
- Alpenvereinsgrundbesitzgrenze

Maßstab 1: 25 000

1000 m 500 0 1 km 2 km

4 cm in der Karte entsprechen 1 km in der Natur

Neigungsverhältnisse im Profil

Höhenlinienabstände bei verschiedener Neigung

Höhenlinienäquidistanz 20 m, 100 m - Höhenlinie verstärkt

Kartenprojektion: Universale Transversale Mercatorprojektion (UTM)
in 6° breiten Meridianstreifen (Zonenfeld 33 T)
Bezugsellipsoid: World Geodetic System 1984 (WGS 84)

Mit GPS- Empfängern ermittelte Höhen beziehen sich auf das Ellipsoid WGS 84.
Sie sind im Blattbereich um durchschnittlich 48 m größer als die auf Normal- Null bezogenen Höhen in der Karte. Bei den meisten gängigen GPS-Empfängern wird diese Höhendifferenz jedoch automatisch berücksichtigt.

M Meridiankonvergenz bezogen auf Blattmitte: ~1°41'
D Deklination: +1°55' (2006), jährliche Zunahme 0°05,6'
N Nadelabweichung: 3°36' (2006), jährliche Zunahme 0°05,6'

Gitter-Nord · Geogr. Nord · Magnetisch Nord

Herausgegeben im Rahmen der Alpenvereinskartographie vom Deutschen Alpenverein 2006

1. Ausgabe 1928:
Herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein.
Vermessung, stereophotogrammetrische Aufnahme und Auswertung von R. Finsterwalder,München unter Mitwirkung von W. Kuny, München. Fels- und Geländedarstellen sowie Stich von H. Rohn, Wien.
Namen nach K. Finsterwalder, Innsbruck. Im Fuscher Gebiet nach B. Schweizer, Diessen.

2. Ausgabe 1953:
Herausgegeben vom Österreichischen Alpenverein mit einzelnen Ergänzungen von F. Ebster, Innsbruck.

3. Ausgabe 1966:
Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein.
Photogrammetrische Arbeiten: Aeroexploration, Frankfurt/Main, Leitung: G. Lindig.
Bildflug: S. Lüber, Aeroexploration, Frankfurt/Main.
Kartographie: F. Ebster, Innsbruck und O. Walter, Frankfurt/Main.
Geländebegehung, Fels- und Schuttnachträge: F. Ebster, S. Aberl, Innsbruck.

4. Ausgabe 1969:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein mit Ergänzungen und Berichtigungen von H. Tollner, Salzburg, O. Pretzel, Innsbruck, H. Slupetzky, Salzburg und G. Nelles, München.

5. Ausgabe 1973:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Nachträge: R. Blanke, München.

6. Ausgabe 1982:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Photogrammetrische Auswertung der Tallagen zwischen Fusch und und Heiligenblut nach Luftbildern des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen (Landesaufnahme), Wien durch W. Dürmagel an der Technischen Universität München.
Geländebegehung und Kartographie: R. Blanke, München.

7. Ausgabe 1992:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Kartographische Überarbeitung nach amtlichen Unterlagen und eigenen Erhebungen.
Geländebegehung: R. Mauz, G. Winkelmann.
Kartographie: J. Fischer, S. Lamprecht, R. Mauz, M. Nodes, München.

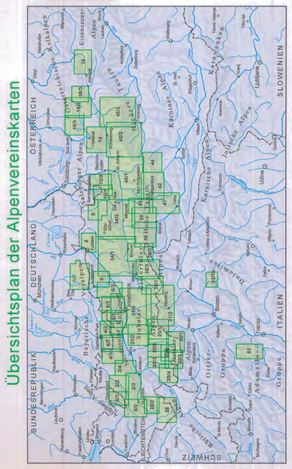
8. Ausgabe 2002:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Kartographische Überarbeitung nach amtlichen Unterlagen und eigenen Erhebungen.
Geländebegehung: W. Pusch, München
Kartographie: R. Mauz, München

9. Ausgabe 2006:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Vollständige kartographische Überarbeitung nach Orthophotos, amtlichen Unterlagen und eigenen Erhebungen.
Geländebegehung und Kartographie: J. Fischer, München.

Gletscherstand: 2002.

ISBN 3-928777-87-4

Übersichtsplan der Alpenvereinskarten



2006

Wegmarkierung

40 Glocknergruppe

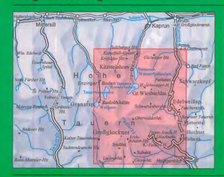
Belege zu:
431 (31+3
Heiligenblut

40

Alpenvereinskarte

Glocknergruppe

Wegmarkierung



1:25 000

Anschlussblatt 34/2 Kitzbühler Alpen, Ost

Anschlussblatt 39 Granatspitzgruppe

Anschlussblatt 41 Schobergruppe

© Alpenvereinskartographie

Top Thema: Hütten und Wege

Heinz Röhle, Wolfgang Nairz,
Thorsten Schüller, Eugen E. Hüsler,
Jürgen Winkler, Franz Mock, Karin Leichter,
Peter Haßlacher, Ingeborg Schmid-Mummert

Bergsport heute

Eberhard Neubronner, Marietta Uhden,
Alexander Huber, Matthias Pinn, Andreas Mühlleitner,
Bernhard Mock, Gaby Funk,
Stefan Glowacz, Hermann Wolf

Kultur/Wissenschaft

Richard Goedeke, Ferdinand Hujer,
Stefan Spath, Monika Gärtner, Friederike Kaiser,
Harald Grund, Peter Donatsch

Alpine Geschichte

Andreas Dick, Rollo Steffens,
Gerald Lehner, Elmar Landes,
Christoph Höbenreich

Gebietsthema & Kartengebiet: Großglockner

Peter Haßlacher, Franz Mandl,
Martin Roos, Clemens Hutter, Wolfgang Pusch

Forum Alpenverein

Jan Mersch, Nicole Slupetzky,
Hans Heiss, Reinhold Messner, Josef Klenner

Kartenbeilage

Großglockner 1:25000

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000482849

Zukunft schützen
DAV Deutscher Alpenverein
ÖAV Österreichischer Alpenverein
Berge erleben
AVS ALPENVEREIN SÜDTIROL

ISSN 0179-1419 · ISBN 3-937530-14-2 (Mitgliederausgabe) · 3-937530-15-0 (Buchhandelsausgabe)